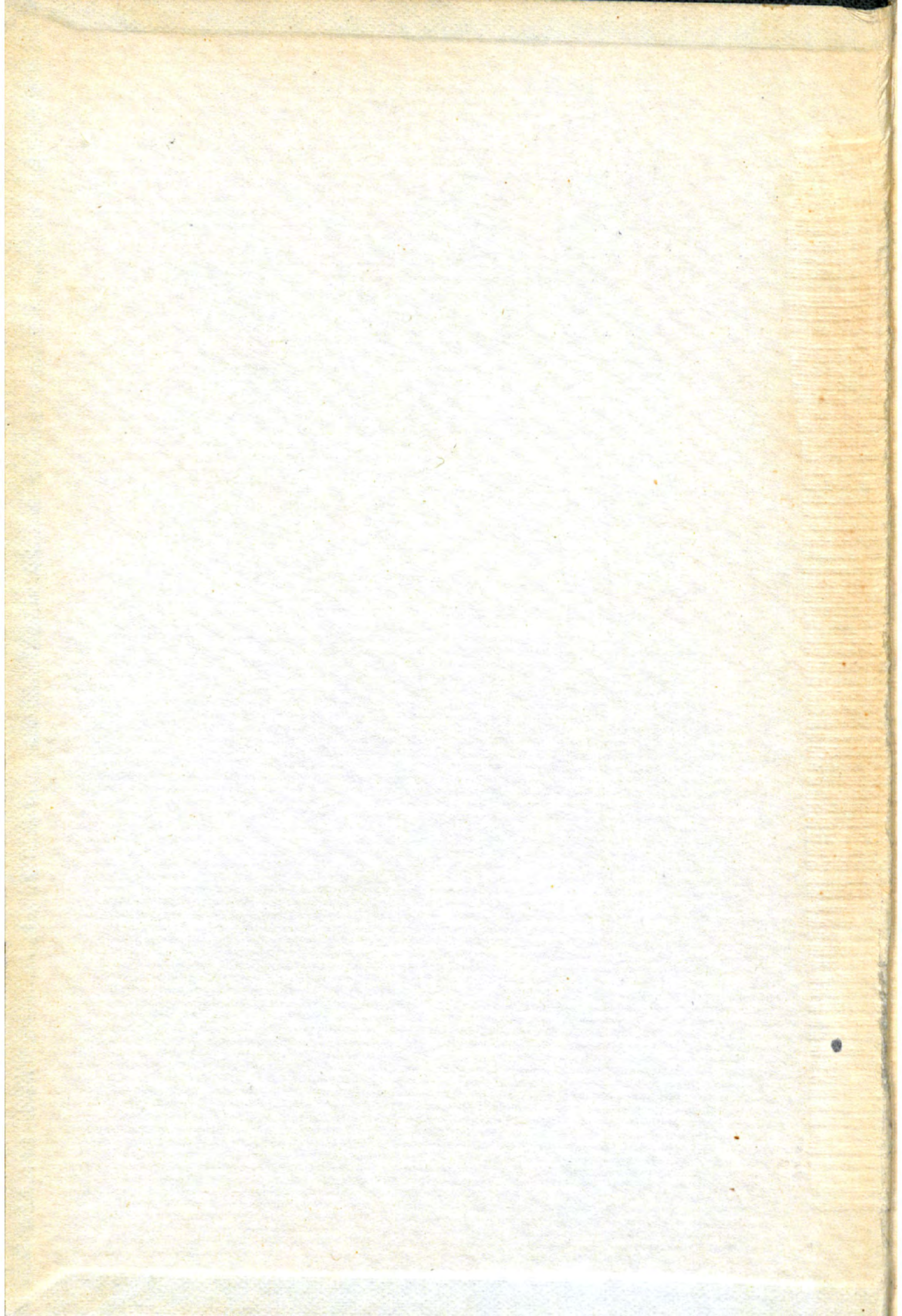
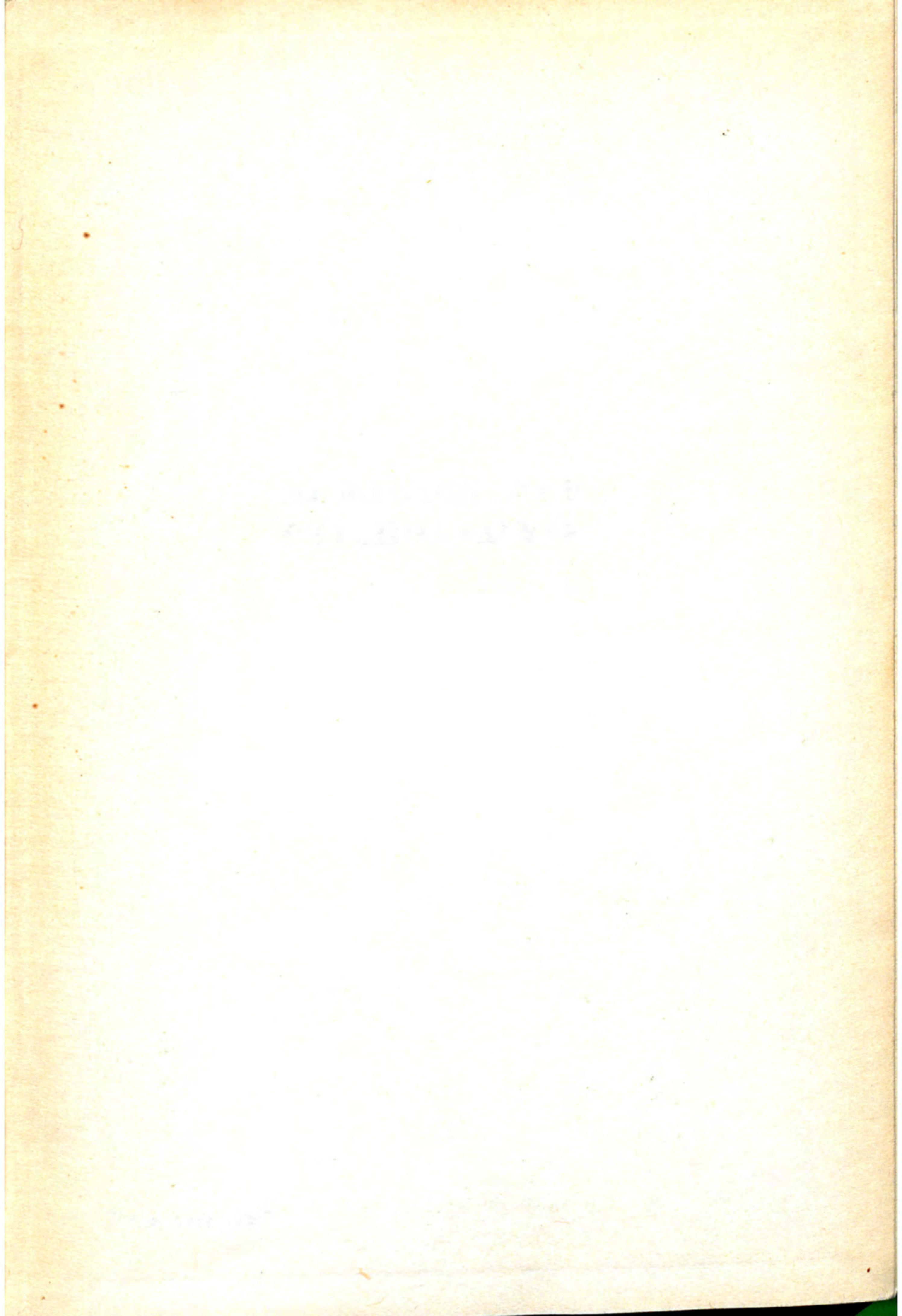
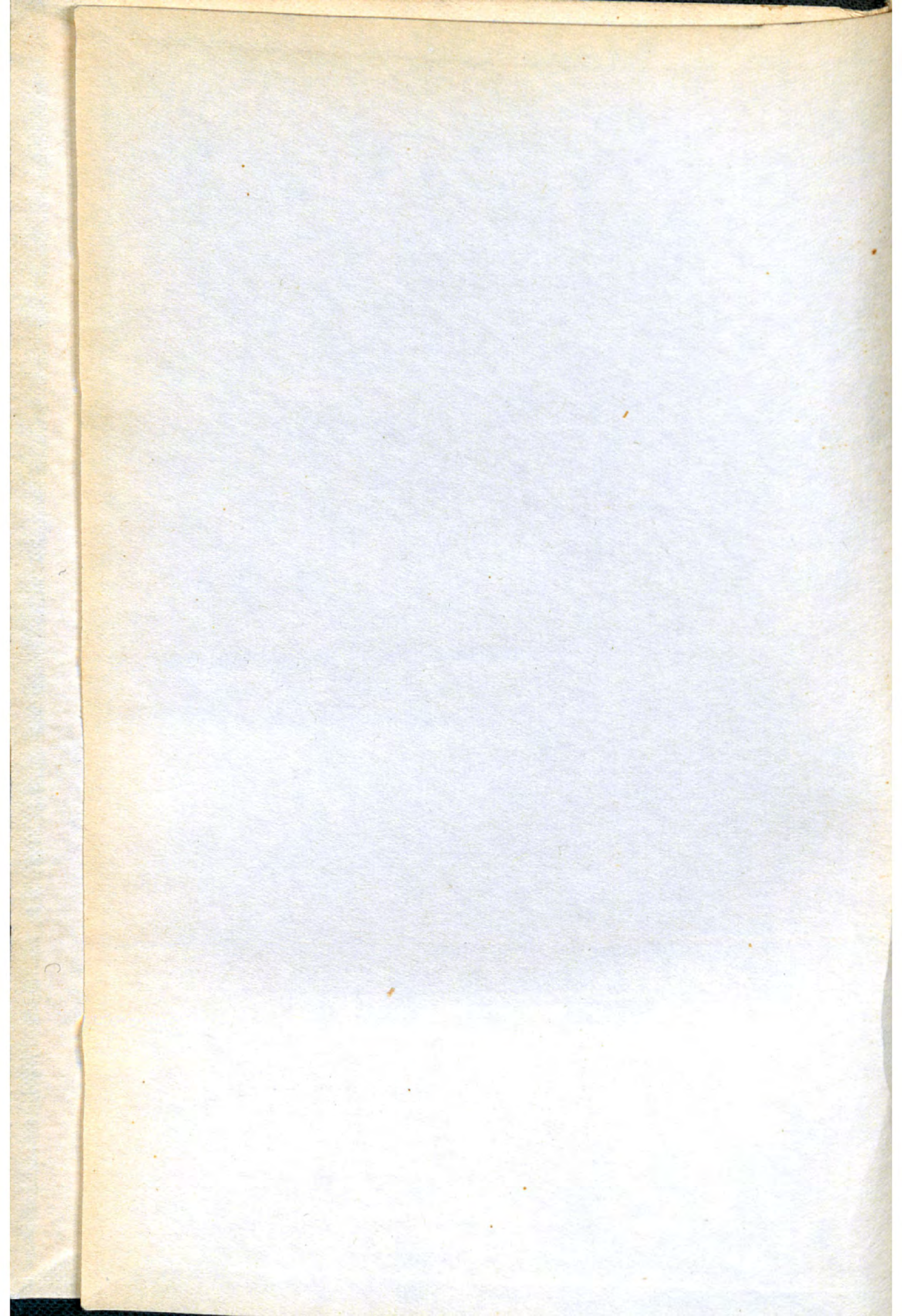
Almanach der Psychoanalyse

1938

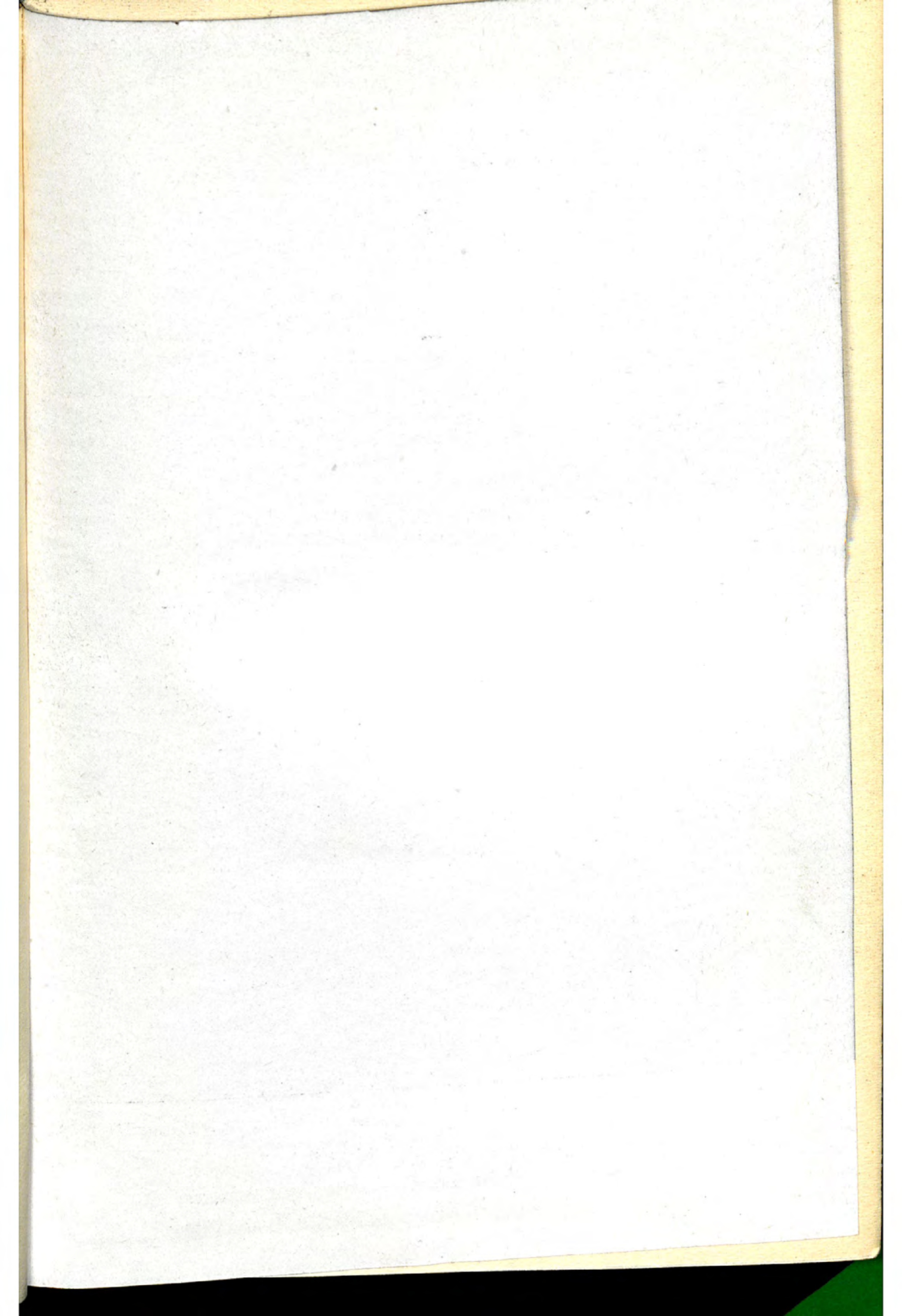






ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1938





Berlin, Ägyptisches Museum

GIPSMASKE IKHNATONS
Werkstatt des Bildhauers Thutmoses aus Amarna
Aus Breasted „Geschichte Ägyptens" Phaidon-Verlag, Wien, 1936

Almanach

der

Psychoanalyse

1938

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Printed in Austria
Druck: A. Ketterl, Wien XVIII

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Kalendarium 7

SIGM. FREUD
Moses ein Ägypter 9

SIGM. FREUD
Wenn Moses ein Ägypter war 23

SIGM. FREUD
Die endliche und die unendliche Analyse 44

KARL A. MENNINGER
Psychiatrie und Medizin 51

FRANZ ALEXANDER
Psychoanalyse und soziale Frage 64

PAUL SCHILDER
Die Beziehung zwischen sozialer und persönlicher Desorganisation 84

SÁNDOR FERENCI †
Psychoanalyse und Kriminologie 96

ROBERT WÄLDER
Kampfmotive und Friedensmotive 103

HEINRICH MENG
Über Wesen und Aufgabe der seelischen Hygiene . . 116

EDWARD GLOVER
Die unbewußte Funktion der Erziehung 126

ÉDOUARD PICHON
Psychoanalytische Untersuchungsmethoden 136

STEFF BORNSTEIN-WINDHOLZ
Mißverständnisse in der psychoanalytischen Pädagogik 141

AUGUST AICHHORN
Zur Erziehung Unsozialer 154

FRITZ WITTELS
Die libidinöse Struktur des kriminellen Psychopathen 159
ERWIN STENGEL
Prüfungsangst und Prüfungsneurose 164
HELENE DEUTSCH
Über versäumte Trauerarbeit 194
RENÉ LAFORGUE
Zur Relativität der Wirklichkeit 208
LAWRENCE S. KUBIE
Psychoanalyse praktisch gesehen 217
RICHARD STERBA
Bemerkungen über drei Filmdarsteller 232
HANS CHRISTOFFEL
Henry Maudsleys Anschauungen vom Unbewußten
und den Trieben 239
2 BILDBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR 1938

	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	
Mo	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25	Mo
Di	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Di
Mi	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Mi
Do	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Do
Fr	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Fr
Sa	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Sa
So	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24	So

	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	
Mo	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Mo
Di	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Di
Mi	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31	Mi
Do	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	Do
Fr	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Fr
Sa	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Sa
So	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	So

	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	
Mo	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	Mo
Di	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	Di
Mi	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	Mi
Do	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	Do
Fr	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	Fr
Sa	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	Sa
So	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	So

Ostersonntag 17. April
Pfingstsonntag 5. Juni

Moses ein Ägypter

Von Sigm. Freud

Erschienen in „Imago", Band XXIII, Heft 1, 1937.

Einem Volkstum den Mann abzusprechen, den es als den größten unter seinen Söhnen rühmt, ist nichts, was man gern oder leichthin unternehmen wird, zumal wenn man selbst diesem Volke angehört. Aber man wird sich durch kein Beispiel bewegen lassen, die Wahrheit zugunsten vermeintlicher nationaler Interessen zurückzusetzen, und man darf ja auch von der Klärung eines Sachverhalts einen Gewinn für unsere Einsicht erwarten.

Der Mann Moses, der dem jüdischen Volke Befreier, Gesetzgeber und Religionsstifter war, gehört so entlegenen Zeiten an, daß man die Vorfrage nicht umgehen kann, ob er eine historische Persönlichkeit oder eine Schöpfung der Sage ist. Wenn er gelebt hat, so war es im 13., vielleicht aber im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; wir haben keine andere Kunde von ihm als aus den heiligen Büchern und den schriftlich niedergelegten Traditionen der Juden. Wenn darum auch die Entscheidung der letzten Sicherheit entbehrt, so hat sich doch die überwiegende Mehrheit der Historiker dafür ausgesprochen, daß Moses wirklich gelebt und der an ihn geknüpfte Auszug aus Ägypten in der Tat stattgefunden hat. Man behauptet mit gutem Recht, daß die spätere Geschichte des Volkes Israel unverständlich wäre, wenn man diese Voraussetzung nicht zugeben würde. Die heutige Wissenschaft ist ja überhaupt vorsichtiger

geworden und verfährt weit schonungsvoller mit Überlieferungen als in den Anfangszeiten der historischen Kritik.

Das erste, das an der Person Moses' unser Interesse anzieht, ist der Name, der im Hebräischen Mosche lautet. Man darf fragen: woher stammt er? was bedeutet er? Bekanntlich bringt schon der Bericht in Exodus, Kap. 2 eine Antwort. Dort wird erzählt, daß die ägyptische Prinzessin, die das im Nil ausgesetzte Knäblein gerettet, ihm diesen Namen gegeben mit der etymologischen Begründung: denn ich habe ihn aus dem Wasser gezogen. Allein diese Erklärung ist offenbar unzulänglich. „Die biblische Deutung des Namens ‚Der aus dem Wasser Gezogene'", urteilt ein Autor im „Jüdischen Lexikon"[1]), „ist Volksetymologie, mit der schon die aktive hebräische Form (‚Mosche' kann höchstens ‚der Herauszieher' heißen) nicht in Einklang zu bringen ist." Man kann diese Ablehnung mit zwei weiteren Gründen unterstützen, erstens, daß es unsinnig ist, einer ägyptischen Prinzessin eine Ableitung des Namens aus dem Hebräischen zuzuschreiben, und zweitens, daß das Wasser, aus dem das Kind gezogen wurde, höchstwahrscheinlich nicht das Wasser des Nils war.

Hingegen ist seit langem und von verschiedenen Seiten die Vermutung ausgesprochen worden, daß der Name Moses aus dem ägyptischen Sprachschatz herrührt. Anstatt alle Autoren anzuführen, die sich in diesem Sinn geäußert haben, will ich die entsprechende Stelle aus einem neueren Buch von J. H. Breasted übersetzt

---

[1]) Jüdisches Lexikon, begründet von Herlitz und Kirschner, Bd. IV, 1930, Jüdischer Verlag, Berlin.

einschalten[2]), einem Autor, dessen „History of Egypt" (1906) als maßgebend geschätzt wird. „Es ist bemerkenswert, daß sein (dieses Führers) Name, Moses, ägyptisch war. Es ist einfach das ägyptische Wort ‚Mose', das ‚Kind' bedeutet, und ist die Abkürzung von volleren Namensformen, wie zum Beispiel Amen-mose, das heißt, Amon-Kind oder Ptah-mose, Ptah-Kind, welche Namen selbst wieder Abkürzungen der längeren Sätze sind: Amon (hat geschenkt ein) Kind oder Ptah (hat geschenkt ein) Kind. Der Name ‚Kind' wurde bald ein bequemer Ersatz für den weitläufigen vollen Namen und die Namensform ‚Mose' findet sich auf ägyptischen Denkmälern nicht selten vor. Der Vater des Moses hatte seinem Sohn sicherlich einen mit Ptah oder Amon zusammengesetzten Namen gegeben und der Gottesname fiel im täglichen Leben nach und nach aus, bis der Knabe einfach ‚Mose' gerufen wurde. (Das ‚s' am Ende des Namens Moses stammt aus der griechischen Übersetzung des alten Testaments. Es gehört auch nicht dem Hebräischen an, wo der Name ‚Mosche' lautet)." Ich habe die Stelle wörtlich wiedergegeben und bin keineswegs bereit, die Verantwortung für ihre Einzelheiten zu teilen. Ich verwundere mich auch ein wenig, daß Breasted in seiner Aufzählung grade die analogen theophoren Namen übergangen hat, die sich in der Liste der ägyptischen Könige vorfinden, wie Ah-mose, Thut-mose (Thotmes) und Ra-mose (Ramses).

Nun sollte man erwarten, daß irgendeiner der Vielen, die den Namen Moses als ägyptisch erkannt haben,

---

[2]) The Dawn of Conscience, London 1934, p. 350.

auch den Schluß gezogen oder wenigstens die Möglichkeit erwogen hätte, daß der Träger des ägyptischen Namens selbst ein Ägypter gewesen sei. Für moderne Zeiten gestatten wir uns solche Schlüsse ohne Bedenken, obwohl gegenwärtig eine Person nicht einen Namen führt, sondern zwei, Familiennamen und Vornamen, und obwohl Namensänderungen und Angleichungen unter neueren Bedingungen nicht ausgeschlossen sind. Wir sind dann keineswegs überrascht, bestätigt zu finden, daß der Dichter Chamisso französischer Abkunft ist, Napoleon Buonaparte dagegen italienischer, und daß Benjamin Disraeli wirklich ein italienischer Jude ist, wie sein Name erwarten läßt. Und für alte und frühe Zeiten, sollte man meinen, müßte ein solcher Schluß vom Namen auf die Volkszugehörigkeit noch weit zuverlässiger sein und eigentlich zwingend erscheinen. Dennoch hat meines Wissens im Falle Moses kein Historiker diesen Schluß gezogen, auch keiner von denen, die wie gerade wieder Breasted bereit sind anzunehmen, daß Moses „mit aller Weisheit der Ägypter“ vertraut war [3]).

Was da im Wege stand, ist nicht sicher zu erraten. Vielleicht war der Respekt vor der biblischen Tradition unüberwindlich. Vielleicht erschien die Vorstellung ungeheuerlich, daß der Mann Moses etwas anderes als ein Hebräer gewesen sein sollte. Jedenfalls stellt sich heraus, daß die Anerkennung des ägyptischen Namens nicht als entscheidend für die Beurteilung der Abkunft Moses' betrachtet, daß nichts weiter aus ihr gefolgert

---

[3]) l. c., p. 334.

wird. Hält man die Frage nach der Nationalität dieses großen Mannes für bedeutsam, so wäre es wohl wünschenswert, neues Material zu deren Beantwortung vorzubringen.

Dies unternimmt meine kleine Abhandlung. Ihr Anspruch auf einen Platz in der Zeitschrift „I m a g o“ gründet sich darauf, daß ihr Beitrag eine Anwendung der Psychoanalyse zum Inhalt hat. Das so gewonnene Argument wird gewiß nur auf jene Minderheit von Lesern Eindruck machen, die mit analytischem Denken vertraut ist und dessen Ergebnisse zu schätzen weiß. Ihnen aber wird es hoffentlich bedeutsam scheinen.

Im Jahre 1909 hat O. R a n k, damals noch unter meinem Einfluß, auf meine Anregung eine Schrift veröffentlicht, die betitelt ist „Der Mythus von der Geburt des Helden“ [4]). Sie behandelt die Tatsache, daß „fast alle bedeutenden Kulturvölker... frühzeitig ihre Helden, sagenhafte Könige und Fürsten, Religionsstifter, Dynastie-, Reichs- und Städtegründer, kurz ihre Nationalheroen in Dichtungen und Sagen verherrlicht“ haben. „Besonders haben sie die Geburts- und Jugendgeschichte dieser Personen mit phantastischen Zügen ausgestattet, deren verblüffende Ähnlichkeit, ja teilweise wörtliche Übereinstimmung bei verschiedenen, mitunter weit getrennten und völlig unabhängigen Völkern längst bekannt und vielen Forschern aufgefallen ist.“

---

[4]) Fünftes Heft der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“, Fr. Deuticke, Wien. Es liegt mir ferne, den Wert der selbständigen Beiträge R a n k s zu dieser Arbeit zu verkleinern.

Konstruiert man nach dem Vorgang von Rank, etwa in Daltonscher Technik, eine „Durchschnittssage", welche die wesentlichen Züge all dieser Geschichten heraushebt, so erhält man folgendes Bild:

„Der Held ist das Kind vornehmster Eltern, meist ein Königssohn.

Seiner Entstehung gehen Schwierigkeiten voraus, wie Enthaltsamkeit oder lange Unfruchtbarkeit oder heimlicher Verkehr der Eltern infolge äußerer Verbote oder Hindernisse. Während der Schwangerschaft oder schon früher erfolgt eine vor seiner Geburt warnende Verkündigung (Traum, Orakel), die meist dem Vater Gefahr droht.

Infolgedessen wird das neugeborene Kind meist auf Veranlassung des Vaters oder der ihn vertretenden Person zur Tötung oder Aussetzung bestimmt; in der Regel wird es in einem Kästchen dem Wasser übergeben.

Es wird dann von Tieren oder geringen Leuten (Hirten) gerettet und von einem weiblichen Tiere oder einem geringen Weibe gesäugt.

Herangewachsen, findet es auf einem sehr wechselvollen Wege die vornehmen Eltern wieder, rächt sich am Vater einerseits, wird anerkannt anderseits und gelangt zu Größe und Ruhm."

Die älteste der historischen Personen, an welche dieser Geburtsmythus geknüpft wurde, ist Sargon von Agade, der Gründer von Babylon (um 2800 v. Chr.). Es ist grade für uns nicht ohne Interesse, den ihm selbst zugeschriebenen Bericht hier wiederzugeben:

„Sargon, der mächtige König, König von Agade bin ich. Meine Mutter war eine Vestalin, meinen Vater kannte ich nicht, während der Bruder meines Vaters das Gebirge bewohnte. In meiner Stadt Azupirani, welche am Ufer des Euphrats gelegen ist, wurde mit mir schwanger die Mutter, die Vestalin. Im Verborgenen gebar sie mich. Sie legte mich in ein Gefäß von Schilfrohr, verschloß mit Erdpech meine Türe und ließ mich nieder in den Strom, welcher mich nicht ertränkte. Der Strom führte mich zu Akki, dem Wasserschöpfer. Akki, der Wasserschöpfer, in der Güte seines Herzens hob er mich heraus. Akki, der Wasserschöpfer, als seinen eigenen Sohn zog er mich auf. Akki, der Wasserschöpfer, zu seinem Gärtner machte er mich. In meinem Gärtneramt gewann Istar mich lieb, ich wurde König und 45 Jahre übte ich die Königsherrschaft aus."

Die uns vertrautesten Namen in der mit Sargon von Agade beginnenden Reihe sind Moses, Kyros und Romulus. Außerdem aber hat Rank eine große Anzahl von der Dichtung oder der Sage angehörigen Heldengestalten zusammengestellt, denen dieselbe Jugendgeschichte, entweder in ihrer Gänze oder in gut kenntlichen Teilstücken nachgesagt wird, als: Ödipus, Karna, Paris, Telephos, Perseus, Herakles, Gilgamesch, Amphion und Zethos u. a.

Quelle und Tendenz dieses Mythus sind uns durch die Untersuchungen von Rank bekannt gemacht worden. Ich brauche mich nur mit knappen Andeutungen darauf zu beziehen. Ein Held ist, wer sich mutig gegen seinen Vater erhoben und ihn am Ende siegreich über-

wunden hat. Unser Mythus verfolgt diesen Kampf bis in die Urzeit des Individuums, indem er das Kind gegen den Willen des Vaters geboren und gegen seine böse Absicht gerettet werden läßt. Die Aussetzung im Kästchen ist eine unverkennbare symbolische Darstellung der Geburt, das Kästchen der Mutterleib, das Wasser das Geburtswasser. In ungezählten Träumen wird das Eltern - Kind - Verhältnis durch aus dem Wasser Ziehen oder aus dem Wasser Retten dargestellt. Wenn die Volksphantasie an eine hervorragende Persönlichkeit den hier behandelten Geburtsmythus heftet, so will sie den Betreffenden hiedurch als Helden anerkennen, verkünden, daß er das Schema eines Heldenlebens erfüllt hat. Die Quelle der ganzen Dichtung ist aber der sogenannte „Familienroman" des Kindes, in dem der Sohn auf die Veränderung seiner Gefühlsbeziehung zu den Eltern, insbesondere zum Vater, reagiert. Die ersten Kinderjahre werden von einer großartigen Überschätzung des Vaters beherrscht, der entsprechend König und Königin in Traum und Märchen immer nur die Eltern bedeuten, während später unter dem Einfluß von Rivalität und realer Enttäuschung die Ablösung von den Eltern und die kritische Einstellung gegen den Vater einsetzt. Die beiden Familien des Mythus, die vornehme wie die niedrige, sind demnach beide Spiegelungen der eigenen Familie, wie sie dem Kind in aufeinanderfolgenden Lebenszeiten erscheinen.

Man darf behaupten, daß durch diese Aufklärungen sowohl die Verbreitung wie die Gleichartigkeit des Mythus von der Geburt des Helden voll verständlich werden. Umsomehr verdient es unser Interesse, daß

die Geburts- und Aussetzungssage von Moses eine Sonderstellung einnimmt, ja in einem wesentlichen Punkt den anderen widerspricht.

Wir gehen von den zwei Familien aus, zwischen denen die Sage das Schicksal des Kindes spielen läßt. Wir wissen, daß sie in der analytischen Deutung zusammenfallen, sich nur zeitlich voneinander sondern. In der typischen Form der Sage ist die erste Familie, in die das Kind geboren wird, die vornehme, meist ein königliches Milieu; die zweite, in der das Kind aufwächst, die geringe oder erniedrigte, wie es übrigens den Verhältnissen, auf welche die Deutung zurückgeht, entspricht. Nur in der Ödipussage ist dieser Unterschied verwischt. Das aus der einen Königsfamilie ausgesetzte Kind wird von einem anderen Königspaar aufgenommen. Man sagt sich, es ist kaum ein Zufall, wenn gerade in diesem Beispiel die ursprüngliche Identität der beiden Familien auch in der Sage durchschimmert. Der soziale Kontrast der beiden Familien eröffnet dem Mythus, der, wie wir wissen, die Heldennatur des großen Mannes betonen soll, eine zweite Funktion, die besonders für historische Persönlichkeiten bedeutungsvoll wird. Er kann auch dazu verwendet werden, dem Helden einen Adelsbrief zu schaffen, ihn sozial zu erhöhen. So ist Kyros für die Meder ein fremder Eroberer, auf dem Wege der Aussetzungssage wird er zum Enkel des Mederkönigs. Ähnlich bei Romulus; wenn eine ihm entsprechende Person gelebt hat, so war es ein hergelaufener Abenteurer, ein Emporkömmling; durch die Sage wird er Abkomme und Erbe des Königshauses von Alba Longa.

Ganz anders ist es im Falle des Moses. Hier ist die erste Familie, sonst die vornehme, bescheiden genug. Er ist das Kind jüdischer Leviten. Die zweite aber, die niedrige Familie, in der sonst der Held aufwächst, ist durch das Königshaus von Ägypten ersetzt; die Prinzessin zieht ihn als ihren eigenen Sohn auf. Diese Abweichung vom Typus hat auf viele befremdend gewirkt. Ed. Meyer, und andere nach ihm, haben angenommen, die Sage habe ursprünglich anders gelautet: Der Pharao sei durch einen prophetischen Traum [5]) gewarnt worden, daß ein Sohn seiner Tochter ihm und dem Reiche Gefahr bringen werde. Er läßt darum das Kind nach seiner Geburt im Nil aussetzen. Aber es wird von jüdischen Leuten gerettet und als ihr Kind aufgezogen. Zufolge von „nationalen Motiven", wie Rank es ausdrückt [6]), habe die Sage eine Umarbeitung in die uns bekannte Form erfahren.

Aber die nächste Überlegung lehrt, daß eine solche ursprüngliche Mosessage, die nicht mehr von den anderen abweicht, nicht bestanden haben kann. Denn die Sage ist entweder ägyptischen oder jüdischen Ursprungs. Der erste Fall schließt sich aus; Ägypter hatten kein Motiv, Moses zu verherrlichen, er war kein Held für sie. Also sollte die Sage im jüdischen Volk geschaffen, d. h. in ihrer bekannten Form an die Person des Führers geknüpft worden sein. Allein dazu war sie ganz ungeeignet, denn was sollte dem Volke eine Sage fruchten, die seinen großen Mann zu einem Volksfremden machte?

---

[5]) Auch im Bericht von Flavius Josephus erwähnt.
[6]) l. c., p. 80, Anmerkung.

In der Form, in der die Mosessage uns heute vorliegt, bleibt sie in bemerkenswerter Weise hinter ihren geheimen Absichten zurück. Wenn Moses kein Königssprosse ist, so kann ihn die Sage nicht zum Helden stempeln; wenn er ein Judenkind bleibt, hat sie nichts zu seiner Erhöhung getan. Nur ein Stückchen des ganzen Mythus bleibt wirksam, die Versicherung, daß das Kind starken äußeren Gewalten zum Trotz sich erhalten hat, und diesen Zug hat denn auch die Kindheitsgeschichte Jesu wiederholt, in der König Herodes die Rolle des Pharao übernimmt. Es steht uns dann wirklich frei, anzunehmen, daß irgendein später, ungeschickter Bearbeiter des Sagenstoffes sich veranlaßt fand, etwas der klassischen, den Helden auszeichnenden, Aussetzungssage Ähnliches bei seinem Helden Moses unterzubringen, was wegen der besonderen Verhältnisse des Falles zu ihm nicht passen konnte.

Mit diesem unbefriedigenden und überdies unsicheren Ergebnis müßte sich unsere Untersuchung begnügen und hätte auch nichts zur Beantwortung der Frage geleistet, ob Moses ein Ägypter war. Aber es gibt zur Würdigung der Aussetzungssage noch einen anderen, vielleicht hoffnungsvolleren Zugang.

Wir kehren zu den zwei Familien des Mythus zurück. Wir wissen, auf dem Niveau der analytischen Deutung sind sie identisch, auf mythischem Niveau unterscheiden sie sich als die vornehme und die niedrige. Wenn es sich aber um eine historische Person handelt, an die der Mythus geknüpft ist, dann gibt es ein drittes Niveau, das der Realität. Die eine Familie ist die reale, in der die Person, der große Mann, wirklich geboren wurde

und aufgewachsen ist; die andere ist fiktiv, vom Mythus in der Verfolgung seiner Absichten erdichtet. In der Regel fällt die reale Familie mit der niedrigen, die erdichtete mit der vornehmen zusammen. Im Falle Moses schien irgendetwas anders zu liegen. Und nun führt vielleicht der neue Gesichtspunkt zur Klärung, daß die erste Familie, die, aus der das Kind ausgesetzt wird, in allen Fällen, die sich verwerten lassen, die erfundene ist, die spätere aber, in der es aufgenommen wird und aufwächst, die wirkliche. Haben wir den Mut, diesen Satz als eine Allgemeinheit anzuerkennen, der wir auch die Mosessage unterwerfen, so erkennen wir mit einem Male klar: Moses ist ein — wahrscheinlich vornehmer — Ägypter, der durch die Sage zum Juden gemacht werden soll. Und das wäre unser Resultat! Die Aussetzung im Wasser war an ihrer richtigen Stelle; um sich der neuen Tendenz zu fügen, mußte ihre Absicht, nicht ohne Gewaltsamkeit, umgebogen werden; aus einer Preisgabe wurde sie zum Mittel der Rettung.

Die Abweichung der Mosessage von allen anderen ihrer Art konnte aber auf eine Besonderheit der Mosesgeschichte zurückgeführt werden. Während sonst ein Held sich im Laufe seines Lebens über seine niedrigen Anfänge erhebt, begann das Heldenleben des Mannes Moses damit, daß er von seiner Höhe herabstieg, sich herabließ zu den Kindern Israels.

Wir haben diese kleine Untersuchung in der Erwartung unternommen, aus ihr ein zweites, neues Argument für die Vermutung zu gewinnen, daß Moses ein Ägypter war. Wir haben gehört, daß das erste Argument, das aus dem Namen, auf viele keinen entscheidenden Ein-

druck gemacht hat[7]). Man muß darauf vorbereitet sein, daß das neue Argument, aus der Analyse der Aussetzungssage, kein besseres Glück haben wird. Die Einwendungen werden wohl lauten, daß die Verhältnisse der Bildung und Umgestaltung von Sagen doch zu undurchsichtig sind, um einen Schluß wie den unsrigen zu rechtfertigen, und daß die Traditionen über die Heldengestalt Moses in ihrer Verworrenheit, ihren Widersprüchen, mit den unverkennbaren Anzeichen von Jahrhunderte lang fortgesetzter tendenziöser Umarbeitung und Überlagerung alle Bemühungen vereiteln müssen, den Kern von historischer Wahrheit dahinter ans Licht zu bringen. Ich selbst teile diese ablehnende Einstellung nicht, aber ich bin auch nicht imstande, sie zurückzuweisen.

Wenn nicht mehr Sicherheit zu erreichen war, warum habe ich diese Untersuchung überhaupt zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht? Ich bedauere es, daß auch meine Rechtfertigung nicht über Andeutungen hinausgehen kann. Läßt man sich nämlich von den beiden hier angeführten Argumenten fortreißen und versucht, Ernst zu machen mit der Annahme, daß Moses ein vornehmer Ägypter war, so ergeben sich sehr interessante und weitreichende Perspektiven. Mit Hilfe gewisser, nicht weit abliegender Annahmen glaubt man die Mo-

---

[7]) So sagt z. B. Ed. Meyer: Die Mosessagen und die Leviten, Berliner Sitzber. 1905: „Der Name Moše ist wahrscheinlich, der Name Pinchas in dem Priestergeschlecht von Silo ... zweifellos ägyptisch. Das beweist natürlich nicht, daß diese Geschlechter ägyptischen Ursprungs waren, wohl aber, daß sie Beziehungen zu Ägypten hatten“ (p. 651). Man kann freilich fragen, an welche Art von Beziehungen man dabei denken soll.

tive zu verstehen, die Moses bei seinem ungewöhnlichen Schritt geleitet haben, und in engem Zusammenhang damit erfaßt man die mögliche Begründung von zahlreichen Charakteren und Besonderheiten der Gesetzgebung und der Religion, die er dem Volke der Juden gegeben hat, und wird selbst zu bedeutsamen Ansichten über die Entstehung der monotheistischen Religionen im allgemeinen angeregt. Allein Aufschlüsse so wichtiger Art kann man nicht allein auf psychologische Wahrscheinlichkeiten gründen. Wenn man das Ägyptertum Moses' als den einen historischen Anhalt gelten läßt, so bedarf man zum mindesten noch eines zweiten festen Punktes, um die Fülle der auftauchenden Möglichkeiten gegen die Kritik zu schützen, sie seien Erzeugnis der Phantasie und zu weit von der Wirklichkeit entfernt. Ein objektiver Nachweis, in welche Zeit das Leben Moses' und damit der Auszug aus Ägypten fällt, hätte etwa dem Bedürfnis genügt. Aber ein solcher fand sich nicht und darum soll die Mitteilung aller weiteren Schlüsse aus der Einsicht, daß Moses ein Ägypter war, besser unterbleiben.

Wenn Moses ein Ägypter war . . .

Von Sigm. Freud

Wir geben im folgenden die ersten drei Kapitel eines größeren Aufsatzes wieder, der in Fortsetzung des in der vorangehenden Arbeit aufgenommenen Themas in „Imago", Jahrg. 1937, Heft 4, abgedruckt ist.

In einem früheren Beitrag zu dieser Zeitschrift [1]) habe ich die Vermutung, daß der Mann Moses, der Befreier und Gesetzgeber des jüdischen Volkes, kein Jude, sondern ein Ägypter war, durch ein neues Argument zu bekräftigen versucht. Daß sein Name aus dem ägyptischen Sprachschatz stammt, war längst bemerkt, wenn auch nicht entsprechend gewürdigt worden; ich habe hinzugefügt, daß die Deutung des an Moses geknüpften Aussetzungsmythus zum Schluß nötige, er sei ein Ägypter gewesen, den das Bedürfnis eines Volkes zum Juden machen wollte. Am Ende meines Aufsatzes habe ich gesagt, daß sich wichtige und weittragende Folgerungen aus der Annahme ableiten, daß Moses ein Ägypter gewesen sei; ich sei aber nicht bereit, öffentlich für diese einzutreten, denn sie ruhen nur auf psychologischen Wahrscheinlichkeiten und entbehren eines objektiven Beweises. Je bedeutsamer die so gewonnenen Einsichten sind, desto stärker verspüre man die Warnung, sie nicht ohne sichere Begründung dem kritischen Angriff der Umwelt auszusetzen, gleichsam wie ein ehernes Bild auf tönernen Füßen. Keine noch so verführerische

---

[1]) Imago, Bd. XXIII, 1937, Heft 1, „Moses ein Ägypter". Vgl. diesen Almanach S. 9.

Wahrscheinlichkeit schütze vor Irrtum; selbst wenn alle Teile eines Problems sich einzuordnen scheinen wie die Stücke eines Zusammenlegspieles, müßte man daran denken, daß das Wahrscheinliche nicht notwendig das Wahre sei und die Wahrheit nicht immer wahrscheinlich. Und endlich sei es nicht verlockend, den Scholastikern und Talmudisten angereiht zu werden, die es befriedigt, ihren Scharfsinn spielen zu lassen, gleichgültig dagegen, wie fremd der Wirklichkeit ihre Behauptung sein mag.

Ungeachtet dieser Bedenken, die heute so schwer wiegen wie damals, ist aus dem Widerstreit meiner Motive der Entschluß hervorgegangen, auf jene erste Mitteilung diese Fortsetzung folgen zu lassen. Aber es ist wiederum nicht das Ganze und nicht das wichtigste Stück des Ganzen.

I.

Wenn also Moses ein Ägypter war —, so ist der erste Gewinn aus dieser Annahme eine neue, schwer zu beantwortende Rätselfrage. Wenn ein Volk oder ein Stamm [2]) sich zu einer großen Unternehmung anschickt, so ist nichts anderes zu erwarten, als daß einer von den Volksgenossen sich zum Führer aufwirft oder zu dieser Rolle durch Wahl bestimmt wird. Aber was einen vornehmen Ägypter — vielleicht Prinz, Priester, hoher Beamter — bewegen sollte, sich an die Spitze eines Haufens von eingewanderten, kulturell rückständigen Fremdlingen zu stellen und mit ihnen das Land zu

---

[2]) Wir haben keine Vorstellung davon, um welche Zahlen es sich beim Auszug aus Ägypten handelt.

verlassen, das ist nicht leicht zu erraten. Die bekannte Verachtung des Ägypters für ein ihm fremdes Volkstum macht einen solchen Vorgang besonders unwahrscheinlich. Ja ich möchte glauben, gerade darum haben selbst Historiker, die den Namen als ägyptisch erkannten und dem Mann alle Weisheit Ägyptens zuschrieben, die naheliegende Möglichkeit nicht aufnehmen wollen, daß Moses ein Ägypter war.

Zu dieser ersten Schwierigkeit kommt bald eine zweite hinzu. Wir dürfen nicht vergessen, daß Moses nicht nur der politische Führer der in Ägypten ansässigen Juden war, er war auch ihr Gesetzgeber, Erzieher, und zwang sie in den Dienst einer neuen Religion, die noch heute nach ihm die mosaische genannt wird. Aber kommt ein einzelner Mensch so leicht dazu, eine neue Religion zu schaffen? Und wenn jemand die Religion eines anderen beeinflussen will, ist es nicht das natürlichste, daß er ihn zu seiner eigenen Religion bekehrt? Das Judenvolk in Ägypten war sicherlich nicht ohne irgendeine Form von Religion, und wenn Moses, der ihm eine neue gegeben, ein Ägypter war, so ist die Vermutung nicht abzuweisen, daß die andere, neue Religion die ägyptische war.

Dieser Möglichkeit steht etwas im Wege: die Tatsache des schärfsten Gegensatzes zwischen der auf Moses zurückgeführten jüdischen Religion und der ägyptischen. Die erstere ein großartig starrer Monotheismus; es gibt nur einen Gott, er ist einzig, allmächtig, unnahbar; man verträgt seinen Anblick nicht, darf sich kein Bild von ihm machen, nicht einmal seinen Namen aussprechen. In der ägyptischen Religion eine kaum überseh-

bare Schar von Gottheiten verschiedener Würdigkeit und Herkunft, einige Personifikationen von großen Naturmächten, wie Himmel und Erde, Sonne und Mond, auch einmal eine Abstraktion wie die Maat (Wahrheit, Gerechtigkeit) oder eine Fratze wie der zwerghafte Bes, die meisten aber Lokalgötter aus der Zeit, da das Land in zahlreiche Gaue zerfallen war, tiergestaltig, als hätten sie die Entwicklung aus den alten Totemtieren noch nicht überwunden, unscharf voneinander unterschieden, kaum daß einzelnen besondere Funktionen zugewiesen sind. Die Hymnen zu Ehren dieser Götter sagen ungefähr von jedem das nämliche aus, identifizieren sie miteinander ohne Bedenken in einer Weise, die uns hoffnungslos verwirren würde. Götternamen werden miteinander kombiniert, so daß der eine fast zum Beiwort des anderen herabsinkt; so heißt in der Blütezeit des „Neuen Reiches" der Hauptgott der Stadt Theben Amon-Re, in welcher Zusammensetzung der erste Teil den widderköpfigen Stadtgott bedeutet, während Re der Name des sperberköpfigen Sonnengottes von On ist. Magische und Zeremoniellhandlungen, Zaubersprüche und Amulette beherrschten den Dienst dieser Götter wie das tägliche Leben des Ägypters.

Manche dieser Verschiedenheiten mögen sich leicht aus dem prinzipiellen Gegensatz eines strengen Monotheismus zu einem uneingeschränkten Polytheismus ableiten. Andere sind offenbar Folgen des Unterschieds im geistigen Niveau, da die eine Religion primitiven Phasen sehr nahe steht, die andere sich zu den Höhen sublimer Abstraktion aufgeschwungen hat. Auf diese beiden Momente mag es zurückgehen, wenn man ge-

legentlich den Eindruck empfängt, der Gegensatz zwischen der mosaischen und der ägyptischen Religion sei ein gewollter und absichtlich verschärfter; z. B. wenn die eine jede Art von Magie und Zauberwesen aufs strengste verdammt, die doch in der anderen aufs üppigste wuchern. Oder wenn der unersättlichen Lust der Ägypter, ihre Götter in Ton, Stein und Erz zu verkörpern, der heute unsere Museen so viel verdanken, das rauhe Verbot entgegengestellt wird, irgendein lebendes oder gedachtes Wesen in einem Bildnis darzustellen. Aber es gibt noch einen anderen Gegensatz zwischen beiden Religionen, der durch die von uns versuchten Erklärungen nicht getroffen wird. Kein anderes Volk des Altertums hat soviel getan, um den Tod zu verleugnen, hat so peinlich vorgesorgt, eine Existenz im Jenseits zu ermöglichen, und dem entsprechend war der Totengott Osiris, der Beherrscher dieser anderen Welt, der populärste und unbestrittenste aller ägyptischen Götter. Die jüdische Religion hingegen hat auf die Unsterblichkeit voll verzichtet; der Möglichkeit einer Fortsetzung der Existenz nach dem Tode wird nirgends und niemals Erwähnung getan. Und dies ist umso merkwürdiger, als ja spätere Erfahrungen gezeigt haben, daß der Glaube an ein jenseitiges Dasein mit einer monotheistischen Religion sehr gut vereinbart werden kann.

Wir hatten gehofft, die Annahme, Moses sei ein Ägypter gewesen, werde sich nach verschiedenen *Richtungen* als fruchtbar und aufklärend erweisen. Aber unsere erste Folgerung aus dieser Annahme, die neue Religion, die er den Juden gegeben, sei seine eigene, die ägyp-

tische gewesen, ist an der Einsicht in die Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der beiden Religionen gescheitert.

II.

Eine merkwürdige Tatsache der ägyptischen Religionsgeschichte, die erst spät erkannt und gewürdigt worden ist, eröffnet uns noch eine Aussicht. Es bleibt möglich, daß die Religion, die Moses seinem Judenvolke gab, doch seine eigene war, *eine* ägyptische Religion, wenn auch nicht *die* ägyptische.

In der glorreichen achtzehnten Dynastie, unter der Ägypten zuerst ein Weltreich wurde, kam um das Jahr 1375 v. Chr. ein junger Pharao auf den Thron, der zuerst *Amenhotep* (IV) hieß wie sein Vater, später aber seinen Namen änderte, und nicht bloß seinen Namen. Dieser König unternahm es, seinen Ägyptern eine neue Religion aufzudrängen, die ihren Jahrtausende alten Traditionen und all ihren vertrauten Lebensgewohnheiten zuwiderlief. Es war ein strenger Monotheismus, der erste Versuch dieser Art in der Weltgeschichte, soweit unsere Kenntnis reicht, und mit dem Glauben an einen einzigen Gott wurde wie unvermeidlich die religiöse Intoleranz geboren, die dem Altertum vorher — und noch lange nachher — fremd geblieben. Aber die Regierung *Amenhoteps* dauerte nur siebzehn Jahre; sehr bald nach seinem 1358 erfolgten Tode war die neue Religion hinweggefegt, das Andenken des ketzerischen Königs geächtet worden. Aus dem Trümmerfeld der neuen Residenz, die er erbaut und seinem Gott geweiht hatte, und aus den Inschriften in den zu

ihr gehörigen Felsgräbern rührt das wenige her, was wir über ihn wissen. Alles, was wir über diese merkwürdige, ja einzigartige Persönlichkeit erfahren können, ist des höchsten Interesses würdig [3]).

Alles Neue muß seine Vorbereitungen und Vorbedingungen in Früherem haben. Die Ursprünge des ägyptischen Monotheismus lassen sich mit einiger Sicherheit ein Stück weit zurückverfolgen [4]). In der Priesterschule des Sonnentempels zu On (Heliopolis) waren seit längerer Zeit Tendenzen tätig, um die Vorstellung eines universellen Gottes zu entwickeln und die ethische Seite seines Wesens zu betonen. Maat, die Göttin der Wahrheit, Ordnung, Gerechtigkeit, war eine Tochter des Sonnengottes Re. Schon unter Amenhotep III, dem Vater und Vorgänger des Reformators, nahm die Verehrung des Sonnengottes einen neuen Aufschwung, wahrscheinlich in Gegnerschaft zum übermächtig gewordenen Amon von Theben. Ein uralter Name des Sonnengottes Aton oder Atum wurde neu hervorgeholt und in dieser Atonreligion fand der junge König eine Bewegung vor, die er nicht erst zu erwecken brauchte, der er sich anschließen konnte.

Die politischen Verhältnisse Ägyptens hatten um diese Zeit begonnen, die ägyptische Religion nachhaltig zu beeinflussen. Durch die Waffentaten des großen Erobe-

---

[3]) „The first individual in human history" nennt ihn Breasted.

[4]) Das Nachfolgende hauptsächlich nach den Darstellungen von J. H. Breasted in seiner „History of Egypt", 1906, sowie in „The Dawn of Conscience", 1934, und den entsprechenden Abschnitten in „The Cambridge Ancient History", Vol. II.

rers Thothmes III war Ägypten eine Weltmacht geworden, im Süden war Nubien, im Norden Palästina, Syrien und ein Stück von Mesopotamien zum Reich hinzugekommen. Dieser Imperialismus spiegelte sich nun in der Religion als Universalismus und Monotheismus. Da die Fürsorge des Pharao jetzt außer Ägypten auch Nubien und Syrien umfaßte, mußte auch die Gottheit ihre nationale Beschränkung aufgeben, und wie der Pharao der einzige und unumschränkte Herrscher der dem Ägypter bekannten Welt war, so mußte wohl auch die neue Gottheit der Ägypter werden. Zudem war es natürlich, daß mit der Erweiterung der Reichsgrenzen Ägypten für ausländische Einflüsse zugänglicher wurde; manche der königlichen Frauen [5]) waren asiatische Prinzessinnen und möglicherweise waren selbst direkte Anregungen zum Monotheismus aus Syrien eingedrungen.

Amenhotep hat seinen Anschluß an den Sonnenkult von On niemals verleugnet. In den zwei Hymnen an den Aton, die uns durch die Inschriften in den Felsgräbern erhalten geblieben sind und wahrscheinlich von ihm selbst gedichtet wurden, preist er die Sonne als Schöpfer und Erhalter alles Lebenden in und außerhalb Ägyptens mit einer Inbrunst, wie sie erst viele Jahrhunderte später in den Psalmen zu Ehren des jüdischen Gottes Jahve wiederkehrt. Er begnügte sich aber nicht mit dieser erstaunlichen Vorwegnahme der wissenschaftlichen Erkenntnis von der Wirkung der Sonnenstrahlung. Es ist kein Zweifel, daß er einen Schritt weiter ging, daß er die Sonne nicht als mate-

[5]) Vielleicht selbst Amenhoteps geliebte Gemahlin Nofertete.

rielles Objekt verehrte, sondern als Symbol eines göttlichen Wesens, dessen Energie sich in ihren Strahlen kund gab [6]).

Wir werden dem König aber nicht gerecht, wenn wir ihn nur als den Anhänger und Förderer einer schon vor ihm bestehenden Atonreligion betrachten. Seine Tätigkeit war weit eingreifender. Er brachte etwas Neues hinzu, wodurch die Lehre vom universellen Gott erst zum Monotheismus wurde, das Moment der Ausschließlichkeit. In einer seiner Hymnen wird es direkt ausgesagt: „Oh, Du einziger Gott, neben dem kein anderer ist." [7]) Und wir wollen nicht vergessen, daß für die Würdigung der neuen Lehre die Kenntnis ihres positiven Inhalts allein nicht genügt; beinahe ebenso wichtig ist ihre negative Seite, die Kenntnis dessen, was sie verwirft. Es wäre auch irrtümlich, anzunehmen, daß die neue Religion mit einem Schlage fertig und voll gerüstet ins Leben gerufen wurde wie Athene aus dem Haupte des Zeus. Vielmehr spricht alles dafür, daß sie während der Regierung Amenhoteps allmählich erstarkte zu immer größerer Klarheit,

---

[6]) Breasted, History of Egypt, p. 360: „But however evident the Heliopolitan origin of the new state religion might be, it was not merely sun-worship; the word Aton was employed in the place of the old word for 'god' (nuter) and the god is clearly distinguished from the material sun." „It is evident that what the king was deifying was the force, by which the Sun made itself felt on earth" (Dawn of Conscience, p. 279) — ähnlich das Urteil über eine Formel zu Ehren des Gottes bei A. Erman (Die Ägyptische Religion, 1905): „es sind ... Worte, die möglichst abstrakt ausdrücken sollen, daß man nicht das Gestirn selbst verehrt, sondern das Wesen, das sich in ihm offenbart."

[7]) l. c. History of Egypt, p. 374.

Konsequenz, Schroffheit und Unduldsamkeit. Wahrscheinlich vollzog sich diese Entwicklung unter dem Einfluß der heftigen Gegnerschaft, die sich unter den Priestern des Amon gegen die Reform des Königs erhob. Im sechsten Jahre der Regierung Amenhoteps war die Verfeindung soweit gediehen, daß der König seinen Namen änderte, von dem der nun verpönte Gottesname Amon ein Teil war. Er nannte sich anstatt Amenhotep jetzt Ikhnaton[8]). Aber nicht nur aus seinem Namen tilgte er den des verhaßten Gottes aus, sondern aus allen Inschriften und selbst dort, wo er sich im Namen seines Vaters Amenhotep III fand. Bald nach der Namensänderung verließ Ikhnaton das von Amon beherrschte Theben und erbaute sich stromabwärts eine neue Residenz, die er Akhetaton (Horizont des Aton) nannte. Ihre Trümmerstätte heißt heute Tell-el-Amarna[9]).

Die Verfolgung des Königs traf Amon am härtesten, aber nicht ihn allein. Überall im Reiche wurden die Tempel geschlossen, der Gottesdienst untersagt, die Tempelgüter beschlagnahmt. Ja der Eifer des Königs ging so weit, daß er die alten Denkmäler untersuchen ließ, um das Wort „Gott" in ihnen auszumerzen, wenn es in der Mehrzahl gebraucht war[10]). Es ist nicht zu verwundern, daß diese Maßnahmen Ikhnatons eine

---

[8]) Ich folge bei diesen Namen der englischen Schreibart. Der neue Name des Königs bedeutet ungefähr dasselbe wie sein früherer: Der Gott ist zufrieden. Vergl. unser Gotthold, Gottfried.

[9]) Dort wurde 1887 die für die Geschichtskenntnis so wichtige Korrespondenz der ägyptischen Könige mit den Freunden und Vasallen in Asien gefunden.

[10]) l. c. History of Egypt, p. 363.

Stimmung fanatischer Rachsucht bei der unterdrückten Priesterschaft und beim unbefriedigten Volk hervorriefen, die sich nach des Königs Tode frei betätigen konnte. Die Atonreligion war nicht populär geworden, war wahrscheinlich auf einen kleinen Kreis um seine Person beschränkt geblieben. Der Ausgang Ikhnatons bleibt für uns in Dunkel gehüllt. Wir hören von einigen kurzlebigen, schattenhaften Nachfolgern aus seiner Familie. Schon sein Schwiegersohn Tutankhaton wurde genötigt, nach Theben zurückzukehren und in seinem Namen den Gott Aton durch Amon zu ersetzen. Dann folgte eine Zeit der Anarchie, bis es dem Feldherrn Haremhab 1350 gelang, die Ordnung wiederherzustellen. Die glorreiche achtzehnte Dynastie war erloschen, gleichzeitig deren Eroberungen in Nubien und Asien verloren gegangen. In dieser trüben Zwischenzeit waren die alten Religionen Ägyptens wieder eingesetzt worden. Die Atonreligion war abgetan, die Residenz Ikhnatons zerstört und geplündert, sein Andenken als das eines Verbrechers geächtet.

Es dient einer bestimmten Absicht, wenn wir nur einige Punkte aus der negativen Charakteristik der Atonreligion herausheben. Zunächst, daß alles Mythische, Magische und Zauberische von ihr ausgeschlossen ist[11]).

Sodann die Art der Darstellung des Sonnengottes,

[11]) Weigall (The life and times of Ikhnaton, 1923, p. 121) sagt, Ikhnaton wollte nichts von einer Hölle wissen, gegen deren Schrecken man sich durch ungezählte Zauberformeln schützen sollte. „Akhnaton flung all these formulae into the fire. Djins, bogies, spirits, monsters, demigods and Osiris himself with all his court, were swept into the blaze and reduced to ashes."

nicht mehr wie in früherer Zeit durch eine kleine Pyramide und einen Falken, sondern, was beinahe nüchtern zu nennen ist, durch eine runde Scheibe, von der Strahlen ausgehen, die in menschlichen Händen endigen. Trotz aller Kunstfreudigkeit der Amarnaperiode ist eine andere Darstellung des Sonnengottes, ein persönliches Bild des Aton, nicht gefunden worden und man darf es zuversichtlich sagen, es wird nicht gefunden werden [12]).

Endlich das völlige Schweigen über den Totengott Osiris und das Totenreich. Weder die Hymnen noch die Grabinschriften wissen etwas von dem, was dem Herzen des Ägypters vielleicht am nächsten lag. Der Gegensatz zur Volksreligion kann nicht deutlicher veranschaulicht werden [13]).

III.

Wir möchten jetzt den Schluß wagen: wenn Moses ein Ägypter war und wenn er den Juden seine eigene Religion übermittelte, so war es die des Ikhnaton, die Atonreligion.

Wir haben vorhin die jüdische Religion mit der ägyptischen Volksreligion verglichen und die Gegensätzlichkeit zwischen beiden festgestellt. Nun sollen wir einen Vergleich der jüdischen mit der Atonreligion

---

[12]) A. Weigall (l. c.). „Akhnaton did not permit any graven image to be made of the Aton. The true God, said the King, had no form; and he held to this opinion throughout his life." (p. 103.)

[13]) Erman l. c. p. 70: „Vom Osiris und seinem Reich sollte man nichts mehr hören." — Breasted, D. of C., p. 291: „Osiris is completely ignored. He is never mentioned in any record of Ikhnaton or in any of the tombs at Amarna."

anstellen, in der Erwartung, die ursprüngliche Identität der beiden zu erweisen. Wir wissen, daß uns keine leichte Aufgabe gestellt ist. Von der Atonreligion wissen wir dank der Rachsucht der Amonpriester vielleicht zu wenig. Die mosaische Religion kennen wir nur in einer Endgestaltung, wie sie etwa 800 Jahre später in nachexilischer Zeit von der jüdischen Priesterschaft fixiert wurde. Sollten wir trotz dieser Ungunst des Materials einzelne Anzeichen finden, die unserer Annahme günstig sind, so werden wir sie hoch einschätzen dürfen.

Es gäbe einen kurzen Weg zum Erweis unserer These, daß die mosaische Religion nichts anderes ist als die des Aton, nämlich über ein Geständnis, eine Proklamation. Aber ich fürchte, man wird uns sagen, daß dieser Weg nicht gangbar ist. Das jüdische Glaubensbekenntnis lautet bekanntlich: Schema Jisroel Adonai Elohenu Adonai Echod. Wenn der Name des ägyptischen Aton (oder Atum) nicht nur zufällig an das hebräische Wort Adonai und den syrischen Gottesnamen Adonis anklingt, sondern infolge urzeitlicher Sprach- und Sinngemeinschaft, so könnte man jene jüdische Formel übersetzen: Höre Israel, unser Gott Aton (Adonai) ist ein einziger Gott. Ich bin leider völlig inkompetent, um diese Frage zu beantworten, konnte auch nur wenig darüber in der Literatur finden[14]), aber

[14]) Nur einige Stellen bei Weigall (l. c.): „Der Gott Atum, der Re als die untergehende Sonne bezeichnete, war vielleicht gleichen Ursprungs wie der in Nordsyrien allgemein verehrte Aton und eine ausländische Königin sowie ihr Gefolge mag sich darum eher zu Heliopolis hingezogen gefühlt haben als zu Theben" (p. 12 und p. 19).

wahrscheinlich darf man es sich nicht so leicht machen. Übrigens werden wir auf die Probleme des Gottesnamens noch einmal zurückkommen müssen.

Die Ähnlichkeiten wie die Verschiedenheiten der beiden Religionen sind leicht ersichtlich, ohne uns viel Aufklärung zu bringen. Beide sind Formen eines strengen Monotheismus und man wird von vornherein geneigt sein, was an ihnen Übereinstimmung ist, auf diesen Grundcharakter zurückzuführen. Der jüdische Monotheismus benimmt sich in manchen Punkten noch schroffer als der ägyptische, z. B. wenn er bildliche Darstellungen überhaupt verbietet. Der wesentlichste Unterschied zeigt sich — vom Gottesnamen abgesehen — darin, daß die jüdische Religion völlig von der Sonnenverehrung abgeht, an die sich die ägyptische noch angelehnt hatte. Beim Vergleich mit der ägyptischen Volksreligion hatten wir den Eindruck empfangen, daß außer dem prinzipiellen Gegensatz ein Moment von absichtlichem Widerspruch an der Verschiedenheit der beiden Religionen beteiligt wäre. Dieser Eindruck erscheint nun als berechtigt, wenn wir im Vergleich die jüdische durch die Atonreligion ersetzen, die Ikhnaton, wie wir wissen, in absichtlicher Feindseligkeit gegen die Volksreligion entwikkelt hat. Wir hatten uns mit Recht darüber verwundert, daß die jüdische Religion vom Jenseits und vom Leben nach dem Tode nichts wissen will, denn eine solche Lehre wäre mit dem strengsten Monotheismus vereinbar. Diese Verwunderung schwindet, wenn wir von der jüdischen auf die Atonreligion zurückgehen und annehmen, daß diese Ablehnung von dort her

übernommen worden ist, denn für Ikhnaton war sie eine Notwendigkeit bei der Bekämpfung der Volksreligion, in der der Totengott Osiris eine vielleicht größere Rolle spielte als irgendein Gott der Oberwelt. Die Übereinstimmung der jüdischen mit der Atonreligion in diesem wichtigen Punkte ist das erste starke Argument zugunsten unserer These. Wir werden hören, daß es nicht das einzige ist.

Moses hat den Juden nicht nur eine neue Religion gegeben; man kann auch mit gleicher Bestimmtheit behaupten, daß er die Sitte der Beschneidung bei ihnen eingeführt hat. Diese Tatsache hat eine entscheidende Bedeutung für unser Problem und ist kaum je gewürdigt worden. Der biblische Bericht widerspricht ihr zwar mehrfach, er führt einerseits die Beschneidung in die Urväterzeit zurück als Zeichen des Bundes zwischen Gott und Abraham, anderseits erzählt er in einer ganz besonders dunkeln Stelle, daß Gott Moses zürnte, weil er den geheiligten Gebrauch vernachlässigt hatte, daß er ihn darum töten wollte, und daß Moses' Ehefrau, eine Midianiterin, den bedrohten Mann durch rasche Ausführung der Operation vor Gottes Zorn rettete. Aber dies sind Entstellungen, die uns nicht irre machen dürfen, wir werden später Einsicht in ihre Motive gewinnen. Es bleibt bestehen, daß es auf die Frage, woher die Sitte der Beschneidung zu den Juden kam, nur eine Antwort gibt: aus Ägypten. Herodot, der „Vater der Geschichte" teilt uns mit, daß die Sitte der Beschneidung in Ägypten seit langen Zeiten heimisch war, und seine Angaben sind durch die Befunde an Mumien, ja durch Darstellungen an den Wänden

von Gräbern bestätigt worden. Kein anderes Volk des östlichen Mittelmeeres hat, soviel wir wissen, diese Sitte geübt; von den Semiten, Babyloniern, Sumerern ist es sicher anzunehmen, daß sie unbeschnitten waren. Von den Einwohnern Kanaans sagt es die biblische Geschichte selbst; es ist die Voraussetzung für den Ausgang des Abenteuers der Tochter Jakobs mit dem Prinzen von Sichem [15]). Die Möglichkeit, daß die in Ägypten weilenden Juden die Sitte der Beschneidung auf anderem Wege angenommen haben als im Zusammenhange mit der Religionsstiftung Moses', dürfen wir als völlig haltlos abweisen. Nun halten wir fest, daß die Beschneidung als allgemeine Volkssitte in Ägypten geübt wurde, und nehmen für einen Augenblick die gebräuchliche Annahme hinzu, daß Moses ein Jude war, der seine Volksgenossen vom ägyptischen Frondienst befreien, sie zur Entwicklung einer selbständigen und selbstbewußten nationalen Existenz außer Landes führen wollte — wie es ja wirklich geschah —, welchen Sinn konnte es haben, daß er ihnen zur gleichen Zeit eine beschwer-

[15]) Wenn wir mit der biblischen Tradition so selbstherrlich und willkürlich verfahren, sie zur Bestätigung heranziehen, wo sie uns taugt, und sie unbedenklich verwerfen, wo sie uns widerspricht, so wissen wir sehr wohl, daß wir uns dadurch ernster methodischer Kritik aussetzen und die Beweiskraft unserer Ausführungen abschwächen. Aber es ist die einzige Art, wie man ein Material behandeln kann, von dem man mit Bestimmtheit weiß, daß seine Zuverlässigkeit durch den Einfluß entstellender Tendenzen schwer geschädigt worden ist. Eine gewisse Rechtfertigung hofft man später zu erwerben, wenn man jenen geheimen Motiven auf die Spur kommt. Sicherheit ist ja überhaupt nicht zu erreichen, und übrigens dürfen wir sagen, daß alle anderen Autoren ebenso verfahren sind.

liche Sitte aufdrängte, die sie gewissermaßen selbst
zu Ägyptern machte, die ihre Erinnerung an Ägypten
immer wach halten mußte, während sein Streben doch
nur aufs Gegenteil gerichtet sein konnte, daß sein Volk
sich dem Lande der Knechtschaft entfremden und
die Sehnsucht nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“ über-
winden sollte? Nein, die Tatsache, von der wir aus-
gingen, und die Annahme, die wir an sie anfügten,
sind so unvereinbar miteinander, daß man den Mut zu
einer Schlußfolge findet: Wenn Moses den Juden nicht
nur eine neue Religion, sondern auch des Gebot der
Beschneidung gab, so war er kein Jude, sondern ein
Ägypter, und dann war die mosaische Religion wahr-
scheinlich eine ägyptische, und zwar wegen des Gegen-
satzes zur Volksreligion die Religion des A t o n, mit der
die spätere jüdische Religion auch in einigen bemer-
kenswerten Punkten übereinstimmt.

Wir haben bemerkt, daß unsere Annahme, Moses sei
kein Jude, sondern ein Ägypter, ein neues Rätsel schafft.
Die Handlungsweise, die beim Juden leicht verständlich
schien, wird beim Ägypter unbegreiflich. Wenn wir
aber Moses in die Zeit des I k h n a t o n versetzen und
in Beziehung zu diesem Pharao bringen, dann schwin-
det dieses Rätsel und es enthüllt sich die Möglichkeit
einer Motivierung, die alle unsere Fragen beantwortet.
Gehen wir von der Voraussetzung aus, daß Moses ein
vornehmer und hochstehender Mann war, vielleicht
wirklich ein Mitglied des königlichen Hauses, wie
die Sage von ihm behauptet. Er war gewiß seiner
großen Fähigkeiten bewußt, ehrgeizig und tatkräftig;
vielleicht schwebte ihm selbst das Ziel vor, eines Ta-

ges das Volk zu leiten, das Reich zu beherrschen. Dem Pharao nahe, war er ein überzeugter Anhänger der neuen Religion, deren Grundgedanken er sich zu eigen gemacht hatte. Mit dem Tod des Königs und dem Einsetzen der Reaktion sah er all seine Hoffnungen und Aussichten zerstört; wenn er seine ihm teuren Überzeugungen nicht abschwören wollte, hatte ihm Ägypten nichts mehr zu bieten, er hatte sein Vaterland verloren. In dieser Notlage fand er einen ungewöhnlichen Ausweg. Der Träumer Ikhnaton hatte sich seinem Volke entfremdet und hatte sein Weltreich zerbröckeln lassen. Moses' energischer Natur entsprach der Plan, ein neues Reich zu gründen, ein neues Volk zu finden, dem er die von Ägypten verschmähte Religion zur Verehrung schenken wollte. Es war, wie man erkennt, ein heldenhafter Versuch, das Schicksal zu bestreiten, sich nach zwei Richtungen zu entschädigen für die Verluste, die ihm die Katastrophe Ikhnatons gebracht hatte. Vielleicht war er zur Zeit Statthalter jener Grenzprovinz (Gosen), in der sich (noch zur Zeit der Hyksos?) gewisse semitische Stämme niedergelassen hatten. Diese wählte er aus, daß sie sein neues Volk sein sollten. Eine weltgeschichtliche Entscheidung![16])

[16]) Wenn Moses ein hoher Beamter war, so erleichtert dies unser Verständnis für die Führerrolle, die er bei den Juden übernahm; wenn ein Priester, dann lag es ihm nahe, als Religionsstifter aufzutreten. In beiden Fällen wäre es die Fortsetzung seines bisherigen Berufs gewesen. Ein Prinz des königlichen Hauses konnte leicht beides sein, Statthalter und Priester. In der Erzählung des Flavius Josephus (Antiqu. jud.), der die Aussetzungssage annimmt, aber andere Traditionen als die biblische zu kennen scheint, hat Moses als ägyptischer Feldherr einen siegreichen Feldzug in Äthiopien durchgeführt.

Er setzte sich mit ihnen ins Einvernehmen, stellte sich an ihre Spitze, besorgte ihre Abwanderung „mit starker Hand". In vollem Gegensatz zur biblischen Tradition sollte man annehmen, daß sich dieser Auszug friedlich und ohne Verfolgung vollzog. Die Autorität Moses' ermöglichte ihn, und eine Zentralgewalt, die ihn hätte verhindern wollen, war damals nicht vorhanden.

Zufolge dieser unserer Konstruktion würde der Auszug aus Ägypten in die Zeit zwischen 1358 und 1350 fallen, d. h. nach dem Tode Ikhnatons und vor der Herstellung der staatlichen Autorität durch Haremhab[17]. Das Ziel der Wanderung konnte nur das Land Kanaan sein. Dort waren nach dem Zusammenbruch der ägyptischen Herrschaft Scharen von kriegerischen Aramäern eingebrochen, erobernd und plündernd, und hatten so gezeigt, wo ein tüchtiges Volk sich neuen Landbesitz holen konnte. Wir kennen diese Krieger aus den Briefen, die 1887 im Archiv der Ruinenstadt Amarna gefunden wurden. Sie werden dort Habiru genannt und der Name ist, man weiß nicht wie, auf die später kommenden jüdischen Eindringlinge — Hebräer — übergegangen, die in den Amarnabriefen nicht gemeint sein können. Südlich von Palästina — in Kanaan — wohnten auch jene Stämme, die die nächsten Verwandten der jetzt aus Ägypten ausziehenden Juden waren.

[17]) Das wäre etwa ein Jahrhundert früher, als die meisten Historiker annehmen, die ihn in die 19te Dynastie unter Merneptah verlegen. Vielleicht etwas später, denn die offizielle Geschichtsschreibung scheint das Interregnum in die Regierungszeit Haremhabs eingerechnet zu haben.

Die Motivierung, die wir für das Ganze des Auszugs erraten haben, deckt auch die Einsetzung der Beschneidung. Man weiß, in welcher Weise sich die Menschen, Völker wie Einzelne, zu diesem uralten, kaum mehr verstandenen Gebrauch verhalten. Denjenigen, die ihn nicht üben, erscheint er sehr befremdlich und sie grausen sich ein wenig davor — die anderen aber, die die Beschneidung angenommen haben, sind stolz darauf. Sie fühlen sich durch sie erhöht, wie geadelt, und schauen verächtlich auf die anderen herab, die ihnen als unrein gelten. Noch heute beschimpft der Türke den Christen als „unbeschnittenen Hund". Es ist glaublich, daß Moses, der als Ägypter selbst beschnitten war, diese Schätzung teilte. Die Juden, mit denen er das Vaterland verließ, sollten ihm ein besserer Ersatz für die Ägypter sein, die er im Lande zurückließ. Auf keinen Fall durften sie hinter diesen zurückstehen. Ein „geheiligtes Volk" wollte er aus ihnen machen, wie noch ausdrücklich im biblischen Text gesagt wird, und als Zeichen solcher Weihe führte er auch bei ihnen die Sitte ein, die sie den Ägyptern mindestens gleichstellte. Auch konnte es ihm nur willkommen sein, wenn sie durch ein solches Zeichen isoliert und von der Vermischung mit den Fremdvölkern abgehalten wurden, zu denen ihre Wanderung sie führen sollte, ähnlich wie die Ägypter selbst sich von allen Fremden abgesondert hatten [18]).

---

[18]) Herodot, der Ägypten um 450 v. Chr. besuchte, gibt in seinem Reisebericht eine Charakteristik des ägyptischen Volkes, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit bekannten Zügen des späteren Judentums aufzeigt: „Sie sind überhaupt in allen Punkten frömmer als die

Die jüdische Tradition aber benahm sich später, als wäre sie durch die Schlußfolge bedrückt, die wir vorhin entwickelt haben. Wenn man zugestand, daß die Beschneidung eine ägyptische Sitte war, die Moses eingeführt hatte, so war das beinahe so viel wie eine Anerkennung, daß die Religion, die Moses ihnen überliefert, auch eine ägyptische gewesen war. Aber man hatte gute Gründe, diese Tatsache zu verleugnen; folglich mußte man auch dem Sachverhalt in betreff der Beschneidung widersprechen.

übrigen Menschen, von denen sie sich auch schon durch manche ihrer Sitten trennen. So durch die Beschneidung, die sie zuerst, und zwar aus Reinlichkeitsgründen, eingeführt haben; des weiteren durch ihren Abscheu vor den Schweinen, der gewiß damit zusammenhängt, daß Set als ein schwarzes Schwein den Horus verwundet hatte, und endlich und am meisten durch ihre Ehrfurcht vor den Kühen, die sie nie essen oder opfern würden, weil sie damit die kuhhörnige Isis beleidigen würden. Deshalb würde kein Ägypter und keine Ägypterin je einen Griechen küssen oder sein Messer, seinen Bratspieß oder seinen Kessel gebrauchen oder von dem Fleisch eines (sonst) reinen Ochsen essen, das mit einem griechischen Messer geschnitten wäre... sie sahen in hochmütiger Beschränktheit auf die anderen Völker herab, die unrein waren und den Göttern nicht so nahe standen wie sie." (Nach Erman, Die Ägyptische Religion, p. 181 u. ff.).

Wir wollen natürlich Parallelen hiezu aus dem Leben des indischen Volkes nicht vergessen. Wer hat es übrigens dem jüdischen Dichter H. Heine im 19. Jahrhundert n. Chr. eingegeben, seine Religion zu beklagen als „die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage, der altägyptisch ungesunde Glauben"?

Die endliche und die unendliche Analyse

Von Sigm. Freud

Das Folgende ist ein kurzer Abschnitt aus einer unter diesem Titel in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XXIII, Heft 2, Jahrgang 1937, erschienenen größeren Arbeit, die Probleme der psychoanalytischen Therapie behandelt.

Hält man sich das Bild in seiner Gesamtheit vor, zu dem sich die Erscheinungen des immanenten Masochismus so vieler Personen, der negativen therapeutischen Reaktion und des Schuldbewußtseins der Neurotiker zusammensetzen, so wird man nicht mehr dem Glauben anhängen können, daß das seelische Geschehen ausschließlich vom Luststreben beherrscht wird. Diese Phänomene sind unverkennbare Hinweise auf das Vorhandensein einer Macht im Seelenleben, die wir nach ihren Zielen Aggressions- oder Destruktionstrieb heißen und von dem ursprünglichen Todestrieb der belebten Materie ableiten. Ein Gegensatz einer optimistischen zu einer pessimistischen Lebenstheorie kommt nicht in Frage; nur das Zusammen- und Gegeneinanderwirken beider Urtriebe Eros und Todestrieb erklärt die Buntheit der Lebenserscheinungen, niemals einer von ihnen allein.

Wie Anteile der beiden Triebarten zur Durchsetzung der einzelnen Lebensfunktionen miteinander zusammentreten, unter welchen Bedingungen diese Vereinigungen sich lockern oder zerfallen, welche Störungen diesen Veränderungen entsprechen und mit welchen Empfin-

dungen die Wahrnehmungsskala des Lustprinzips auf sie antwortet, das klarzustellen wäre die lohnendste Aufgabe der psychologischen Forschung. Vorläufig beugen wir uns vor der Übermacht der Gewalten, an der wir unsere Bemühungen scheitern sehen. Schon die psychische Beeinflussung des einfachen Masochismus stellt unser Können auf eine harte Probe.

Beim Studium der Phänomene, die die Betätigung des Destruktionstriebs erweisen, sind wir nicht auf Beobachtungen an pathologischem Material eingeschränkt. Zahlreiche Tatsachen des normalen Seelenlebens drängen nach einer solchen Erklärung, und je mehr unser Blick sich schärft, desto reichlicher werden sie uns auffallen. Es ist ein Thema, zu neu und zu wichtig, um es in dieser Erörterung wie beiläufig zu behandeln; ich werde mich damit bescheiden, einige wenige Proben herauszuheben. Die folgende als Beispiel:

Es ist bekannt, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat und noch gibt, die Personen des gleichen wie des anderen Geschlechts zu ihren Sexualobjekten nehmen können, ohne daß die eine Richtung die andere beeinträchtigt. Wir heißen diese Leute Bisexuelle, nehmen ihre Existenz hin, ohne uns viel darüber zu verwundern. Wir haben aber gelernt, daß alle Menschen in diesem Sinn bisexuell sind, ihre Libido entweder in manifester oder in latenter Weise auf Objekte beider Geschlechter verteilen. Nur fällt uns folgendes dabei auf. Während im ersten Falle die beiden Richtungen sich ohne Anstoß miteinander vertragen haben, befinden sie sich im anderen und häufigeren Falle im Zustand eines unversöhnlichen Konflikts. Die Heterosexualität

eines Mannes duldet keine Homosexualität, und ebenso ist es umgekehrt. Ist die erstere die stärkere, so gelingt es ihr, die letztere latent zu erhalten und von der Realbefriedigung abzudrängen; andererseits gibt es keine größere Gefahr für die heterosexuelle Funktion eines Mannes als die Störung durch die latente Homosexualität. Man könnte die Erklärung versuchen, daß eben nur ein bestimmter Betrag von Libido verfügbar ist, um den die beiden miteinander rivalisierenden Richtungen ringen müssen. Allein man sieht nicht ein, warum die Rivalen nicht regelmäßig den verfügbaren Betrag der Libido je nach ihrer relativen Stärke unter sich aufteilen, wenn sie es doch in manchen Fällen tun können. Man bekommt durchaus den Eindruck, als sei die Neigung zum Konflikt etwas Besonderes, was neu zur Situation hinzukommt, unabhängig von der Quantität der Libido. Eine solche unabhängig auftretende Konfliktneigung wird man kaum auf anderes zurückführen können als auf das Eingreifen eines Stückes von freier Aggression.

Wenn man den hier erörterten Fall als Äußerung des Destruktions- oder Aggressionstriebs anerkennt, so erhebt sich sofort die Frage, ob man nicht dieselbe Auffassung auf andere Beispiele von Konflikt ausdehnen, ja ob man nicht überhaupt all unser Wissen vom psychischen Konflikt unter diesem neuen Gesichtspunkt revidieren soll. Wir nehmen doch an, daß auf dem Weg der Entwicklung vom Primitiven zum Kulturmenschen eine sehr erhebliche Verinnerlichung, Einwärtswendung der Aggression stattfindet, und für die Außenkämpfe, die dann unterbleiben, wären die inneren Konflikte

sicherlich das richtige Äquivalent. Es ist mir wohl bekannt, daß die dualistische Theorie, die einen Todes-, Destruktions- oder Aggressionstrieb als gleichberechtigten Partner neben den in der Libido sich kundgebenden Eros hinstellen will, im allgemeinen wenig Anklang gefunden und sich auch unter Psychoanalytikern nicht eigentlich durchgesetzt hat. Umsomehr mußte es mich erfreuen, als ich unlängst unsere Theorie bei einem der großen Denker der griechischen Frühzeit wiederfand. Ich opfere dieser Bestätigung gern das Prestige der Originalität, zumal da ich bei dem Umfang meiner Lektüre in früheren Jahren doch nie sicher werden kann, ob meine angebliche Neuschöpfung nicht eine Leistung der Kryptomnesie war.

Empedokles aus Akragas (Girgenti)[1], etwa 495 a. Chr. geboren, erscheint als eine der großartigsten und merkwürdigsten Gestalten der griechischen Kulturgeschichte. Seine vielseitige Persönlichkeit betätigte sich in den verschiedensten Richtungen; er war Forscher und Denker, Prophet und Magier, Politiker, Menschenfreund und naturkundiger Arzt; er soll die Stadt Selinunt von der Malaria befreit haben, von seinen Zeitgenossen wurde er wie ein Gott verehrt. Sein Geist scheint die schärfsten Gegensätze in sich vereinigt zu haben; exakt und nüchtern in seinen physikalischen und physiologischen Forschungen, scheut er doch vor dunkler Mystik nicht zurück, baut kosmische Spekulation auf von erstaunlich phantastischer Kühnheit. Capelle vergleicht ihn dem Dr. Faust, „dem gar

[1]) Das Folgende nach Wilhelm Capelle: Die Vorsokratiker, Alfred Kröner, Leipzig, 1935.

schon vorher bestanden hat, und natürlich nicht behaupten, daß ein solcher Trieb erst mit dem Erscheinen des Lebens entstanden ist. Und niemand kann vorhersehen, in welcher Einkleidung der Wahrheitskern in der Lehre des E m p e d o k l e s sich späterer Einsicht zeigen wird.

Psychiatrie und Medizin

Von Karl A. Menninger, Topeka (Kansas)

Dieser Aufsatz ist dem Buche „Man Against Himself" entnommen, das bei Harcourt, Brace and Company, New York, im Januar 1938 herauskommen wird. Die Arbeit, die von E. Bibring ins Deutsche übertragen wurde, ist hier mit geringfügigen Kürzungen wiedergegeben.

Um eine richtige Auffassung über das Verhältnis der Psychiatrie zur praktischen Medizin zu gewinnen, muß man ihre historische Entwicklung betrachten. Für unsere Absicht ist es nicht nötig, weiter als bis zum Mittelalter zurückzugehen, weil die Psychiatrie in ihrer gegenwärtigen Form in dieser Zeit ihren Ursprung genommen hat. Die Medizin ihrerseits war schon eine alte Disziplin und ihre Entwicklung im Mittelalter ging im Zusammenhang und parallel mit der Kirche und dem Handwerk vor sich. Ich wähle aus den Gebieten menschlicher Tätigkeit diese drei, weil aus ihnen das hervorgegangen ist, was wir jetzt Psychiatrie heißen.

Die Medizin war zu dieser Zeit in großem Ausmaße eine chemische Disziplin, in Theorie und Praxis abhängig von der Ernährungstherapie. Das war ein Erbteil der Antike. Aber von den praktisch gesinnten Gilden und Handwerksständen wurden verschiedene physikalische und mechanische Erfindungen gemacht, die für die medizinische Praxis verwendbar waren und von der Mutter Medizin allmählich assimiliert wurden. Aus der Geburtshilfe (ein Handwerk) entwickelte sich die Gebärkunde; aus dem Zähneziehen die Zahnheilkunde; von den Barbieren stammt die Chirurgie. Was wir jetzt Neurologie heißen, war immer ein integrierender Bestandteil der Medizin, ein ausgearbeiteter, interessanter, aber unproduktiver Teil. Der Ehe zwischen der prak-

tischen Chirurgie und der angesehenen Neurologie entsprang ein sehr rühriges Kind – die Neurochirurgie, die die Neurologie wiederbelebte und sie ebenso nützlich wie achtenswert machte.

Inzwischen entwickelte sich aus der unbestimmten Masse von Ideen, die durch Religion, Philosophie, Alchimie und Astrologie repräsentiert waren, ein umschriebenes Interesse für gewisse unklassifizierbare, unvoraussagbare, irreguläre seelische Tatsachen, die hauptsächlich durch ihre soziale Untragbarkeit charakterisiert waren. Die Personen, die dieses Verhalten an den Tag legten, wurden Kriminelle, Hexen, Behexte oder Wahnsinnige genannt und diese Namen bürgerten sich allmählich als legitime Bezeichnungen ein. Unter ihnen wurden die am meisten unberechenbaren, unverständlichen, paradox sich verhaltenden Individuen von Staats wegen abgesondert und in Haft genommen und gerieten allmählich in die Hände von Wissenschaftern, die ihr Benehmen studierten und es weniger unverständlich fanden, als gemeinhin angenommen worden war, ja im Grunde völlig verständlich, wenn man nur einmal alle Tatsachen kennengelernt hatte. Diese Wissenschafter wurden, wiewohl sie mit Personen arbeiteten, die als krank bekannt waren, von der Mutter Medizin zuerst nur zögernd anerkannt; aber mit den unerwarteten Ansprüchen des Weltkriegs gelangte das Aschenbrödel Psychiatrie zu hoher Gunst. Das wichtigste Resultat davon war, daß neben den chemischen, mechanischen und physikalischen Faktoren nun auch die psychischen Komponenten in der menschlichen Persönlichkeit erkannt wurden.

Die plötzliche große Popularität der Psychiatrie schädigte sie beinahe, denn das große Versprechen, das die Erkenntnis dieses früher unbeachteten Krankheitselementes zu gewähren schien, wurde nicht erfüllt. Es wurden an die neue Wissenschaft zu hohe Ansprüche gestellt und ihr gegenüber zu große Erwartungen ge-

hegt. Was man so oft von der Neurologie gesagt hatte, daß sie Diagnosen, aber keine Heilungen anzubieten habe, galt nun auch von der Psychiatrie. Das war vollauf richtig für jene Fälle, die als psychopathische Persönlichkeiten, Psychoneurosen oder Schizophrenien diagnostiziert wurden.

Glücklicherweise ging die Psychiatrie (ähnlich wie die Neurologie) gerade zur richtigen Zeit eine fruchtbare Verbindung ein, und diese Ehe mit der Psychoanalyse hatte für jene dieselbe verjüngende und befruchtende Wirkung wie für die Neurologie die Berührung mit der Chirurgie. Das will natürlich nicht besagen, daß jede psychiatrische Therapie eine psychoanalytische ist, ebensowenig wie alle neurologischen Behandlungsmethoden chirurgische sind. Aber das Auftauchen der Psychoanalyse bereitete der Aera des therapeutischen Nihilismus in der Psychiatrie ein Ende.

Ursprünglich ausschließlich auf die Patienten mit offensichtlichen und extremen Seelenstörungen eingestellt, dehnte die Psychiatrie ihr Anwendungsgebiet allmählich auch auf andere Felder aus — auf die Kriminologie, Soziologie, Pädagogik und in jüngster Zeit, mit steigender Intensität, auch auf ihren eigentlichen Mutterboden, die allgemeine Medizin. Ihr brachte die Psychiatrie gewisse Methoden der Erfassung des Patienten, der Persönlichkeitsbestimmung und der Behandlung, mit denen die allgemeine Medizin — gerade zufolge ihrer Vervollkommung in Laboratoriumsmethoden und klinischen Messungsverfahren — nur sehr vage vertraut war. Hie und da hatte ein alter Praktiker der allgemeinen Medizin in intuitiver Weise (bei gleichzeitiger Auffassung der Medizin als Kunst) für sich selbst entdeckt, wie wichtig es sei, sich mit den gefühlsmäßigen Einstellungen des Patienten zu befassen und die Genesung dadurch zu beeinflussen, daß man diesen Imponderabilien Rechnung trug. Die Psychiatrie jedoch vollzog mit Hilfe der Psychoanalyse insofern einen

Fortschritt, als sie diese intuitive Methode durch syste-
matische wissenschaftliche Prinzipien ersetzte, deren
Anwendung nicht mehr an die Begabung einzelner ge-
bunden war.

Schließlich durchdringt die Betonung der psychischen
Faktoren in Krankheit und Heilung die gesamte medi-
zinische Praxis. Nicht mehr hat die ausschließlich che-
mische Grundansicht des Mittelalters und der Zeit vor-
her, nicht mehr die chemisch-physikalische Grundauf-
fassung des 19. Jahrhunderts Geltung, sondern die Vor-
stellung von ineinander wirkenden physikalischen, che-
mischen und psychischen Faktoren beginnt nun die
Theorie und Praxis der Medizin zu bestimmen. Einst
wurde es für lächerlich angesehen, die Temperatur zu
messen; später wurde es für lächerlich gehalten, eine
Harnprobe zu machen; und als diese Methoden schon
allgemein anerkannt wurden, galt es noch immer für
lächerlich, die Details eines Traumes des Patienten
zu untersuchen. Jetzt wissen wir, daß Träume und
Harn und Temperatur untersucht werden sollen und
müssen, wenn wir den Patienten vollständig und rich-
tig verstehen wollen. Kein intelligenter oder unterrich-
teter Arzt hält etwa heutzutage eine dieser Methoden
für absurd, auch wenn er in der Praxis gelegentlich
die eine oder die andere von ihnen vernachlässigen
sollte. Denn jeder denkende Arzt weiß, daß psychische
Faktoren ebenso real und wirksam sind wie physikali-
sche oder chemische. Nichtsdestoweniger gewährt ihm —
zufolge der von ihm genossenen Schulung — die Anwen-
dung der alten, traditionellen Formen der physikalisch-
chemischen Betrachtung das Gefühl größerer Geübtheit
und Selbstsicherheit, und so scheut er sich oft genug,
sich in psychologische Forschungen einzulassen, um
sich Wesen und Not des Patienten voll zu vergegen-
wärtigen.

Das Resultat ist, daß in den Gesichtspunkten und
Methoden der meisten Mediziner auf der einen und der

Psychiater auf der anderen Seite gewisse ziemlich scharfe Unterschiede vorhanden sind. Die Psychiater haben bisweilen das Gefühl, daß sie allein den Menschen als ein Ganzes betrachten und nicht als ein Geschöpf mit gewissen äußerlichen pathologischen Neigungen oder Anfällen. Der Allgemein-Mediziner andererseits verdächtigt den Psychiater, die physikalischen oder chemischen Gegebenheiten zu ignorieren und zu unterschätzen und die psychischen Faktoren über den ihnen zukommenden Grad von Wichtigkeit hinaus zu übertreiben. Er meint außerdem, daß die Psychiater geneigt seien, die ganze Welt ein wenig schief zu sehen, als seien alle Leute „mehr oder weniger närrisch", und er stößt sich daran, weil ihm das unbegründet und verzerrt zu sein scheint.

Aber davon abgesehen, besteht zwischen dem Zeitbegriff in der Psychiatrie und dem in den meisten anderen Spezialgebieten (die Tuberkulosekunde und die Orthopädie ausgenommen) ein ziemlich beträchtlicher Unterschied. Die Psychiatrie denkt, analog diesen beiden eben erwähnten Disziplinen, in langen Zeiträumen; die Behandlung erstreckt sich über eine lange Periode, die Prognose nimmt auf ein langes Intervall Rücksicht; es wird mehr das ganze Leben des Patienten in Betracht gezogen als irgendeine kurze Episode oder eine relativ kurz dauernde Krankheit.

Auf der anderen Seite stehen die Patienten, mit denen der Psychiater es zu tun hat, oft unter einem gewissen sozialen Tabu, was von den Kranken der anderen medizinischen Spezialgebiete (das der Venerologie ausgenommen) nicht gilt.

Schließlich wenden sich die psychiatrischen Methoden — wenn man so sagen darf — mehr ans Ohr als an den Mund. Dem Patienten werden viel mehr Worte, d. h. Ideen eingeflößt als Medikamente, wenn auch mit nicht weniger handgreiflichen — oft identischen — Effekten. Das ist ein Unterschied, den der Internist

nur mit schweren Befürchtungen hinnimmt, weil er gegen alles mißtrauisch ist, was, wenn auch noch so entfernt, an die peinlichen Prozeduren der Quäker und der Glaubensheilungen erinnert. Nicht vertraut mit den tieferen Mechanismen seelischer Reaktionen, kann er die therapeutischen Resultate nicht verstehen, welche die klugen Kultführer oft feststellen, hat aber ein starkes Gefühl von Verachtung für sie wegen ihrer unwissenschaftlichen und oft deutlich unehrlichen Methoden. Weil nun die Psychiater mit dem gleichen spröden Material arbeiten und auf wissenschaftliche Art einige der Werkzeuge benützen, die in einigen Fällen in die Hände skrupelloser und unzuverlässiger Personen gefallen sind, wurde ungerechterweise der gegen die Glaubensheilungen erhobene Vorwurf auch gegen sie gekehrt.

Aber die wesentlichen Unterschiede, die die Psychiatrie von der allgemeinen Medizin noch trennen, gehen tiefer als alles dieses. Sie mögen am besten illustriert werden durch Aufzeigen der Hauptprinzipien psychiatrischer Untersuchungsmethoden und ihre Vergleichung mit jenen der allgemeinen Medizin.

Für den Psychiater sind die Formen, wie der Patient agiert und reagiert (sich verhält und fühlt), wichtige Gegebenheiten. Für den Durchschnittsarzt sind sie es nicht. Für den Patienten können sie von Wichtigkeit sein, müssen es aber nicht.

Ein Herzkranker zum Beispiel kann seine subjektiven Reaktionen während einer Filmvorführung oder während eines Herzanfalles im Detail beschreiben; in beiden Fällen wird der Durchschnittsarzt, wenn überhaupt, so nur aus Höflichkeit zuhören. Der Psychiater aber wird seinerseits in diesen Tatsachen eine wichtige Grundlage finden. Der Patient mag in ihnen eventuell einen Sinn finden oder auch nicht.

Ähnlich ist der Psychiater nicht weniger daran interessiert, festzustellen, auf welche Weise der Kranke auf

eine physische Untersuchung reagiert, als an den Resultaten einer solchen Untersuchung selbst. Er ist genau so interessiert, zu beobachten, welche emotionalen Reaktionen der Kranke dem Pflegepersonal oder ihm selbst gegenüber produziert, wie etwa festzustellen, wie hoch der Blutdruck oder die Zahl der Leukozyten oder die vitale Kapazität des Patienten sein mögen.

Der Psychiater betrachtet es als die erste Aufgabe des Arztes, diese allgemein vernachlässigten Tatsachen zu beobachten, sie zu erkennen, zu würdigen, daß sie einen Sinn haben, diesen Sinn zu finden und sich dann zu bemühen, sie zu verwerten. Er ist überzeugt, daß er nur, wenn er dies alles getan hat, entscheiden kann, was mit irgendeinem Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit als nächstes zu geschehen hat. Dieses „Nächste" kann eine chemische Manipulation sein, eine mechanische Behandlung oder eine Psychotherapie.

Es ist natürlich nicht möglich, Diagnose, Prognose und Therapie voneinander zu trennen; und der Psychiater weiß nicht nur, daß die Zuwendung der Aufmerksamkeit zu den Aktionen und Reaktionen der Kranken nicht allein für die Diagnose und für die Wahl der Behandlung wichtig ist (wobei die zuerst angezeigte Behandlung darin besteht, den Patienten wissen zu lassen, daß der Arzt an diesen Tatsachen wirklich interessiert ist), sondern er ist auch überzeugt, daß auch die Prognose nur dann genau gestellt werden kann, wenn man jene Momente mit in Rechnung stellt.

Aus diesem Grunde erforscht der Psychiater aufs sorgfältigste die historischen Daten in Verbindung sowohl mit der Persönlichkeitsentwicklung als auch mit der gegenwärtigen Erkrankung. Dabei vernachlässigt er keineswegs, wie man ihm oft unterschiebt, eine erschöpfende organische Untersuchung, die unter Umständen nicht allein etwa die vorgeschriebenen Laboratoriums- und Röntgen-Untersuchungen, sondern eben-

so eine spezielle neurologische Untersuchung und schließlich eine sehr sorgfältige systematische psychologische Prüfung einschließt.

Bei diesen Untersuchungen ist er besonders interessiert zu sehen, wie der Kranke auf Situationen reagiert, auf welche Weise er versucht, sich an sie anzupassen, bezw. wieso es ihm mißlang. Der allgemeine Arzt zieht alle diese Dinge wohl auch in Betracht, aber in der Regel, ohne systematisch und konsequent zu versuchen, die nacheinander auftretenden Erfolge oder Mißerfolge eines solchen Patienten miteinander in Beziehung zu bringen.

Dementsprechend würde vom Standpunkt des Psychiaters aus eine vollständige Untersuchung des Patienten auch eine Analyse jener emotionalen Reaktionsweisen einschließen, die der Kranke in allen grundlegenden Lebenssituationen aufweist, in Familie und Schule, in Beruf und Ehe, und in der Gesellschaft überhaupt, d. h. seiner Art des Erfolgs oder Mißerfolgs im Verkehr mit den Personen, aus denen sich diese sozialen Gruppen jeweils zusammensetzen. Endlich darf eine systematische wissenschaftliche Erforschung der Sexualentwicklung des Kranken nicht unterlassen werden, es sei denn aus Heuchelei oder Nachlässigkeit.

Mit all diesen (physikalischen, chemischen, psychologischen und sozialen) Befunden in den Händen sieht sich der Psychiater in der Lage, eine Diagnose zu stellen und einen Behandlungsplan im Sinne einer Erleichterung, Bekämpfung, Korrektur oder Ablenkung zu entwerfen. Diese Behandlung kann sich nicht nur physikalischer, chemischer und mechanischer Mittel bedienen, sondern ebensogut psychologischer und sozialer. Daran kann man erkennen, wie die Methoden und der Standpunkt der Psychiatrie sich von der Allgemeinmedizin unterscheiden. Es ist der Hauptsache nach eine Angelegenheit des weiteren Blicks auf den Patienten und seine Krankheit.

Natürlich erhebt sich nun die Frage, ob der Versuch gerechtfertigt werden kann, die Gesichtspunkte der Allgemeinmedizin und der Psychiatrie zu vereinigen. Ist es eine Hilfe oder nicht, diese triebhaften, tendenziösen, emotionalen Faktoren in der Allgemeinmedizin mit in Rechnung zu stellen? Dem allgemeinen Arzt scheint es unnötig und beschwerlich, sie herauszuarbeiten. Dem Psychiater scheint es mit seinem wissenschaftlichen Gewissen unvereinbar, sie zu vernachlässigen. Beide, Allgemeinärzte und Psychiater haben die Neigung, auf die Erklärung zurückzugreifen, daß sie nach all dem mit „verschiedenen" Arten von Patienten zu tun haben. Aber verhält es sich wirklich so?

Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, daß in der Unterscheidung zwischen Patienten, die den Psychiater aufsuchen, und jenen, die sich an den allgemeinen Praktiker wenden, nicht eine pragmatische Wahrheit enthalten sei; aber ich bin sicher, daß diese Gruppen nicht so weit auseinanderfallen, wie man im allgemeinen annimmt. Tatsache ist, daß die psychiatrische Methode niemals auf irgendeine systematische oder umfassende Art auf die Probleme angewendet wurde, denen sich der praktische Arzt gegenübergestellt sieht. Vor kurzem sind Untersuchungen in dieser Richtung vom Institut für Psychoanalyse in Chikago und dem Presbyterianischen Hospital in New York mit großem wissenschaftlichem und therapeutischem Erfolg angestellt worden. Von den affektiven Faktoren, welche eine Gelenksentzündung beschleunigen, von der Psychologie des Dickdarmkatarrhs oder einer psychotherapeutischen Behandlung des Magenkrebses zu sprechen, wäre vor einigen Jahrzehnten als ein untrügliches Zeichen von Geisteskrankheit oder als Haarspalterei angesehen worden. Jetzt ist das alles Gegenstand ernster wissenschaftlicher Forschungen durch hervorragende Ärzte (und nicht gerade durch Psychiater) geworden.

Ich möchte einen theoretischen Gesichtspunkt vor-

bringen, der vielleicht diese Meinungsdifferenzen zwischen Allgemeinmedizin und Psychiatrie zu überbrükken vermag. Das erfordert eine ziemlich radikale Revision der allgemein anerkannten Begriffe vom Wesen der Krankheit und des ärztlichen Tuns. Es handelt sich immerhin um eine Hypothese, die auf der Basis ursprünglich empirischer Beobachtungen in jüngster Zeit allmählich entwickelt wurde.

Es wird, glaube ich, allgemein angenommen, daß der kranke Mensch zu einem Arzt kommt, weil er von Mißgeschick, Krankheit, Bakterien oder irgendwelchen anderen Schädlingen befallen wurde, — und die Krankheit wird als etwas betrachtet, was der Patient haßt, bekämpft und loswerden möchte. Er wendet sich deshalb an den Arzt, der die Verantwortung übernimmt und seine Energien auf die Bekämpfung dieses Gegners konzentriert. Doch es gibt viele Beweise, daß eine solche Annahme unrichtig ist und ein sehr wichtiges Prinzip vernachlässigt. Es gehört nicht viel Intuition dazu, um zu entdecken, daß der Gegner, mit dem viele Patienten kämpfen, nicht außerhalb ihrer, sondern in ihnen selbst gelegen, ein Teil ihrer Person ist. Sie sind oft genug bereit, den Arzt den Kampf für sie ausfechten zu lassen; einige gar tragen viel dazu bei, den Anstrengungen des Arztes entgegenzuarbeiten, und es ist oft genug zu sehen, daß, wiewohl es Bakterien, schlechte Nahrung und scharfe Ecken gibt, die Schäden zufügen, solche Schäden dennoch provoziert worden sind.

Wenn wir uns in Ergänzung dazu erinnern, mit welcher Hartnäckigkeit sich manche Patienten an die Krankheit klammern, auf welche zwanghafte Art Kranke so häufig die Chirurgen drängen, sie immer wieder zu operieren, an das auffällige Wiederauftauchen von Leiden, denen gewisse Kranke zum Opfer fallen — all dies zusammen mit klinischen Syndromen, wie Alkoholismus und Morphinismus, neurotische Lebensunfähigkeit, freiwillige Askese aus anderen als religiös-ethischen

Gründen, Simulation und schließlich die dramatischeste der menschlichen Handlungen, der Selbstmord, — wenn wir an alle diese Erscheinungen denken, dann müssen wir beginnen, mit Freud den Verdacht zu schöpfen, daß die Selbsterhaltung nicht der einzige Trieb ist, der das Menschengeschlecht beherrscht. Im Gegenteil, es will scheinen, als führe ein Selbstzerstörungstrieb ewig Krieg mit dem Willen zum Leben und als benütze er jede Gelegenheit, um seine Absichten an seinem Träger auszulassen.

Im allgemeinen befinden sich die Selbstvernichtungsimpulse vermutlich in einer Art von Schwebezustand. Kranke Leute kann man andererseits als Personen auffassen, in denen der Kampf ausgebrochen ist und die daher sich selbst zu zerstören versuchen, aber gleichzeitig dagegen ankämpfen und dazu die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen. Eine solche Auffassung mag etwa für eine so unmittelbare und plötzliche Selbstvernichtung gelten, wie sie durch den Selbstmord repräsentiert ist, oder für eine mehr abgestufte und diffuse Selbstzerstörung, wie etwa die neurotische Lebensunfähigkeit. Vielleicht gehört auch die Tuberkulose hierher, bei der das Individuum sich einem bereitstehenden Angreifer oft nur allzu willig hingibt, und vielleicht können sogar mehr lokalisierte und abgegrenzte Körperkrankheiten als weitere Illustrationen herangezogen werden. Eine solche Ausdehnung der Theorie auf die organischen Krankheiten hat Freud nicht ausdrücklich vollzogen, und wir sind auch jetzt nicht in der Lage, sie mit bezwingender Evidenz vorzunehmen; doch ist es immerhin eine logische Folgerung aus der Theorie, daß, wenn ein Selbstzerstörungstrieb im strengen Sinne, wie Freud ihn postuliert hat und wie er durch die klinische Erfahrung nahegelegt wird, existiert, wir dann nicht überrascht sein sollten zu finden, daß er an der Entstehung der körperlichen Erkrankungen ebensogut einen aktiven Anteil hat wie an der Verursachung

der seelischen. Wir Psychiater, die wir diese Wirkung bei den letzteren (d. h. den „Gemüts"-Krankheiten) beobachten, zweifeln nicht weiter daran. Bezüglich seiner Wirkungen in den ersteren müssen wir jedoch noch die Resultate der entsprechenden Forschungen abwarten.

Dieser unserer Hypothese zufolge ist die therapeutische Indikation regelmäßig die gleiche in der Psychiatrie, Orthopädie, Kriminologie oder Kardiologie. Der Arzt muß mit dem Gewicht seines Wissens, seiner Geschicklichkeit, seiner Erfahrung, mit seinen chemischen, mechanischen und psychologischen Behelfen dem bedrohten Lebensinstinkt zu Hilfe kommen und den destruktiven Tendenzen entgegentreten. Gerade das ist es, was gegenwärtig auf den beiden Gebieten der Allgemeinmedizin und der Psychiatrie geschieht, und wir wissen, daß es bisweilen für den Patienten das Leben bedeutet. Dieser Erfolg rettet andererseits das Leben des Arztes im wahrhaftig wörtlichen Sinne. Es lenkt seine eigenen Destruktionstendenzen auf die Bekämpfung der Destruktionstendenzen der anderen ab, und indem wir unser Leben opfern, retten wir es. Das liegt vermutlich dem übergroßen Optimismus zugrunde, der die Ärzte auszeichnet, und ebenso ihrer Überzeugung, daß sie diese Verantwortung und diese Macht haben. Was immer die Ursachen sein mögen, wir Ärzte wissen wohl, daß unsere tiefen Gefühle und unsere Berufsideale es uns nicht gestatten, angesichts eines Kampfes auf Leben und Tod untätig dazustehen. Unser tägliches Leben besteht in der Anteilnahme an unzähligen Miniaturkämpfen zwischen Leben und Tod, und unser stetes Bestreben ist, unsere Scharfsichtigkeit, Geschicklichkeit, Einsicht und, vor allem, unsere wirksame Kraft zu mehren für den Kampf gegen die Selbstdestruktion.

Und wiewohl das Phänomen des Krieges, das jetzt am Horizont dämmert, das dramatischeste Beispiel zu sein scheint für den Trieb der Menschen, sich selbst (zusammen mit dem Nachbarn) zu zerstören, so sehen

wir doch gleichzeitig die schwache, aber wachsende Opposition gegen ihn, die durch die Zusammenarbeit der Minoritäten der Geister errichtet ist; sie kämpfen gegen die Krankheiten der Menschheit ebenso wie wir Ärzte mit den Krankheiten der Einzelnen ringen.

Dies ist meine Auffassung von der Psychiatrie und der allgemeinen Medizin, und ich bin sicher, daß nicht einer meiner medizinischen oder psychiatrischen Kollegen leugnen wird, daß wir — zumindest von diesem Standpunkt aus — mehr Gemeinsames als Kontroverses haben. Welche Methoden immer wir entwickeln, um diese Selbstzerstörung zu entdecken, zu erschließen oder ihr entgegenzuwirken, sie werden wahrscheinlich je nach unserer Begabung und unserer Ausbildung große Unterschiede aufzeigen. Aber mit dieser Auffassung von der Krankheit und der medizinischen Wissenschaft laufen wir weniger Gefahr, irregeleitet zu werden durch naive Annahmen, falschen Optimismus und leichte Entmutigung, wie sie die früheren Einstellungen der Menschen zu ihrer Umwelt unvermeidlich nach sich gezogen haben.

Psychoanalyse und soziale Frage

Von Franz Alexander, Chicago

Wiedergabe des letzten Abschnittes einer größeren Arbeit, die unter dem Titel „Psychoanalysis and Social Disorganisation" in „The American Journal of Sociology", Band XLII, 1937, erschienen ist. Deutsche Übertragung von S. Feitelberg.

Die Psychoanalyse hat, sofern sie eine Therapie ist, auch praktische Ziele — der Psychoanalytiker versucht psychische Vorgänge nicht nur zu verstehen, sondern auch zu beeinflussen. Kann diese therapeutische Funktion der Psychoanalyse zur Lösung sozialer Probleme beitragen?

Offensichtlich könnte die Heilung von Neurosen von großer Bedeutung sein, wenn sie in großem Maßstabe durchgeführt werden könnte. Die Heilung eines neurotischen Individuums besteht darin, daß man ihm hilft, widerstreitende subjektive Bedürfnisse miteinander und mit gesellschaftlich anerkannten sozialen Forderungen in Einklang zu bringen.

Neuerdings beginnen immer zahlreichere Psychotherapeuten die wachsende Schwierigkeit der individuellen Einordnung zu erkennen, in einer Zeit, da sich der ideologische Gehalt des kulturellen Milieus rasch ändert. Es sieht fast so aus, als ob die Mehrheit der Individuen bei diesem Anpassungsprozeß versagen und mehr oder minder neurotisch würde. Die Gruppenideale selbst ändern sich rasch und das Individuum sieht sich verschiedenartigen und oft widersprechenden Idealen und Normen gegenüber. Vielleicht könnte man daher den Versuch, eher die Umwelt als das Individuum zu ändern, für angebracht halten. Solange Neurosen eine relativ seltene Erscheinung waren, bestand der adäquate Zugang zum Problem der seelischen Hygiene in der Behand-

lung jener Ausnahmsindividuen, die versagt hatten. Wenn nur solche Individuen eine Neurose entwickeln, die in ihren frühen Entwicklungsstadien besonders ungünstigen Einflüssen ausgesetzt waren oder die eine besonders schwache Konstitution aufweisen, so ist individuelle Therapie das angezeigte Verfahren. Sobald aber Neurose zu einer Allgemeinerscheinung wird, bekommt es einen Sinn, von der Gesellschaft als dem Patienten zusprechen. L. K. Frank gibt in einer kürzlich erschienenen Arbeit[1]) dieser Ansicht in klarer, überzeugender Weise Ausdruck. Er sieht die universellste Ursache gegenwärtiger seelischer Zerrüttung, Kriminalität und Korruption in dem Mangel allgemein anerkannter Werturteile und Ideale. Unsere im Gleiten begriffene Kultur bietet dem Individuum keine positive Führung, keine bestimmte Stellung oder Rolle und keinen bestimmten Lebenszweck; und deshalb versagt das Individuum. Franks praktische Schlußfolgerung aus diesen Voraussetzungen ist der Versuch, neue Massenideale zu entwickeln, die dem Individuum die Einordnung erleichtern sollen.

Die Schwierigkeit, diesen Rat zu befolgen, besteht in der Entscheidung, welche Art von Gruppenidealen entwickelt werden soll. Wir haben gesehen, daß die Massenideale durch die soziale und ökonomische Struktur der Gesellschaft und durch die kulturellen Probleme, mit denen sich eine soziale Einheit auseinanderzusetzen hat, bestimmt sind.

In den Tagen des amerikanischen Pioniers waren unerschütterlicher Individualismus, Abenteurergeist, persönliche Initiative, Mut und Erfolg die am meisten geeigneten Ideale für die ökonomische Eroberung eines neuen Kontinents. Diese Ideologie entspricht aber nicht mehr einer hochorganisierten und standardisierten indu-

[1]) „Society as the Patient", American Journal of Sociology, November 1936, pp. 335—345.

striellen Zivilisation, die über das Stadium der ökonomischen Expansion hinaus ist. In einer solchen Gesellschaft kann die Mehrheit des Volkes nicht mehr nach dem Ideal persönlicher Initiative und des durch Mut und Unternehmungsgeist gewonnenen Erfolges leben. Diese neue soziale Struktur verlangt im Gegenteil äußerste Unterordnung unter machtvolle industrielle Einheiten, wo die Stellung des Individuums streng vorgeschrieben und eng umgrenzt ist. Das Studium der Laufbahn von Verbrechern hat gezeigt, daß unter dem Druck der stark individualistischen Traditionen der Pionierzeit viele auf der Suche nach Ansehen und Erfolg zum Verbrechen getrieben werden, als der einzig übriggebliebenen Möglichkeit, Tapferkeit, Ausdauer und Abenteuergeist zu zeigen. Der relativ rasche Übergang von ökonomischer Expansion zu ökonomischer Überorganisation hat keine Zeit zur Entwicklung einer neuen geeigneten Ideologie gelassen. Die Tradition hinkt den harten Tatsachen der sozialen Entwicklung nach.

Der entgegengesetzte Übergang, von intellektueller Unterordnung in der Zeit des streng organisierten Feudalsystems zur geistigen Freiheit des sich ausbreitenden Handels, kann während der Renaissance beobachtet werden. Das Individuum der Renaissance — in vieler Beziehung dem amerikanischen Pionier ähnlich — war auch der Träger einer sich ausbreitenden und ändernden Zivilisation. Eine neu aufsteigende Klasse von Kaufleuten, Handwerkern und Intellektuellen, die in dem streng geschichteten Feudalsystem keinen Platz fand und deren Tätigkeit — Warentausch und Reisen — persönliche Initiative und Selbstbewußtsein erforderte, — diese Klasse forderte die Revision der feudalen Ideale intellektueller Unterordnung, strikter Koordination und absoluten Gehorsams.

Änderungen der sozialen Normen entsprechen Änderungen in der fundamentalen sozialen Struktur und können nicht willkürlich ad hoc erfunden werden. Trotz der

Leichtigkeit, die öffentliche Meinung durch die modernen technischen Mittel der Propaganda zu beeinflussen, werden sich nur solche Ideale verbreiten und auf die Dauer Aufnahme finden, die den affektiven Bedürfnissen der Menschen entsprechen, wie sie durch ihre soziale Stellung bestimmt sind.

Es ist sehr gut möglich, daß die wachsende Verbreitung von Neurose und Verbrechen eine allgemeine Begleiterscheinung rascher Änderungen im sozialen Gefüge ist, Folge der Inkongruenz von subjektiven Bedürfnissen und veralteten Massenidealen, die sich den neuen sozialen Situationen noch nicht angepaßt haben. In der Vergangenheit fanden diese Neuanpassungen der sozialen Haltungen automatisch, wenn auch immer mit Verzögerung statt. Die feine Intuition geistiger Führer — dieser Seismographen sozialer Änderungen — war immer von Bedeutung, indem sie dem Bedürfnis nach Revision veralteter Traditionen Ausdruck verlieh, während die Mehrheit der Menschen ihnen noch anhing wegen ihrer geistigen Trägheit und ihrer Unfähigkeit, sich neuen sozialen Notwendigkeiten anzupassen. Es erhebt sich die verführerische Frage, ob nicht die Wissenschaft, die Kenntnis der affektiven und biologischen Bedürfnisse des Menschen im Verein mit der begrifflichen Erfassung der sozialen Struktur dazu beitragen könnte, diesen ständigen Prozeß der Anpassung der Masseneinstellungen und Normen an die Wandlungen der gesellschaftlichen Struktur zu erleichtern und auszugleichen? Die Grundlagen für eine solche Sozialpsychologie sind zweifellos in unserem Besitz. Die Psychoanalyse bietet die Kenntnis der psychischen Mechanismen, der affektiven Prozesse, mit denen die Menschen auf ihre sozialen Situationen reagieren, und die Soziologie müßte die adäquate Analyse der sozialen Struktur liefern, der die menschliche Psyche ausgesetzt ist.

Der psychoanalytische Therapeut hat eine unvergleichliche Gelegenheit, die Spannung zwischen der sozi-

alen Struktur und den Ideologien zu beobachten, wie sie sich in der Seele eines jeden individuellen Patienten spiegelt. Diese Spannungen entsprechen immer bestimmten allgemeinen affektiven Mechanismen. Durch die Beobachtung der besonderen Anpassungsschwierigkeiten bei einer großen Mannigfaltigkeit verschiedener Typen von Individuen, die in verschiedenen sozialen Situationen aufwachsen, ist er auch imstande, gewisse allgemeine affektive Schwierigkeiten zu erkennen, die dem sozialen Leben innewohnen und die nicht durch eine besondere soziale Struktur, sondern allgemein durch das Leben in einer Gemeinschaft bedingt sind.

Jede Form von Gemeinschaftsleben, unabhängig von den verschiedenen Formen ökonomischer und politischer Organisation, fordert vom Individuum eine Reihe von Einschränkungen seiner ursprünglichen, asozialen Tendenzen. Das Hauptproblem des Gesellschaftslebens besteht in der Kontrolle der aggressiven, destruktiven Impulse, die zu den grundlegenden Kennzeichen allen animalen Lebens gehören. Kollektives Leben, dessen Sinn die gegenseitige Hilfe durch Arbeitsteilung ist, ist nur möglich, wenn die konstituierenden Teile der Gesellschaft es aufgeben, einander zu vernichten. Die Entwicklung hemmender Kräfte, die wir „Gewissen“ oder „Über-Ich“ nennen, ist also bei menschlichen Lebewesen die Voraussetzung des sozialen Lebens, weil es eben die Aufgabe des Gewissens ist, die Individuen der gleichen Gruppe an der gegenseitigen Vernichtung zu hindern. Soziale Ordnung wird keinesfalls nur durch äußere Gesetze — das heißt, nicht allein durch Angst vor Strafe — erzwungen. Vielmehr entwickelt sich in frühen Jahren im Individuum selbst eine hemmende Kraft, die im Laufe der Entwicklung mehr oder weniger von äußeren Verstärkungen unabhängig wird, wie sie zum Beispiel Ermahnungen und Strafandrohungen darbieten.

Die grundlegenden Auffassungen über die Bildung des

Über-Ichs, die in früher Kindheit vor sich geht, gehören zu den am besten begründeten Elementen der Psychoanalyse. Bei der Geburt ist das Kind nicht im geringsten an die Anforderungen des sozialen Lebens angepaßt; es ist nicht ein antisoziales, sondern ein asoziales Wesen, weil der soziale Aspekt ganz jenseits des Bereiches seiner rein vegetativen Existenz ist. Alles, was die unmittelbare Befriedigung seiner Wünsche hindert, erweckt in ihm heftige Reaktionen, die es glücklicherweise nicht anders als durch Schreien und unkoordinierte Muskelkontraktionen realisieren kann. Diese Wahrheit wurde von Diderot vorweggenommen in seiner Behauptung, daß das ganz kleine Kind der zerstörungswütigste Verbrecher wäre, wenn es nur die Kraft hätte, seine Aggressionen auszuführen. Es ist aber nur ein kleines hilfloses Wesen, biologisch und psychologisch gänzlich in Anspruch genommen durch den Prozeß des Wachstums, durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse, völlig beherrscht von den einfachen Prinzipien des Lustgewinnes und der Unlustvermeidung, ohne auf irgend jemand außer auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. Nur allmählich lernt es das Kind, bestimmte Verhaltensregeln zu befolgen. Zunächst ist es die Angst vor Vergeltung und Strafe, die es zwingt, auf bestimmte Befriedigungen und die Ausführung seiner feindseligen Impulse zu verzichten. Allmählich verwandelt sich diese Angst vor dem Außen in die Angst vor etwas in ihm selber. Ein Teil seiner Persönlichkeit — und es ist äußerst wichtig zu betonen, daß es nur ein Teil seiner Persönlichkeit ist — übernimmt allmählich die Einstellung der Erwachsenen, und dieser Teil seiner Persönlichkeit beginnt nun von dem Kind die gleiche Verhaltensweise zu fordern, wie sie die Erwachsenen verlangt haben. Um nicht bestraft zu werden und den Liebesverlust der Erwachsenen zu riskieren, deren Unterstützung es so dringend bedarf, beginnt es sich selber jene Dinge zu verbieten, die die Eltern verurteilen.

Das weitere Studium dieses komplizierten Prozesses der Verinnerlichung äußerer Regeln hat gezeigt, daß Angst vor Vergeltung allein keine zuverlässige Form der Selbstbeherrschung zustandebringen kann. Die positive Bindung des Kindes an die Eltern ist für die gründliche Assimilation dieses inneren Verfechters der sozialen Forderungen unerläßlich. Erziehung, die ausschließlich auf Einschüchterung beruht, führt notwendig zu krankhafter Über-Ich-Bildung. Wenn das Kind auf seine asozialen Tendenzen nur aus Angst verzichtet, wird es die gleiche ängstliche und haßerfüllte Haltung, die es seinen Eltern gegenüber hat, auch dem einverleibten Bild der Eltern, seinem Über-Ich gegenüber, einnehmen. Das Über-Ich wird dann innerhalb der Persönlichkeit ein Fremdkörper bleiben, und das Kind wird ihm gegenüber die gleichen Schliche und Kompromisse anwenden, die es gegen seine strengen Lehrmeister gebraucht hat. Erziehung, die nur auf Strafe und Einschüchterung gegründet ist, führt zu einer seltsamen Karikatur der Moral. Das Kind lernt, daß ein bestimmtes Maß von Strafe als Sühne für eine verbotene Handlung gilt. Nun wird es die gleiche Technik seinem eigenen Gewissen gegenüber anwenden — es wird sich Strafen auferlegen, die sein Schuldgefühl beschwichtigen und die es mit seinem Gewissen auf gleich bringen. Es behandelt sein eigenes Gewissen wie etwas Fremdes, das außerhalb seiner selbst ist. Es hat gelernt, daß es mit einem bestimmten Strafausmaß seine Missetaten sühnen kann, und infolgedessen wird es gerne Leiden ertragen oder sogar Strafe herausfordern, um sein Schuldgefühl loszuwerden. Die Gefahr, die in einer solchen Haltung liegt, ist offenbar. Leiden werden nicht nur Sühne, sondern liefern auch eine gefühlsmäßige Rechtfertigung, um Hemmungen auszuschalten, die vom Gewissen gefordert werden. Heute wissen wir, daß dieser merkwürdige Weg, sich mit dem eigenen Gewissen auseinanderzusetzen, einer der wichtigsten Mechanismen

seelischer Störungen, wie Neurosen und Psychosen, ist [2]. Nur wenn der soziale Anteil der Persönlichkeit, das Über-Ich, als ein organischer Teil der Persönlichkeit, als ihre zweite Natur, gründlich assimiliert ist, können wir von wirklicher sozialer Anpassung sprechen. Nur wenn das soziale Selbst mit dem Rest der Persönlichkeit zu einer Einheit verschmilzt, kann dieser paradoxe intrapsychische Mißbrauch von Leid und Strafe, der die Wirkung des Gewissens untergräbt, vermieden werden. Und wir wissen heute, daß solch eine tiefe organische Aufnahme der sozialen Forderungen in die Persönlichkeit einzig dann stattfindet, wenn das Kind diejenigen, die von ihm die ersten Einschränkungen und Modifikationen seiner ursprünglichen Triebe forderten, nicht nur zu fürchten, sondern auch zu lieben gelernt hat. In anderen Worten: Erziehung kann sich nicht ausschließlich auf Furcht aufbauen, sondern sie muß auch auf Liebe gegründet sein. Erziehung, die nur auf Strafe gestellt ist und nur auf Angst baut, verdient nicht den Namen Erziehung, sie ist nichts als Dressur.

Offensichtlich ist solch ein innerer Verfechter der sozialen Anforderungen innerhalb des Individuums für die Erhaltung jeder sozialen Ordnung unerläßlich, obgleich die Struktur der sozialen Forderungen, die innerlich angenommen werden, in verschiedenen kulturellen Milieus verschieden sein kann. Die vitalen Interessen der Gesellschaft, die entsprechend ihrem ökonomischen und sozialen Gefüge verschieden sind, bestimmen sowohl den äußeren Gesetzeskodex als auch den inneren Kodex des Über-Ichs. Ohne irgendeine Art von selbstregulierender oder selbsthemmender Kraft innerhalb des Individuums könnte eine soziale Ordnung nur aufrechterhalten werden, wenn jedem Bürger ein Polizist beigegeben würde, der darüber zu wachen hätte, daß

[2]) Franz Alexander: Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Wien, Int. Psychoanalytischer Verlag, 1922.

er in Übereinstimmung mit der angenommenen sozialen Ordnung bleibt.

Wir müssen sofort zugeben, daß in unserer gegenwärtigen Zivilisation das Über-Ich diese Funktion nur bis zu einem sehr beschränkten Grad erfüllen kann. Seine hauptsächliche Leistung besteht darin, daß sich die Menschen, statt sich gegenseitig total zu vernichten, mit der wechselseitigen Ausbeutung begnügen, und man kann die Behauptung wagen, daß sie trotz ihrem Über-Ich nur vor den brutalsten Formen der gegenseitigen Vernichtung, und sogar vor diesen nur in einem beschränkten Maße, geschützt sind. Freud, der hinsichtlich der sozialen Fähigkeiten der menschlichen Natur nicht zu optimistisch ist, glaubt, daß infolge der Universalität der destruktiven Tendenzen sich ein soziales System nur dann entwickeln kann, wenn es den Mitgliedern der Gesellschaft gelingt, ihre destruktiven Impulse voneinander abzulenken und irgendeinem gemeinsamen Feinde zuzuwenden. Nach ihm gehört die Destruktivität zu den wesentlichen Grundlagen der menschlichen Natur. Eine Gruppe von Individuen kann nur dann in einer organisierten Einheit zusammenleben, wenn die einzelnen ihre Aggressionen nach außen, gegen irgendeinen Feind außerhalb der Grenzen der organisierten Gruppe wenden [3]).

Wie dem auch sei, es steht außer Zweifel, daß der Bereich der Individuen, denen gegenüber die aggressiven Impulse durch intrapsychische Kräfte gebunden sind, relativ klein ist. Die soziale Gruppe, die heute in der Reichweite der schützenden Kräfte des Über-Ichs liegt, geht kaum über die Grenzen der Familie hinaus. Vatermord und Brudermord sind in der Tat seltene Erscheinungen, gewöhnlicher Mord viel weniger. Unter bestimmten Bedingungen, wie im Verteidigungskrieg, ist

---

[3]) Freud: Das Unbehagen in der Kultur, Ges. Schr., Bd. XII.

das Töten von Individuen einer anderen Nation mit dem Gewissen vereinbar, was auch notwendig ist, solange es nationale Gruppen gibt, die aggressive Kriege führen, um ihre Interessen durchzusetzen. So können wir sagen, daß auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe durch das Über-Ich gesichert wird: ein relativ hoher Grad von Familiensolidarität, eine etwas schwächere Solidarität innerhalb der Klasse, ein noch geringeres Maß von Solidarität zwischen den Klassen und ein sehr niedriger Grad von Solidarität zwischen den Völkern, die verschiedenen nationalen Einheiten angehören. Das erklärt die scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten der Einrichtung eines Völkerbundes. Es versteht sich, daß die Schwierigkeit, Solidarität zwischen Individuen und Gruppen herzustellen, mit der Divergenz individueller Interessen wächst. In diesem Zusammenhang muß man sich daran erinnern, daß das Kind nur deshalb ein Gewissen entwickeln, d. h. innerlich die ihm auferlegten einschränkenden Regeln anerkennen kann, weil es lernt, daß es durch die Annahme dieser Einschränkungen unter Umständen gleichwertige Entschädigungen gewinnt. Mit anderen Worten, es fühlt, daß die Eltern es lieben und um sein Wohlergehen besorgt sind. Ohne diese Überzeugung wäre es für das Kind unmöglich, die auferlegten Einschränkungen und Verzichte innerlich zu akzeptieren. Wenn es fühlte, daß die Eltern seine Feinde sind, so könnte es vorübergehend ihren Drohungen und Strafen nachgeben, aber niemals könnte es ihre Gebote ehrlich annehmen und sie zu seiner zweiten Natur machen.

Genau das gleiche gilt für das Massenverhalten. Nur solche Mitglieder einer Gruppe können mit dem Rest derselben solidarisch fühlen, die das Gefühl haben, daß die Gruppe — gleichgültig, ob der Führer der Gruppe oder eine bestimmte Institution — sich ihrer Interessen annimmt. Man kann kaum wirkliche Solidarität von solchen Mitgliedern einer sozialen Gruppe erwar-

ten, die keinerlei Kompensationen für die sozial geforderten Einschränkungen erhalten. Je größer die Einschränkungen, die von einem Individuum, das in einer sozialen Gruppe lebt, gefordert werden, und je geringer die Kompensation, desto geringer wird seine innere Solidarität mit der Gruppe selber sein. Da die Befriedigung primärer biologischer Bedürfnisse die Grundlage jeder sozialen Einheit ist, werden unbefriedigte ökonomische Bedürfnisse der Massen den inneren Zusammenhalt einer jeden sozialen Einheit herabsetzen. Unter dem Druck ökonomischer Not werden die destruktiven Tendenzen der Mitglieder notwendig gegeneinander gerichtet und der einzige Weg, das innere Auseinanderfallen zu vermeiden, bleibt der Krieg, der die inneren Feindseligkeiten, die die Gruppe zu sprengen drohen, nach außen, gegen einen äußeren Feind, wendet. Das wird von den Führern verarmter Nationen gefühlt und erklärt die Aggressivität ihrer auswärtigen Politik, wenn sie von innerem Zerfall bedroht werden. Eiserne Faust in den auswärtigen und inneren Angelegenheiten ist ihre einzige Hoffnung. Indessen ist eine soziale Ordnung auf der Grundlage von Angst und Einschüchterung ebensowenig stabil wie eine neurotische Persönlichkeit, in der das Über-Ich ein Fremdkörper und ein gefürchteter Teil der Gesamtpersönlichkeit geblieben ist. Eine Gesellschaft, in der das soziale Verhalten auf Einschüchterung und Angst beruht, ist ein vulkanisches, hochexplosives Gebilde, in dem die wertvollsten Energien auf die Beherrschung der Aggressionen der Individuen gegeneinander gewendet werden müssen.

Mit diesem Ausblick auf die dynamische Struktur der Gesellschaft wenden wir uns nun unserer letzten Frage zu: Kann die Psychoanalyse zur Lösung der sozialen Frage etwas beitragen, indem sie das soziale Gewissen des Individuums stärkt? Richtige Erziehung ist offenbar der einzig mögliche Weg.

Wir haben begriffen, daß bestimmte äußere gesellschaftliche Bedingungen für die Herstellung der Identifizierung eines Individuums mit der Gruppe unerläßlich sind. Keiner Gesellschaft kann es gelingen, durch Erziehung in jenen ihrer Mitglieder eine soziale Haltung zu entwickeln, denen sie nicht zumindest einen minimalen Betrag an Existenzsicherheit zu bieten vermag. Natürlich ist keine Gesellschaftsform bekannt, in der soziale Einschränkungen und Entschädigungen gleich verteilt wären, aber Gleichheit der Verteilung ist nicht eine primäre Forderung, weil es sehr strittig ist, ob eine solche Gleichheit möglich oder gar erwünscht sei. Ein gewisser Betrag an Sicherheit aber ist unentbehrlich — die Überzeugung jedes Individuums, daß die Gemeinschaft um sein Wohlergehen bemüht ist. Dies Gefühl der Sicherheit entspricht dem Gefühl des Kindes, daß die Eltern sich für sein Wohlergehen interessieren und nicht seine Feinde sind. Wir haben verstanden, daß ohne dieses Gefühl im Kind das Gewissen (die innere Vertretung der Eltern) notwendigerweise nur ein Angst einflößender Fremdkörper innerhalb der Gesamtpersönlichkeit bleiben müßte. Die Identifizierung mit den Eltern im positiven Sinn ist nur unter der Bedingung möglich, daß es zwischen den Eltern und dem Kind eine positive Bindung gibt. Ähnlich kann soziales Gewissen sich nur dann entwickeln, wenn die Individuen einer Gruppe ein Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens zu der Gemeinschaft und ihren Einrichtungen haben.

Die besten Beweise dafür sehen wir in der Gegenwart. Sogar unter schwerstem ökonomischem Druck können Regierungen ihre Untertanen zu immer größeren Selbsteinschränkungen bringen, wenn es gelingt, sie davon zu überzeugen, daß der Führer väterliches Interesse an ihrem Wohlergehen hat. Ich will mit dieser Behauptung nicht gesagt haben, daß Machthaber, die diesen suggestiven Einfluß auf ihre Untertanen besitzen,

auch unbedingt die Erwartungen erfüllen und dieses Vertrauen verdienen. Die Schlußfolgerung ist allerdings deutlich: Ein soziales Gewissen kann sich nur entwikkeln, wenn in den Gruppenmitgliedern solch ein Vertrauen herrscht.

In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, daß der schwache Punkt der existierenden Demokratien gerade im Mißlingen ihrer Absicht liegt, ihren Bürgern dieses Gefühl der Geborgenheit zu geben, obgleich man ihnen nicht vorwerfen kann, daß sie je vorgegeben oder versprochen haben, eine derartige Geborgenheit zu geben, wie sie die totalitären Gemeinschaften zu sichern vorgeben. Aber soziale Geborgenheit brauchte nicht das ausschließliche Monopol totalitärer Staaten, weder der kommunistischen noch der faschistischen, zu sein, da sie ganz und gar nicht im Widerspruch mit den demokratischen Grundsätzen steht. Demokratien wären viel besser gegen Experimente geschützt, wenn sie die Verantwortung für eine wenigstens minimale Sicherung ihrer Bürger übernehmen würden – eine minimale Sicherung, die von der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unabhängig wäre. Und nicht mehr als ein minimaler Betrag von Sicherung wird sogar von den am meisten utopischen und totalitären Staaten gewährleistet.

Indessen habe ich mich hier nicht mit der Frage zu befassen, welches die wünschenswerteste soziale Organisation ist oder wie sie zu erreichen sei. Wissenschaftler können derzeit kaum etwas für die Verbesserung der gesellschaftlichen Organisation tun, und zwar, wie ich glaube, nicht nur deshalb, weil sie nicht gefragt werden, sondern auch, weil sie so wenig bieten können. Was uns hier beschäftigt, ist das Problem, wie die Erziehung dazu beitragen kann, die innere Solidarität der Gruppenmitglieder untereinander zu steigern und so die Hoffnung auf friedliche Entwicklung zu vergrößern. Wir können diese Frage nur unter der Annahme behandeln, daß die Erziehung in einer Gesellschaft vor

sich geht, in der die Individuen das Gefühl haben, daß ihre vitalen Interessen wenigstens annähernd geschützt sind. Diese Annahme muß gemacht werden, weil unter äußerst ungünstigen Bedingungen die Erziehung zum sozialen Gewissen überhaupt keine Erfolgchancen hat. Es muß daher betont werden, daß der Beitrag des Psychologen und Erziehers zu diesem Problem gegenwärtig von nur theoretischem Wert ist und praktische Bedeutung erst dann gewinnen wird, wenn die soziale Struktur annähernd die minimalen Bedürfnisse aller Mitglieder nach Sicherung befriedigt.

Die psychoanalytische Praxis zeigt uns, daß die frühen Kindheitserlebnisse in den meisten Fällen solche Gefühlsspannungen erzeugen, daß die meisten Individuen in ihrem späteren Gesellschaftsleben geneigt sein werden, mehr Ressentiments und Aggressionen zu entwikkeln, als durch ihre aktuelle Lebenssituation gerechtfertigt ist. Wenn das zutrifft, so bedeutet es, daß wegen der pathogenen affektiven Kindheitserlebnisse die Haltung der Menschen weniger sozial ist, als sie unter der herrschenden Gesellschaftsordnung sein könnte. Wir haben gelernt, wie sich das individuelle Gewissen durch die Identifizierung des Kindes mit den Eltern sowohl unter dem Druck der Angst als auch unter dem Einfluß der Liebe entwickelt. Während das infantile Gewissen oder Über-Ich das Ergebnis der Identifizierung des Kindes mit den Eltern ist, bedeutet das soziale Gewissen Identifizierung mit dem Führer und durch ihn mit den anderen Mitgliedern der Gruppe; in fortgeschritteneren Gesellschaften findet die Identifizierung nicht so sehr mit einem Lebewesen, als vielmehr mit Gruppeninstitutionen und Idealen statt, die von allen Mitgliedern der Gruppe übernommen werden. So ist dasjenige, was wir soziales Gewissen nennen, nichts anderes, als die Ausbreitung der Einflußsphäre des Über-Ichs auf eine größere Masse von Individuen. Die Gesetze seiner Entwicklung sind die gleichen wie die

Entwicklungsgesetze der ersten sozialen Haltung des Kindes in der Familie. Das infantile Über-Ich ist der Kristallisationspunkt für alle späteren sozialen Haltungen und somit das Vorbild für alles spätere soziale Verhalten. Eine Gruppe von neurotischen Individuen mit neurotischem Über-Ich wird auch unter den günstigsten ökonomischen Bedingungen nie zu einer sozialen Anpassung fähig sein. Wenn das Gewissen ein Fremdkörper in der Persönlichkeit bleibt, weil es während der Kindheitsentwicklung nicht assimiliert wurde, so wird es auf die sozialen Beziehungen des Erwachsenen einen pathologischen Einfluß haben. Eine Menge aus der psychoanalytischen Praxis wohlbekannter Mechanismen stehen dem Individuum zur Verfügung, um sich dem Einfluß seines Gewissens zu entziehen. Einer der verbreitetsten Mechanismen, wie man sie in Neurosen und Psychosen sieht, wurde oben beschrieben: Ausnützung der selbst auferlegten Strafe; Leiden, um das Gewissen zu versöhnen und sich an die asozialen infantilen Befriedigungen anzuklammern, wie sie in den neurotischen und psychotischen Symptomen ihren Ausdruck finden. Während die Hauptbedeutung dieses Mißbrauches der Selbstbestrafung und der sich selbst zugefügten Leiden in der Ätiologie der Neurosen liegt, ist ein anderer Mechanismus von überragender soziologischer Wichtigkeit, nämlich die Projektion der Schuld und der eigenen feindseligen Aggressivität auf andere. Um innerlich die eigenen feindseligen Aggressionen zu rechtfertigen, besteht die Tendenz, diese Agressionen anderen zuzuschreiben: nicht Ich hasse Ihn, nicht, daß Ich Ihn angreifen möchte, sondern Er haßt Mich und Er will Mir schaden. Diese Projektion führt notwendig zu Angst und Mißtrauen vor anderen und schließlich zu Haß und Aggressionen aus angeblicher Notwehr. Wenn zwei solche Individuen miteinander zu tun haben, so wird jedes von ihnen erwarten, vom andern angegriffen zu werden, weil jedes

im andern einen Widerschein seiner eigenen Aggressionen entdeckt. In der pathologischen Übertreibung ist diese psychische Haltung als Paranoia, eine schwere seelische Störung, bekannt. Ein gewisser Betrag paranoider Haltung ist jedoch ein fast universeller Charakterzug unseres Zeitalters. Sie äußert sich im allgemeinen Mißtrauen und in der Angst vor anderen. Ferenczi, einer der fähigsten Schüler Freuds, drückte das mir gegenüber einst aus, indem er sagte, daß die Quintessenz seiner Lebenserfahrung als Arzt die Tragödie der Menschen sei, die einander so sehr zu lieben begehren und dazu nicht imstande sind. Sie können einander nicht lieben, weil sie — zu Recht oder Unrecht — Angst und Mißtrauen voreinander hegen. Es steht außer Zweifel, daß Kulturmenschen einander — wenn das möglich ist — mehr als notwendig fürchten. Während ihrer Kindheitsentwicklung sind sie gezwungen, ihre feindseligen Aggressionen zu kontrollieren. Um inneren Frieden mit ihrem Gewissen zu bewahren, müssen sie ihre eigenen feindseligen Gefühle rechtfertigen. Das kann ihnen nur gelingen, wenn sie imstande sind, sich einzureden, daß andere sie angreifen und vernichten wollen. Wenn sie das glauben können, so können sie ihre eigenen Aggressionen als Notwehr rechtfertigen. Die Allgemeinheit dieser Haltung liegt darin begründet, daß in der frühen Kindheit ein strenges Gewissen und starke Feindseligkeit gepaart sind, mit denen das kindliche Ich nicht fertig wird. Diese beiden Kräfte, das Gewissen und die feindseligen Gefühle, müssen einen Ausweg finden. Er besteht darin, daß den Aggressionen unter dem Vorwand der Notwehr freier Lauf gewährt wird, und dieser Vorwand dient als Entschuldigung gegenüber dem eigenen Gewissen.

Was für die Beziehungen zwischen Individuen gilt, gilt auch von den Wechselbeziehungen feindlicher Gruppen, deren Mitglieder in der frühen Kindheit die Tendenz erworben haben, ihre eigenen Aggressionen zu

projizieren und anderen zuzuschreiben. Das führt zur Vertiefung der Gegensätze und gestaltet sie schärfer, als es objektiv geboten ist.

Dieser affektive Mechanismus hat in seiner unentrinnbaren Zwangsläufigkeit etwas Bedrückendes. Er ist ein circulus vitiosus, in dem jedes psychologische Glied dem andern mit der harten Zwangsläufigkeit der Logik der Gefühle folgt. Der Syllogismus der Affekte ist etwa folgender: Nicht ich bin schuldig, weil ich ihn angreifen will, sondern er will mich angreifen; weil er mich angreifen will, muß ich ihm mißtrauen und ihn fürchten. Nachdem eine solche mißtrauische und ängstliche Einstellung hergestellt ist, wird unter dem unerträglichen Druck von Besorgnis und Angriffserwartung jede, auch die harmloseste Handlung des Gegners als Angriff gedeutet und dazu verwendet, die Richtigkeit der eigenen Ahnungen zu bestätigen. Die Antwort wird wahrscheinlich ein defensiver Angriff von verzweifelter Bösartigkeit sein. Man glaubt, daß man in Notwehr handelt, und die destruktiven Kräfte haben daher keine Hemmungen mehr.

Diese seelische Einstellung ist die unvermeidliche Folge fehlerhafter Entwicklung in frühen Jahren — eines Gewissens, das nicht von dem Rest der Persönlichkeit assimiliert wurde, sondern ein Fremdkörper blieb, vor dem das Individuum seine eigenen feindseligen Aggressionen zu rechtfertigen hat. Und die Aggressionen werden deshalb so stark und unkontrollierbar, weil die ersten Triebeinschränkungen dem Kind durch Strafen und Einschüchterungen aufgezwungen wurden, statt daß man das Kind durch Liebe gewonnen und ihm das Gefühl vermittelt hätte, es stünde dafür, Verzichte zu leisten, weil es dadurch die Liebe und Achtung seiner Eltern gewinne. Nur wenn das Kind sich auf Grund von Zuneigung mit den Eltern identifizieren kann, wird der Prozeß der sozialen An-

passung nicht zu einer Aufstauung unkontrollierbarer Feindseligkeit führen.

Wir verstehen nun, warum exzessiv feindselige Gefühle zusammen mit einem strengen Gewissen notwendig zu solchen Erscheinungen wie paranoide Projektionsformen oder zu anderen, sozial weniger bedeutsamen neurotischen Mechanismen führen müssen. Freilich will ich nicht die unter den Bedingungen unserer Kultur gegebene reale Grundlage von Feindseligkeiten zwischen den Individuen leugnen. Was ich betonen möchte, ist, daß die Erlebnisse der frühen Kindheit häufig zur Verschärfung dieser Feindseligkeiten durch irrationale und unbegründete Angst und Mißtrauen führen, die sich aus der Notwendigkeit ergeben, seine eigenen Aggressionen anderen zuzuschreiben, um das eigene Gewissen zu beruhigen. Niemand, der diesen grundlegenden psychodynamischen Prozeß kennt, wird diesen paranoiden Zug unseres sozialen Lebens übersehen, der sich in den Beziehungen zwischen Individuen, widerstreitenden sozialen Gruppen und Nationen kund tut. Die objektiv vorhandene Divergenz zwischen den Sonderinteressen von Individuen, Gruppen und Völkern macht es hinreichend schwer, wenn nicht hoffnungslos, zu freundschaftlichen Lösungen auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse zu gelangen. Das Erbe der affektiven Kindheitserlebnisse steigert diese Schwierigkeiten in den meisten Individuen zu einem Maß, das nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Unter der doppelten Last realer und eingebildeter Ängste bereiten Individuen, soziale Gruppen und Völker zunächst undurchdringliche Verteidigungslinien, um sich voneinander abzugrenzen, und dann immer tödlichere Waffen, um einander auszurotten. Die erste Bewegung des Gegners, die als Aggression ausgelegt werden kann, muß notwendig alle die destruktiven Kräfte auslösen, die während der Qual angstvoller Erwartung aufs äußerste angespannt worden waren.

Es ist offensichtlich, daß die psychologische Seite dieses Problems nur durch die Einführung gesunder Grundsätze für die Lenkung der affektiven Entwicklung des Kindes auf breiter Basis gelöst werden kann.

Dieser Erziehungsaspekt ist allerdings nur eine Seite des Problems. Wir leben in einer Periode, in der die Zukunft von dem Ergebnis eines aufregenden Wettrennens abhängt. Die Frage ist, ob die wachsende soziale Spannung zu einem Ausbruch führt, bevor gesunde Erziehungsmethoden imstande sein werden, jene psychischen Faktoren zu bekämpfen, die die Massen einander viel mehr entfremden, als es durch ihre objektive Situation bedingt ist. Wenn es der Gesellschaft in dieser Zeit nicht gelingt, die widerstreitenden Interessen von Gruppen, die nach ihrer objektiven Situation zusammengehören, auszugleichen, dann ist die Chance für den psychologischen Versuch, das Rennen zu gewinnen, äußerst gering. Unnötig zu sagen, daß die friedliche Lösung des objektiven Problems — nämlich die Ausgleichung der ökonomischen Interessen — selbst eine psychologische Voraussetzung enthält; sie hängt von der Bereitschaft der streitenden Gruppen, ein Kompromiß zu schließen, und damit vom sozialen Gewissen ab.

Die Wissenschaft hat in unvergleichlicher Weise die Möglichkeiten erhöht, die Existenz großer Massen zu sichern, sie hat aber auch die Werkzeuge der Zerstörung verbessert. Mit Hilfe dieser Waffen können Ausbeutung und soziale Ungerechtigkeit bis zum äußersten getrieben werden. Die destruktiven Kräfte des Menschen werden, wenn sie einmal entfesselt sind, heute mehr Gelegenheit für einen solchen brutalen Ausbruch haben als je zuvor. Die Erziehungsforderungen des Augenblicks sind daher dringend. Nur die Erstarkung des sozialen Gewissens kann den konstruktiven Gebrauch der wissenschaftlichen Kenntnisse sichern, die ohne diese soziale Hemmung notwendig zur Destruktion ausgenützt

werden. Der Beitrag der Psychoanalyse besteht nicht in der tatsächlichen Beteiligung am Erziehungsprozeß, sondern in der Formulierung jener Grundsätze, die der Praxis der Auferziehung der Kinder zugrunde gelegt werden müssen. Die Verwirklichung dieser Grundsätze liegt in den Händen jener, denen die tätige Erziehung der Kinder anvertraut ist.

Die Beziehung zwischen sozialer und persönlicher Desorganisation

Von Paul Schilder, New York

Erschienen in „The American Journal of Sociology", Jg. XLII, Nr. 6, Mai 1937.

Das Kind befindet sich in den ersten Monaten, ja sogar Jahren seines Daseins in einer bedrängten Lage. Es ist gänzlich von Mächten abhängig, die es nicht kennt. Die Nahrung wird ihm in zeitlichen Abständen gereicht, ohne daß es den Grund dafür zu verstehen vermag. Es empfindet Hunger, ohne daß es im Besitz einer bestimmten Methode wäre, dem abzuhelfen. Überdies ist es den unheimlichen Einflüssen der Schwerkraft ausgesetzt, die früher oder später zu peinvollen Empfindungen führen. Es ist nicht nur abhängig und hilflos, sondern auch ständig bedroht. In einem Prozeß fortwährenden Experimentierens muß das Kind entdecken, was es in dieser gefahrvollen Welt tun kann, die unaufhörlich mit Verlust von Nahrung und Liebe und Eingriffen in die Unversehrtheit seines Körpers droht. Es bedarf ständiger Führung und Hilfe seitens derjenigen, die es umgeben. Außer der Hilfe, deren das Kind für seine Nahrung und sein Gleichgewicht bedarf, hat es das Bedürfnis nach erotischer Befriedigung durch Streicheln, Küssen und Säuberung oder, mit einem Wort, nach Liebe. Es muß auch herausfinden, durch welche Methode es diese Befriedigungen erlangen kann.

Das Kind ist ständig im Zustand des Experimentierens. Es muß seine Erfahrungen über die Eigenschaften sowohl der Gegenstände als auch seines eigenen Körpers und des Körpers der andern machen. L. Bender und ich[1]) haben beobachtet, daß Kinder im Alter von

[1]) Principles of Form in the Play of Children. Journal of Genetic Psychology, XLIX, 1936, S. 254.

drei und vier Jahren Gegenstände an die Wand legten und erwarteten, daß sie dort haften bleiben würden. Sie experimentieren ferner mit Gestalten und mit Symmetrie, sie stellen Spielzeugsoldaten in Reihen und Gruppen auf, stellen die Gruppen um und stoßen die Soldaten nieder, lassen eine Gruppe mit der andern kämpfen. Sie experimentieren mit Löchern und Öffnungen: Wieviel kann man in eine Schachtel hineintun? Wieviel kann man aus ihr herausnehmen? Wie viele Soldaten, wie viele kleine Fahrzeuge und Tiere kann man in einem größeren Wagen anhäufen? Welches ist die Bedeutung einer Kante? Wie nahe einer Kante kann man Dinge aufstellen, ohne daß sie hinunterfallen? Wieviel Kraft ist notwendig, um den Gegenstand über die Kante zu stoßen? Versuche dieser Art finden ständig statt. Solche Versuche sind auch notwendig, wenn das Kind zur Kenntnis seines eigenen Körpers gelangen soll — des Körperschemas, wie ich es an anderer Stelle gezeigt habe[2]). Durch Versuch und Irrtum sowie durch ständiges Experimentieren gelangt das Kind zu einer Einschätzung der Formen in der Außenwelt. Es macht so Erfahrungen über Konsistenz, Gewicht und Größe von Gegenständen. Auf dem gleichen Wege muß es Erfahrungen über Festigkeit und Größe, Gewicht und Gefüge seines eigenen Körpers und des Körpers anderer machen. Kinder sind keine theoretischen Wissenschaftler. Für das Kind bedeutet das Anstellen von Versuchen die Gewinnung von Sicherheit gegenüber Gefahren und darüber hinaus Erlangung der Herrschaft über das Objekt. Das Kind versucht, eine Befriedigung seiner Bedürfnisse nach Nahrung und Liebe zu erreichen. Es ist klar, daß es, um die Befriedigung zu erreichen, seine Versuche auf einem sozialen Wege anstellen muß. Befriedigung und Sicherheit erhält das Kind hauptsäch-

---

[2]) Das Körperschema. Wien, Julius Springer, 1923; englisch: The Image and Appearance of the Human Body. London, Paul Kegan, 1935.

lich von Seiten seiner erwachsenen Pflegepersonen. Sein direkter Kontakt mit Gegenständen ist im Beginn seines Lebens verhältnismäßig beschränkt. Aber auch in solchen Berührungen ist der soziale Faktor vorherrschend.

Individuelle und soziale Experimente werden zwar besonders energisch in den ersten Lebensjahren angestellt, doch setzt sich dieser Prozeß das ganze Leben hindurch fort. Er ist eines der Hauptmerkmale menschlichen Daseins.

Solange der bedingte Reflex in den Experimenten Pawlows erst in Bildung begriffen ist, kommt die Speichelabsonderung bei fast jedem Klang zustande. Sobald durch ein bestimmtes Agens ein bedingter Reiz hergestellt ist, haben auch alle ähnlichen und verwandten Reize irgendwie die gleiche Wirkung. Ist aber das gewählte Stimulans vielfach wiederholt worden, dann werden diese fremden Reize allmählich unwirksam. In dem Prozeß der sogenannten „Differentialhemmung" treten ganz spezifische und besonders feine Differenzierungen auf.

Die Differentialhemmung erhält man am besten, wenn man einem Klang von ausgewählter Wellenlänge Nahrung folgen läßt, während auf andere Laute mit abweichenden Wellenlängen der ihnen nicht zugeordnete Reiz nicht folgt. Die Differentialhemmung ist ein Prozeß von Versuch und Irrtum, der zu einer besseren Einsicht in die Eigenschaft des Objekts führt; im gegebenen Fall ist es die Wellenlänge des Tones. Der Differenzierungsprozeß führt auch zu einem besseren Ansprechen des Organismus auf die jeweils gegebene Situation, und zwar sowohl in motorischer als auch in vegetativer Beziehung. Die Differenzierung erfolgt unter der Einwirkung der Erfahrung. Erfahrung ist Aufbau und Wiederaufbau unter der Führung biologischer Bedürfnisse oder auf Grund individueller Ziele und Zwecke. Man könnte sagen, daß das Kind zuerst

allgemeine Einstellungen ausbildet, aber richtiger ist die Auffassung, daß es Einstellungen, die in dem einen Fall erfolgreich gewesen sind, auf andere überträgt, und daß es nur durch Versuch und Irrtum lernt, ob eine solche Übertragung von Einstellungen gerechtfertigt ist oder nicht. Der Hund hat keinen Grund, zwischen Tönen verschiedener Wellenlänge zu unterscheiden, ehe er herausfindet, daß nur spezifischen Lauten die Verabreichung von Futter folgt. Kinder gebrauchen Begriffe (Bezeichnungen) und Wörter zunächst in der gleichen Weise. Ein Kind sagte einmal: „Die Menschen sterben an Lungenentzündung." [3]) Es hatte offenbar durch Erwachsene von einem speziellen Fall gehört, in dem sich dies ereignet hatte, und hatte keine Ursache, sich den Tod anders vorzustellen, ehe es neue Erfahrungen über den Gegenstand gemacht hatte. Dies ist wahrscheinlich die Entstehung jeder allgemeinen Bezeichnung, die ihre endgültige Bedeutung nur durch ständige Berührung mit der Wirklichkeit erhält.

Unsere psychologische Untersuchung legt deshalb besonderes Gewicht auf die allmähliche Gestaltung der Erfahrung unter dem Einfluß von Handlung und von Versuch und Irrtum. Gestaltung ist das Ergebnis einer ständigen gegenseitigen Wirkung von Handlung und Eindruck; Konstruktionen werden oft zu Gunsten neuer Konstruktionen aufgegeben. Die objektive Welt gibt für die psychische Konstruktion die Orientierung. Dieser ganze Prozeß erhält von den vitalen Trieben seine Richtung, diese Triebe wieder erreichen ihr Endziel nur in der ständigen Berührung mit anderen Menschen. Sozialwerden ist daher die fundamentale Form menschlicher Erfahrung. Die Einstellung der Erwachsenen wird für das Kind entscheidend sein, sei es, daß die Erwachsenen seine Angst und Unsicherheit verstärken, sei es,

---

[3]) P. Schilder und D. Wechsler: The Attitudes of Children towards Death. Journal of Genetic Psychology, Jg. XLV, 1934, S. 406.

daß sie dem Kind ein größeres Maß von Sicherheit geben. Nur das ermutigte Kind wird jenes ständige Experimentieren wagen, das der Außenwelt gegenüber erforderlich ist. Nur diese fortwährenden Versuche können dem Kind dazu verhelfen, seinen Weg zu dauernden Befriedigungen zu finden. Jede Entmutigung wird den Mechanismus lahmlegen, der Versuch und Irrtum zum Gegenstand hat. Die Einstellungen und Auffassungen werden dann das Zufallsergebnis einer Situation sein und das Kind wird eine Fehlanpassung erwerben. Man kann auch sagen, daß in einem solchen Falle die Begriffe und Worte keine klare Bedeutung übermitteln werden. Entmutigung führt also zu falschen Einstellungen. Man ist gegenwärtig geneigt, die Bedeutung der intellektuellen Momente gering anzuschlagen. Begriffe und Worte, die man gebraucht, Ideen und Ideologien, die man hat, sind aber nur eine Seite der Gesamthaltung, die natürlich auch Gefühlseinstellungen umfaßt. Ängste, Hemmungen und Komplexe eines Menschen drücken sich auch in der falschen Art des Denkens aus, mag es im psychoanalytischen Sinne bewußt oder unbewußt sein.

Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß auf sexuellem Gebiet frühe Versagungen, Einschüchterungen und Strafen zu schweren Störungen in der persönlichen Entwicklung führen. Man kann sagen, daß diese frühe Komplikation im Leben des Kindes in ihm jenen Prozeß des Experimentierens unterbricht und so zu Einstellungen führt, die grundlegend falsch sind. Wie Freud gezeigt hat, kann ein solcher Bruch in der Entwicklung eines Individuums ohne sichtbare Folgen bleiben, bis eine aktuelle Situation, die eine Versagung oder eine Strafe in sich schließt, die Abwegigkeit des Individuums in seiner Anpassung an die Welt aufdeckt. Die Neurose kann somit als eine falsche Einstellung auf Grund einer Unterbrechung des Prüfungs- und Sondierungsprozesses definiert werden. Ich habe mit Nachdruck betont,

daß dieser Prozeß von frühester Kindheit an durch die Beziehungen zu anderen Menschen bestimmt wird. Die Einstellungen der Mutter sind von grundlegender Wichtigkeit für die ganze Entwicklung des Kindes. Wir haben Versagungen (von Nahrung und Liebe) und Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit (Zwang, Kastration, Verstümmelung, Schmerzen) als die zwei grundlegenden Gefahren für das Kind charakterisiert. Beide können bestimmte falsche Einstellungen des Kindes hervorrufen — die Neigung, sich zurückzuziehen und alles aufzugeben, verbunden mit einer mangelhaften Beherrschung der Situation, oder eine Tendenz zu blinder Aggression. Die Einstellung der Eltern legt somit den Grundstein für die soziale Anpassung. Das Kind, das in sozialer Beziehung eine Fehlanpassung zeigt, wird ständig ein desorganisierendes Element der Gesellschaft sein, die ja letzten Endes aus Individuen besteht.

Man könnte die Frage aufwerfen, warum erotische Aggressivität der Eltern gegenüber den Kindern — Verwöhnung und Verstärkung von Partialtendenzen der Kinder durch die Eltern — nicht als Quelle sozialer Fehlanpassung des Kindes erwähnt worden ist. Solche Einstellungen der Eltern bringen das Kind nur in eine passive Lage, zwingen es zu frühreifen und einseitigen Einstellungen und behindern wiederum den freien Prozeß von Versuch und Irrtum, den das Kind unternimmt, wenn es nicht unter besonderem erotischem Druck steht.

Es ist erwähnt worden, daß ein freier Differenzierungsprozeß des Urteilens unterbrochen, gehemmt und verhindert werden kann, und zwar in jeder Lebensphase eines Menschen, in welcher Versagung und Drohung überwiegen. Versagung und Drohung gegen das einzelne Individuum sind die Kennzeichen einer in sich gespaltenen und desorganisierten Gesellschaft. Wenn wir die Entwicklung des Kindes studieren, so sehen wir sehr oft, daß Versagung und Drohung nur deshalb angst-

erregend sind, weil die Einsicht in die wahre Natur der Gefahr noch fehlt. Das moderne von Janet, Breuer und Freud begründete psychotherapeutische Verfahren zwingt das Individuum, die Struktur einer Gefahrsituation einzusehen, macht diese dadurch weniger schreckenerregend und beseitigt so ihre lähmende Wirkung. Individuen, die durch wahre oder eingebildete Gefahren zu sehr geschreckt werden, können ein verwickeltes und gefährliches Verteidigungssystem als Abwehrreaktion ausbilden. Dieses Verteidigungssystem kann dann zu Grausamkeit gegen andere Menschen führen. Diese Grausamkeit kann Verstümmelungsakte und physische Gewalttätigkeit zur Folge haben oder zu Handlungen führen, welche dem andern Nahrung und Liebe entziehen. Auch die Mißachtung der berechtigten Ansprüche anderer Menschen, in befriedigendem Grade mit Nahrung (und wirtschaftlichen Werten im allgemeinen) versehen und mit Liebe bedacht zu werden, kann ein solches Individuum zu einer Gefahr für die Gesellschaft machen.

Eine desorganisierte Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die die gerechtfertigten Ansprüche des Individuums auf eine freie Entwicklung seiner Einstellungen mißachtet. Es wird nicht in der Lage sein, Befriedigung in der Sphäre von Nahrung, Liebe und Sicherheit, sowohl ökonomisch als auch emotional, zu erlangen. Eine solche desorganisierte Gesellschaft wird in dem einzelnen Individuum Persönlichkeitsstörungen hervorrufen, sei es, daß das Individuum die Drohung nicht versteht und mit einer verstärkten Aggression antwortet, sei es, daß es durch die Drohung in seiner eigenen Entwicklung beeinträchtigt wird. Derartige falsche Einstellungen werden dann von den Erwachsenen den Kindern übermittelt und wirken auf deren sexuelle und soziale Entwicklung nachteilig. Diese gestörten Kinder werden ihrerseits zu der Desorganisation der künftigen Gesellschaft beitragen.

Von einer solchen psychologischen Annahme ausgehend, müßte es nicht allzu schwer sein, zu einem Versuch individueller und sozialer Therapie der Desorganisation zu kommen. Das Individuum muß bis zu jenem Punkt zurückgeführt werden, wo es, bedroht durch Unsicherheit, Versagung und Vernichtung, die freie Entwicklung der Gefühle und des Urteilens eingebüßt hat. Sehr oft ist dieser Zeitpunkt durch falsche Ideologien über Sexualität, Moral und andere Probleme gekennzeichnet. Er ist überdies ausgezeichnet durch mangelhaftes Verständnis für die Wortbedeutungen und die Ersetzung der Beachtung von Situationen und Tatsachen durch unbestimmte allgemeine Bezeichnungen und Phrasen. Dies ist der tiefste Sinn des psychoanalytischen und ähnlicher Verfahren, die ihren Ursprung in der Psychoanalyse haben.

Ich stimme vollständig mit C. K. Ogden und Korzipsky überein, soweit sie die Wichtigkeit des genauen Verstehens von Wörtern und deren Sinn betonen. Ich möchte noch hinzufügen, daß ein Individuum seine Ideologien, seine Lebensweise, seine Ziele und Zwecke und deren historische Entwicklung sowie ihre Beziehung zu den Problemen der Gesellschaft und zu anderen Menschen verstehen muß. Dieser Prozeß des Verstehens ist nicht nur ein intellektueller, er hat auch eine emotionale Grundlage. Er ist letzten Endes in der Gesamtpersönlichkeit des Menschen begründet. Im Einzelfalle wird die psychoanalytische Technik oder eine Technik, die der psychoanalytischen ähnlich ist, unentbehrlich sein für diesen Prozeß der Erforschung, der dem Individuum helfen wird, Einstellungen aufzugeben, die unter Drohung und Versagung entwickelt worden sind. Vom sozialen Standpunkt aus wird sich die allgemeine Aufgabe ergeben, die Individuen dahin zu bringen, daß sie ihre Ideologien verstehen und erkennen, wo diese in die Sicherheit anderer störend eingreifen und so zu der allgemeinen Desorganisation der Gesellschaft

beitragen. (Die Analyse der Ideologie der Aggression und der Beraubung auf der Grundlage des durch die Analyse des Individuums erlangten Wissens ist eine der obersten Aufgaben der Sozialpsychologie.) Die Einsicht, wiewohl die seelische Einstellung nur e i n e s Individuums, hat unmittelbare Rückwirkungen auf andere Individuen und muß so nicht eine nur theoretische Einsicht bleiben. Wer in dieser Hinsicht versagt, sollte ohne Rücksicht gezwungen werden, Einsicht in die Entstehung seiner Ideologien zu gewinnen. Dieses Verfahren würde, nach dem optimistischen Glauben der Analyse, die Heilung des Individuums zur Folge haben, das zur Desorganisation der Gesellschaft beigetragen hat.

Einige Beispiele mögen die oben erörterten Grundsätze veranschaulichen: Es gibt einen Typus des jugendlichen V e r b r e c h e r s, der durch Körperschwäche oder durch strenge Erziehung in eine passive und abhängige Lage gedrängt worden ist (aggressive Zärtlichkeit kann eine ähnliche Wirkung hervorrufen). In der Vorstellung des Kindes ist Passivität mit der Gefahr des Angegriffenwerdens eng verknüpft. Diese Situation spiegelt sich im ganzen Körper wieder. Die Öffnungen des Körpers, besonders der Anus, reagieren mit Empfindungen, da sich in der Vorstellung die überlegene Kraft des Angreifers mit etwas im Körper vereinigt oder sogar die Einheit des Körpers zerstören kann. Eine andere Reaktionsweise sind Ängste in Zusammenhang mit dem Körperteil, der das Individuum selbst zur Aggression treibt, — dem Penis. Passivität, Schwäche und Homosexualität werden auf diese Weise miteinander verknüpft. Die Bildung eines solchen Komplexes wird durch die allgemeine Einstellung unserer Gesellschaft, Stärke mit Männlichkeit und Schwäche mit Weiblichkeit gleichzusetzen, begünstigt. Solche Einstellungen durchdringen das Familienleben. Gegen diese erzwungene Passivität setzt eine Reaktion ein. Die Verteidigungsmaßnahmen werden umso stärker sein, je mehr

dem Individuum vernünftige Befriedigungen in der sexuellen und wirtschaftlichen Sphäre versagt sind und je mehr das Wirtschaftssystem den Druck begünstigen wird, der von der Familie auf das Individuum in seiner Kindheit ausgeübt wird. Die Einschränkung des Handelns mag beim Kind als eine mehr oder weniger schwierige Frage des Benehmens in Erscheinung treten, beim Jüngling oder Erwachsenen dagegen als eine Haltung von betontem Mut und Stärke (Angriff oder Widerstand), wobei die Angriffswaffe (Messer oder Schußwaffe) nicht nur den Zuwachs an Stärke, sondern auch an Männlichkeit (Penis) symbolisiert.

Asoziale Handlungen dieser Art haben ihre Grundlage in der Geschichte eines Individuums vom beschriebenen Typus, aber sie finden nur in einer speziellen sozialen Konstellation statt, wo das Individuum ähnliche Ideologien vorfindet und der Billigung der asozialen Handlung seitens der Gesellschaft oder wenigstens einer kleinen Gruppe sicher ist. Es genügt sogar, daß der Handelnde sich die Existenz einer Gruppe dieses Typus vorstellt. In derartigen Fällen sind die folgenden sozialen und individuellen Faktoren von Bedeutung: 1. die fälschliche Wertschätzung der physischen Kraft; 2. die unrichtige Schwärmerei für die Maskulinität; 3. eine falsche Beurteilung der gesellschaftlichen Kräfte und der Bedeutung der eigenen sozialen Schichte des Individuums; 4. ein Mangel an Einsicht in die Faktoren, die den Aufruhr gegen die Eltern hervorgerufen haben, der dann auf die Gesellschaft übertragen wird; 5. jene Einstellungen des Individuums, die aus aggressiven und erotischen Tendenzen der Eltern den Kindern gegenüber resultieren; 6. der Druck seitens der Familie, der die Passivität verstärkte; 7. schlechte wirtschaftliche Lage der Familie, die sich auf das Kind auswirkt; und 8. die Ideologien der Eltern und ihrer sozialen Schichte und die Ideologien der Schichte, in der das Individuum lebt. Dies ist keine systematische Erörterung aller in Be-

tracht kommenden Faktoren und kann es auch nicht sein, könnte aber den Weg zu einer Theorie eröffnen, die auch soziale Faktoren in Erwägung zieht.

Im Fall einer Neurose kann die Struktur die folgende sein (wir werden jetzt einen Fall von schwerer Angstneurose betrachten). Die Eltern waren dem Gesetze ergebene Bürger, in guter gesellschaftlicher Position, beschränkt in ihren Ansichten, negativ in ihrer Einstellung zum Sexuellen, streng in ihrer Haltung und nicht geneigt, ihren Kindern die Liebesbeweise zu gewähren, deren sie bedurften. Das Ergebnis war, daß die Patientin sehr bald in ihrem Gefühlsleben sehr unsicher wurde, was sich in unerträglicher Weise durch die Grausamkeit der Mutter gegen Tiere sowie durch ein Dienstmädchen, das grausame Geschichten erzählte, verstärkte. Die Eifersucht der Mutter auf die Patientin wegen ihrer Beziehung zum Vater war ein weiterer Faktor, der eine freie sexuelle Entwicklung unmöglich machte. Das Erlebnis der Unsicherheit bei den ersten Gehversuchen des Kindes wurde durch den Mangel an seelischer Hilfe vergrößert. Die verborgene Panik der frühen Kindheit kristallisierte sich um die Masturbation, die außerordentlich starke Schuldgefühle hervorrief sowie das Gefühl, von außen her zerstückelt zu werden oder innerlich zu explodieren. Diese Bedrohung bekam nach dem Tode des Vaters einen realeren Inhalt. Sie wurde in voller Stärke erlebt, als die Patientin eine Freundin über die Gonorrhöe einer Bekannten sprechen hörte. Nur die beruhigende Anwesenheit eines Liebesobjektes, in erster Linie des Gatten, konnte ihr die Sicherheit geben, die sie in der Kindheit so wenig erfahren hatte. Die wirtschaftliche Sicherheit der Patientin und ihrer Familie konnte die tiefe sexuelle Unsicherheit nicht verhindern, die sie leiden machte und nicht nur das gesellschaftliche Leben der Patientin sondern auch das ihres Gatten lähmte. Dies ist um nichts weniger eine soziale Katastrophe als die asozialen Handlungen des

jugendlichen Verbrechers. Ein Faktor fällt besonders auf: Die Eltern der Patientin lebten in einer Gesellschaft, die sie nicht zu einem klaren Verständnis der Probleme der Sexualität zwang und die sie hinderte, die Liebe zu ihren Kindern in einer Weise auszudrükken, die diesen das notwendige Gefühl der Sicherheit gegeben hätte. Gefühle der Unsicherheit und des Bedrohtseins haben nunmehr die Patientin in einen Zustand äußerster Hilflosigkeit getrieben.

Zusammenfassung:

Erfahrungen werden allmählich unter der Einwirkung von Handlung und von Versuch und Irrtum gebildet. Die Objektwelt lenkt die seelische Gestaltung, deren Grundlage die vitalen Triebe bilden. Diese erhalten ihr Endziel durch die ständige Berührung mit anderen menschlichen Wesen. Frühe Versagungen und Einschüchterungen stören den Versuch- und Irrtum-Prozeß und führen zu Fehlanpassungen und zu Neurosen. Versagungen und Drohungen, die von einer in sich gespaltenen und desorganisierten Gesellschaft ausgehen, beeinträchtigen das Individuum in seiner Anpassung und freien Entwicklung. Unrichtige Einstellungen werden von dem fehlangepaßten Elternteil auf die Kinder übertragen. Das Individuum muß zu dem Punkt zurückgeführt werden, wo es, von Unsicherheit, Versagungen und Vernichtung bedroht, die freie Entwicklung des Gefühls und die Realitätsprüfung aufgegeben hat. Es muß ihm die Möglichkeit gegeben werden, seine emotionale Entwicklung fortzusetzen und Einsicht in die Struktur menschlicher Beziehungen und der Gesellschaft zu gewinnen. Dann wird es fähig sein, ein aufbauendes Element der Gesellschaft zu bilden.

Psychoanalyse und Kriminologie

Von Sándor Ferenczi

Im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erscheinen demnächst der III. und IV. Band der „Bausteine zur Psychoanalyse" von S. Ferenczi. Wir geben hier einen Abschnitt aus einem Vortrag S. Ferenczis wieder, der im „Verein für angewandte Psychopathologie" in Wien 1928 gehalten wurde und im III. Band erstmalig (aus dem Nachlaß) veröffentlicht wird.

Verehrte Kollegen!

Die freundliche Einladung, an Ihrer Diskussion als Vertreter der psychoanalytischen Richtung teilzunehmen, empfinde ich nicht als persönliche Ehrung, sondern als Zeichen der beginnenden Anerkennung unserer Forschungsmethode. Das Thema, das zur Diskussion steht, ist ein Problem der angewandten Psychologie und als solches von psychoanalytischer Seite her noch nicht eingehend genug studiert, so daß es mir viel lieber gewesen wäre, die Leistungsfähigkeit unserer Arbeitsweise an irgendeinem Problem der Neurosenpsychologie Ihnen vor Augen führen zu dürfen; doch auch zum vorliegenden Gegenstande dürften sich von der Psychoanalyse her Anregungen zu künftiger Arbeit und zur kritischen Revision bisheriger Anschauungen ergeben, die unsere Teilnahme an dieser Beratung einigermaßen rechtfertigen.

Bekanntlich beginnen die meisten Vorträge mit einer Entschuldigung; mein heutiger Vortrag muß sogar mit mehreren eingeleitet werden. Die Stadt Wien ist das Athen der Psychoanalyse; wozu eine psychoanalytische Eule aus dem Nachbarlande importieren? Zur Erklärung dieses Problems müssen wir wahrscheinlich das lateinische Sprichwort vom Propheten im eigenen Lande

heranziehen. Ich beruhige also mein Gewissen, indem ich mich gleichsam nur als Austauschpropheten betrachte.

Vor mehr als Jahresfrist wurde ich bereits zu einer ähnlichen kriminologischen Beratung herangezogen. Es war in New York, wo die hervorragendsten Psychiater und Juristen — erschüttert über einen neuerlichen Anstieg der sogenannten „Crime-wave" — unter der Leitung eines unserer berühmten Kollegen eine intime Zusammenkunft zur möglichst raschen Entscheidung in dieser wichtigen Frage zusammenriefen. Die Zahl der Anwesenden belief sich auf etwa 25 und jeder hatte etwas Wichtiges zu sagen. Der Psychiater, der den einleitenden Vortrag hielt, gab ein düsteres, aber in seiner Klarheit einleuchtendes Bild über die herrschenden Zustände und über die Beziehungen des Verbrechertums zu den Geisteskrankheiten. Ein Politiker fand die Ursache allen Übels im herrschenden System, das verschiedenen Mißbräuchen Tür und Tor öffne. Ein Vertreter der „Mental Hygiene-Bewegung" teilte uns mit, daß die Versuche, auf die Kriminalität durch entsprechende Erziehung der Eltern, Lehrer und der Führer der öffentlichen Meinung eindämmend zu wirken, bereits von einigem Erfolg gekrönt seien. Ein begabter Universitätsprofessor, der das Glück hatte, über die Summen aus einer der bekannten amerikanischen Millionen-Foundations zu verfügen, erzählte uns, daß sein Fonds bereits ein kleines Heer von Ärzten mobilisiert hat, um genaue, medizinisch-statistische und psychologische Daten über die Insassen einiger großer Strafanstalten zu sammeln; auch dieser Kollege äußerte sich ziemlich optimistisch über die Zukunft seines Werkes.

Schließlich wurde auch ich als Gast und als Vertreter der Psychoanalyse aufgefordert, mitzureden. Ich erklärte mich unfähig, zur raschen Lösung dieses schwierigen Problems auch nur das mindeste beizutragen. Es handle sich um ein wissenschaftliches Problem, das sich

notgedrungen überhaupt nicht lösen ließe. Es sei Sache der Legislative und der Gerichte, im Falle akuter Not abzuhelfen, die Wissenschaft aber müsse ruhig, wenn auch mit erneutem Fleiß, ihre Forschungen fortsetzen. In Sachen der Kriminalpsychologie müsse, so sagte ich, die Forschungsarbeit eigentlich neu beginnen, seitdem uns die Psychoanalyse Mittel an die Hand gegeben hat, das banale Schlagwort von der Determiniertheit jeder menschlichen Handlung durch exakte Bestimmung der seelischen Determinanten zu ersetzen. Es müsse also vorerst eine auch die unbewußten seelischen Regungen berücksichtigende Kriminalpsychologie geschaffen werden, bevor wir als Ratgeber in diesen für das Individuum wie für die Gesellschaft so wichtigen Angelegenheiten überhaupt in Frage kommen.

Ich gestehe, daß mir auch seit Jahresfrist nichts bekannt wurde, was mich zur Änderung meiner damaligen Ansicht hätte zwingen können. Ich glaube zwar, daß die Psychoanalyse auch schon früher, besonders aber in den letzten Jahren wichtige Bausteine zu einer künftigen Psychologie des Verbrechertums geliefert hat, doch sind diese Beiträge vorerst fast ausnahmslos rein theoretischer Natur und weit entfernt, dem Gesetzgeber oder dem ausübenden Juristen mit praktischen Ratschlägen an die Hand gehen zu können.

Die wenigen praktischen Vorschläge, die von psychoanalytischer Seite ausgingen, sind rasch hergezählt. Sie erinnern sich wohl alle jener Versuche, die auf Grund des Bleuler-Jungschen Assoziationsexperiments in der Schweiz und in Deutschland gemacht wurden, um mit Hilfe der sich ergebenden sogenannten Komplexmerkmale, das heißt, der auffälligen Länge der Reaktionszeit oder der Sonderbarkeit des Reaktionswortes, die Schuld oder die Schuldlosigkeit des Inkulpaten festzustellen. Es dürfte Ihnen auch nicht unbekannt sein, daß die theoretische Kritik dieser Versuche seitens Freuds die praktische Anwendbarkeit dieses Verfah-

rens sehr in Frage stellte. Das Assoziationsexperiment, das man mit der Fünftelsekundenuhr in der Hand ausführt, liefert nichts mehr zur Feststellung des Seelenzustandes des Beschuldigten als die gewöhnliche analytische Beobachtung. Das Moment der Überrumpelung aber, die im Experiment enthalten ist, mag zu Ergebnissen führen, die die Quelle von Justizirrtümern werden könnten; zum Beispiel kann jemand, der von der Tat etwas weiß und vielleicht nur als Zeuge in Betracht kommt, wenn überrumpelt, den Verdacht der Täterschaft auf sich lenken. Es ist wohl nur eine Steigerung der Scheinexaktheit, wenn man das Resultat der Assoziationsexperimente mit der gleichzeitigen Einschaltung eines Apparates kontrollieren will, der die sogenannten psychogalvanischen Reflexkurven notiert.

In neuester Zeit ist es allerdings unserem Kollegen Alexander gelungen, im Falle eines Kapitalverbrechens die Gerichte über die unbewußten Motive der begangenen Tat aufzuklären und hiedurch die Entlastung des Täters herbeizuführen. Alexander neigt bezüglich dieser Art Anwendung der Psychoanalyse in noch schwebenden Strafsachen einem gewissen Optimismus zu. Ich, für meine Person, kann dieser Anschauung einstweilen nicht beipflichten. Im Gegenteil, ich muß meine früher geäußerte Meinung wiederholen, daß unsere Methode in Fällen, die noch sub judice sind, unanwendbar ist. In der neurologischen Praxis bekommen wir nur Patienten zu sehen, die ein starkes Interesse daran haben, uns die Wahrheit zu sagen, wissen sie doch, daß sie nur bei uneingeschränkter Aufrichtigkeit in der Mitteilung ihrer Einfälle und ihrer Lebensgeschichte auf die von ihnen heiß ersehnte Gesundung Aussicht haben. Ähnliches können wir von jenen voraussetzen, die nicht als Kranke, sondern als Lernende zu uns in die Analyse kommen. Auch diese wissen, daß die Übertretung des Aufrichtigkeitsgebotes ihren ganzen Aufwand an Zeit, Mühe und Geld nutzlos

machen würde. Wie aber könnten wir von dem vermutlichen Täter einer verbrecherischen Handlung erwarten, daß er uns seine Einfälle ohne Entstellung preisgibt, wo doch das Bekennen der Schuld sicher zur Verurteilung führen würde. Unser ganzes heutiges Strafrechtsverfahren achtet das Recht des Angeklagten, alles zu tun und zu sagen, womit er sich verteidigen kann, wohl auch alles zu verheimlichen, was ihm schaden könnte. Eine Methode also, die die Aussagen im guten Glauben an ihre Wahrhaftigkeit ihren Schlußfolgerungen zu Grunde legt, kommt während der Untersuchung oder der Strafverhandlung kaum in Betracht. In ferner Zukunft winkt uns allerdings die einstweilen noch utopische Möglichkeit, daß im Verhandlungssaale, wohl auch in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, eine wohlwollende, man könnte auch sagen liebevolle Atmosphäre auch Verbrechern gegenüber herrschen wird, in der der Täter in kindlicher Zerknirschung vor der gerechten Autorität selber alles gestehen und die ihm auferlegten, man möchte sagen kriminal-therapeutischen Maßnahmen mit freudiger Hoffnung auf Genesung und im Gefühle der ihm zuteilgewordenen Verzeihung zur Kenntnis nehmen und ausführen wird. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie weit wir von diesem Ziele entfernt sind, aber gerade in Ihrer Stadt ist es einem ausgezeichneten Kenner der Kinderseele, dem auch analytisch geschulten August Aichhorn gelungen, allerdings nur im engeren Kreise der seiner Obhut anvertrauten verwahrlosten Kinder der Gemeinde, diese Atmosphäre zu schaffen und einerseits durch analytische Behandlung der kriminell Veranlagten oder so Gewordenen, andererseits durch Einbeziehung der Eltern und Lehrer der Verwahrlosten eine großzügige und bereits erfolgreiche Kriminaltherapie in Gang zu setzen. Solche Beispiele gestatten es, daß man bezüglich der Zukunft etwas weniger pessimistisch wird. Im großen und ganzen aber muß sich die praktische Hilfe, die wir

der Kriminalistik leisten können, darauf beschränken, daß wir uns bereit erklären, unser theoretisches Rüstzeug allen Faktoren der Kriminalistik zur Verfügung zu stellen.

Und da ist der Ort, wo wir eine große Schwierigkeit des psychoanalytischen Unterrichts nochmals betonen müssen. Man kann allerdings durch Anhören von Vorträgen und durch eifrige Lektüre einen Begriff davon bekommen, was wir Analytiker über Inhalt und Wirkungsweise des unbewußten Anteils der Seele wissen. Doch von der wirklichen Existenz dieses Unbewußten, von seiner Bedeutsamkeit im Seelenleben und von der Art, wie die Persönlichkeit durch die Überwindung der Widerstände gegen seine Zurkenntnisnahme verändert wird, kann man sich nur überzeugen, wenn man sich selbst vorher einer Psychoanalyse unterzieht. Auch darf diese Vorarbeit keine Selbstanalyse sein, sie muß von einem bereits Geschulten durchgeführt werden. Doch der Erfolg lohnt die Mühe, denn erst die Aufhellung der Skotome im eigenen Seelenleben, von denen keiner von uns frei ist, setzt uns in den Stand, das Unbewußte unserer Mitmenschen lückenlos zu durchschauen und die so gewonnenen Erkenntnisse richtig zu verwerten. Eine solche Zumutung erscheint nur darum ungeheuerlich, weil wir uns in Sachen der Psychologie für geborene Gelehrte hielten. Seit Freuds Entdeckungen mußten wir es lernen, uns mit der narzißtischen Kränkung zu versöhnen, daß wir auch bezüglich des eigensten Innern einer Belehrung von außen bedürftig sind, und wenn dies die Bedingung des Wissens um das Unbewußte ist, wird sich dieser Forderung des Analysiertseins niemand entziehen können, der als Arzt, Lehrer oder Richter praktischen Einfluß auf das Schicksal von Menschenseelen zu nehmen wagt und vor dem Vorwurf der Oberflächlichkeit gefeit sein will.

Die nächste Aufgabe der Psychoanalyse wäre also, die Fachkreise auch analytisch auszubilden. Als Gegen-

leistung würden wir von den Behörden fordern, daß sie uns das Material der Gefangenenanstalten für die Zwecke der Untersuchung der bereits verurteilten, geständigen Verbrecher überlassen. Wir haben allen Grund zu glauben, daß diese unter möglichst methodischer und einheitlicher Leitung anzustellenden psychoanalytischen Untersuchungen nicht nur ein reiches Archiv für eine zukünftige wirkliche Kriminalpsychologie liefern, sondern auch den Untersuchten zum Heile gereichen dürften.

Kampfmotive und Friedensmotive

Von Robert Wälder, Wien

Aus dem Einleitungskapitel eines demnächst erscheinenden Buches „Der Krieg. Studien zur Psychologie der zwischenstaatlichen Beziehungen".

Wir wollen nun, um eine erste Orientierung über die Probleme zu gewinnen, etwa prüfen, welche Motive es für den Einzelnen gibt, Gewalt gegen einen anderen anzuwenden, und welche Motive ihn davon abhalten, und zwar praktisch sehr wirksam abhalten. Dann mag geprüft werden, wie sich diese Kräfte, die zur Gewaltanwendung drängen, und die Kräfte, die von ihr abhalten, modifizieren, wenn es sich nicht um Individuen, sondern um Massen handelt, um dann schließlich die Modifikationen zu prüfen, die entstehen, wenn diese Massengebilde Staaten oder ähnlich organisierte Einheiten sind. Diese Untersuchung soll vorläufig noch nicht mit dem Rüstzeug einer wissenschaftlichen Psychologie geführt werden, wird aber darum nicht minder psychologisch sein. Es wird uns später nicht schwer fallen, sie so zu ergänzen, daß sie den Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit genüge.

Motive zur Gewaltanwendung für den Einzelnen.

Es gibt eine ganze Reihe von Impulsen, die dem Individuum die Anwendung von Gewalt gegen einen anderen nahelegen mögen. Das Nächstliegende ist gewiß, an ein Interesse zu denken. Darum fragt auch der Kriminalist, wenn Gewaltakte begangen wurden, die gegen die Gesetze verstoßen, und er nach dem Täter sucht: *cui bono?* Wer hatte ein Interesse daran? Es gibt mannigfache solche Interessen, welchen durch Gewaltanwendung gedient werden kann. Sie sind zu bekannt, als daß man

sie aufzählen müßte; es sei nur beispielsweise an das Motiv des Raubes oder an die Beseitigung eines Konkurrenten oder Nebenbuhlers erinnert. Ein solches Interesse mag natürlich nicht nur für jene Gewaltanwendungen wirken, die das Sittengesetz und das Gesetz des Staates schwer verurteilen; auch andere, leichtere Akte der Gewalt, die durch das Gesetz nur mäßig geahndet werden, wie etwa die willkürliche Verletzung eines Spielers der gegnerischen Mannschaft bei einem Fußballwettkampf oder solche, die im Gesetz überhaupt keine Ahndung finden, können dem Interesse entsprechen. Es gibt schließlich auch Fälle, wo nicht eigene Interessen es sind, die die Gewaltanwendung nahelegen, sondern die Interessen anderer, dem Täter nahestehender Personen, etwa seiner Familie oder seiner Freunde.

Ein zweites Motiv, das manchmal zur Gewaltanwendung drängt, gehört in einen anderen Bereich: es sind die menschlichen Leidenschaften. Es mag sich dabei um vorübergehenden Zorn oder um dauerhaften Haß handeln. Hierher gehören viele affektive Impulse, wie zum Beispiel der der Rachsucht. Auch dies ist allgemein bekannt.

In einigen sehr seltenen Fällen entstammt ein Motiv zur Gewalttat einer ethischen Sphäre. Das mag etwa der Fall sein, wenn jemand durch einen plötzlichen gewaltsamen Eingriff ein Unrecht verhindern will und dies wirklich oder vermeintlich nur durch Anwendung von Gewalt erreichen kann. Und es gehören manche Verbrechen hierher, die unter ethischen Impulsen oder doch unter Mitwirkung ethischer Impulse zustande gekommen sind, wie etwa die Tat des Tell. Es ist aber eine Frage für sich, wie wir diese Motive beurteilen; wenn wir sie als ethische Motive bezeichnen, liegt darin an sich naturgemäß keine Billigung, sondern nur die Feststellung, daß subjektiv als sittliches Gebot auftretende Forderungen ein Motiv zur Gewalttat gewesen sind.

In allen diesen Fällen handelt es sich um Motive, um durch die Gewalttat einen bestimmten erwünschten Zustand zu erreichen oder einen unerwünschten Zustand zu vermeiden, ob das Motiv nun das Interesse, die Leidenschaft oder ein Gebot des Gewissens ist. Es mag aber auch sein, daß Kampflust zu gewaltsamem Handeln drängt, daß man Freude am Kampfe selbst hat. Dergleichen gilt für manche, meist harmlosere Fälle des Raufhandels.

Seltsamerweise findet man unter den Motiven zum Kampfe manchmal auch die Angst. Das ist etwa dann der Fall, wenn jemand einem Angriff eines anderen zuvorzukommen wünscht. Es mag dann sein, daß seine Überlegung berechtigt ist, daß er wirklich so einen Angriff zu erwarten hat, oder daß diese Drohung des andern nur in seiner Einbildung existiert und daß er ihm Absichten zuschreibt, die jener gar nicht hat. Und im ersten Falle, wenn er wirklich guten Grund hat, einen Gewaltakt des andern zu erwarten, kann es sein, daß es klug ist, ihm zuvorzukommen — in diesem Falle wäre das Motiv der Gewaltanwendung im Grunde schon wieder das eigene Interesse —, es kann auch sein, daß der präventive Angriff nicht notwendig ist, daß der Mensch nur von seiner Angst zu ihm verleitet wird und der Mutigere es darauf ankommen ließe. Die Angst spielt eine Rolle auch bei einem anderen Kampfmotiv. Es gibt Menschen, die das unabweisbare innere Bedürfnis haben, immer zu siegen, nicht nur dort, wo es auf die Erreichung eines Zieles ankommt, sondern um des Sieges selber willen. In manchen Fällen handelt es sich da um eine geheime Angst, der Unterlegene zu sein, die immer erneut durch kleine Triumphe beschwichtigt werden muß.

Wir können keinen Anspruch darauf erheben, in der Aufzählung der Motive, die den Menschen zum Kampf mit einem andern, unter Umständen auch zur Gewaltanwendung drängen, vollständig zu sein, doch scheint

ein gewisser erster Überblick vielleicht erreicht. Wir mögen diese Motive als Motive zur Gewaltanwendung bezeichnen.

Die Gegenkräfte.

Allen diesen Motiven stehen gewichtige Gegenkräfte gegenüber, einige davon sind nur in den zivilisierten Gemeinschaften wirksam, andere wirken unter allen Umständen.

Es mag etwa sein, daß der Gegner, den man angreifen möchte, stärker ist als man selbst. Der Angriff würde dann kaum zu dem gewünschten Ende führen. Das eigene Interesse empfiehlt, von ihm abzustehen. Oder der Gegner ist vielleicht nicht stärker, aber doch gleich stark oder hinlänglich stark, um den Ausgang des Kampfes fraglich zu machen. Oder er ist zwar selbst nicht stark, aber andere Leute mögen ihm zu Hilfe kommen und so das Kräfteverhältnis zu Ungunsten des Angreifers verschieben. Schließlich mag es auch sein, daß die Kräfte des Gegners übertrieben eingeschätzt werden und man darum vom Kampfe zurückgehalten wird.

In der zivilisierten Gemeinschaft geschieht es weiters, daß bei versuchten oder ausgeführten Gewaltakten gegen andere außer dem Angreifer und dem Angegriffenen regelmäßig noch ein Akteur am Schauplatz erscheint: die Staatsgewalt, in Form des Polizeimannes, der den Gewaltakt verhindert, wenn er zurecht kommt, oder andernfalls den Täter, wenn er entdeckt wird, den Gerichten überstellen wird. Das ist ein sehr wirksames Motiv, das den Motiven zum Kampfe entgegenwirkt.

Andere Gegenkräfte kommen aus der Sphäre der Affekte. So mag man etwa für die Person, der gegenüber der Impuls zu gewaltsamem Auftreten besteht, doch auch ein gewisses Maß von Neigung oder zum wenigsten Rücksichtnahme fühlen. Man mag bei allen Impulsen, die aus dem Interesse oder der Leidenschaft

oder von anderen Quellen her zur Gewalttätigkeit drängen, doch auch das Bedürfnis empfinden, Rücksicht auf den andern zu nehmen, ihm nicht weh zu tun, weil irgendein Stück Zuneigung oder Mitleid oder ähnliches mehr wirksam ist.

Wieder andere, sehr allgemeine und sehr starke Motive gegen die Gewalttätigkeit kommen aus dem menschlichen Gewissen, das ja die Gewalttätigkeit in der Regel verpönt. Der Fall ist alltäglich, daß jemand durch den Einspruch des eigenen Gewissens von der Ausführung einer feindseligen Handlung zurückgehalten wird. Diese Gewissensverbote sind so allgemein und im Kulturmenschen so entscheidend wirksam, daß viele Kriminalisten meinen, daß sie allein in der Kulturgemeinschaft schon ausreichen, um die schwersten Verbrechen zu verhindern, und daß sich etwa die Zahl der Morde nicht sehr wesentlich vermehren würde, wenn es keine Strafsanktion für den Mord gäbe und die Verhinderung dieser schlimmsten Untaten im wesentlichen nur dem menschlichen Gewissen überlassen bliebe.

Wenn die Angst, wie wir gesehen haben, dazu verleiten kann, einem mit Recht oder Unrecht gefürchteten Angriff zuvorzukommen, so mag in solchen Fällen der Mut ein Motiv des Friedens sein. Schließlich mag auch nicht unerwähnt bleiben, daß es für viele Menschen eine Neigung zur Unterwerfung gibt und daß auch diese Tendenz eine Quelle der Verträglichkeit oder ein Motiv für das Abstehen von aggressiven Handlungen sein kann. Die hier aufgezählten Motive, die wiederum nicht den Anspruch auf Vollzähligkeit erheben, mögen Motive des Friedens heißen. Man kommt so leicht zu der Formel, daß eine Gewalttat zwischen Einzelnen zustande kommt, wenn die Motive zur Gewaltanwendung stärker sind als die Motive des Friedens, und daß sie unterbleibt, wenn das Kräfteverhältnis zwischen diesen beiden Motivgruppen das umgekehrte ist. Die Erfahrung zeigt, daß zwischen den Individuen

einer zivilisierten Gemeinschaft zumindest gröbere Akte der Gewalt recht selten sind und daß also in der Mehrzahl der Fälle die Motive zum Frieden viel stärker sind als die Motive zum Kriege.

Es mag übrigens ein merkwürdiger Zug an den aufgezählten Motiven unser Interesse in Anspruch nehmen. Wir sehen, daß wir auf beiden Seiten ähnliche seelische Kräfte finden. Das Interesse ist es, das manchmal zum Kampfe drängt und doch auch wieder zum Frieden mahnt. Die menschlichen Affekte drängen zum Kampfe, wenn es sich um Zorn oder Haß handelt, und zur Friedlichkeit, wenn es Liebe ist, doch drängt Liebe zu einem Menschen manchmal zum Kampf mit dem Widersacher der geliebten Person und die Abneigung gegen einen Bedrohten zur Verträglichkeit mit seinem Bedroher. Angst ist ein Kampfmotiv, wenn man einem gefürchteten Angriff zuvorkommen will oder durch Kampf und Sieg eine innere Angst beschwichtigen will; sie ist ein Friedensmotiv, wenn man zur Verhütung der Folgen vom Kampfe abzustehen veranlaßt wird. Mut ist ein Kampfmotiv und in anderen Fällen, wie wir gesehen haben, ein Motiv des Friedens. Und schließlich finden wir auch die sittlichen Gebote auf beiden Seiten der Reihe vertreten. Man kann so wahrscheinlich von keiner der seelischen Regungen sagen, daß sie eindeutig nur zur Gewaltsamkeit oder nur zur Friedlichkeit wirke.

Man könnte hier eine Reihe von Problemen aufwerfen. Man könnte etwa fragen, ob die Interessen in allen jenen Fällen, in denen sie eine Gewaltanwendung nahelegen, immer unversöhnlich sind und ob es nicht vielfach auch Wege gäbe, diesen Interessen ohne Anwendung von Gewalt zu dienen. Man kann ferner fragen, wie die menschlichen Leidenschaften beschaffen sind, woher die gewaltige Haßbereitschaft der Menschen kommt oder ob sich diese Leidenschaften im Verlauf der Kulturentwicklung zu modifizieren scheinen; oder

wie die Kampflust zu erklären ist; wie die Neigung zur Ängstlichkeit oder der Mut, und die bestimmten Techniken, um die Angst zu bewältigen; ob das konstitutionelle oder erworbene Eigentümlichkeiten der Menschen sind; ob die Pädagogik Mittel hat, hier etwas zu ändern. Oder man mag fragen, woher es kommt, daß das Gewissen Einspruch gegen Gewalttaten erhebt, die doch der menschlichen Natur nahezuliegen scheinen, und ob dieses Gewissen eine Entwicklung im Kulturprozeß durchzumachen scheint. Ferner schließlich, wie es geschieht, daß die Menschen in organisierten Gemeinschaften leben, welche gewisse Handlungen der Gewalt mit Strafsanktionen bedrohen, und vieles andere mehr. All dies wären Probleme zum Verständnis der Motive zu Gewaltakten und der Motive zur Versöhnlichkeit bei einzelnen.

Die Kampfmotive und Friedensmotive bei Massen.

Wir wollen nun fragen, welche Veränderungen die beschriebenen Motive zur Gewalt und Motive zum Frieden erfahren, wenn es sich nicht um Einzelne, sondern um irgendwelche Massen handelt. Wir denken dabei vorläufig noch nicht an jene Massengebilde, die organisierte Staaten oder damit vergleichbare Organisationssysteme bilden, sondern an jegliche Art von Massen, von denen diese nur einen Fall bilden. Unsere Überlegung soll also auch Parteien, weltanschauliche Bewegungen und Gruppen aller Art, auch transitorische Massen, die sich nur vorübergehend zusammenfinden, umfassen.

Interessengegensätze, die nach der Anwendung von Gewalt zu verlangen scheinen, gibt es auch hier. Es tritt aber die neue Frage auf, ob in der Masse im Durchschnitt ein ähnliches Maß von Überlegung aufgewendet wird wie im Durchschnitt vom Einzelnen. Auch kommt die weitere Modifikation dazu, daß in der

Masse die Hauptlast der Entscheidung zumeist bei einem oder wenigen Personen — bei einer führenden Schichte liegt.

Leidenschaften mögen auch Massen zur Gewalt drängen und man hat im ganzen den Eindruck, daß dieser Faktor bei Massen eine größere Rolle spiele als beim Individuum, da sie, worauf alle Beobachter bisher hingewiesen haben, in höherem Maße von Leidenschaften gelenkt werden. Der größere Einfluß der Affekte auf das Massenhandeln ist die Ergänzung zu der zuvor erwähnten Eigentümlichkeit, daß eine Abwägung von Interessen bei Massen in geringerem Maße stattzuhaben scheint als bei Individuen.

Die ethische Forderung, zu kämpfen, scheint bei Massen eine größere Rolle zu spielen als bei Individuen, bei denen wir ihr nur als einem seltenen Ausnahmsfall zu begegnen meinten. Kampflust finden wir abermals als Motiv zur Gewalt und auch die Angst, die dazu verführt, einem erwarteten Angriff zuvorzukommen, oder die durch das ständige Verlangen nach Kampf und Sieg beschwichtigt wird, finden wir auch bei Massen wieder.

Unter den Motiven zum Frieden begegnet uns wiederum die Rücksicht auf die Stärke der Gegner, die den Kampferfolg in Frage stellt. Doch scheint es, daß durch die geringere Fähigkeit der Massen zu nüchterner Berechnung dieser Faktor manchmal ausgeschaltet ist; ihn können offenbar nur die Führer der Masse zu einem Faktor ihrer Entscheidungen machen und er ist nur so weit wirksam, als er diese Führer beeinflußt.

Das wichtige Motiv der Intervention der Staatsgewalt, das dem Einzelnen die Gewaltanwendung widerrät, fällt bei Massen häufig weg. Bei jenen Massengebilden, welche Staaten oder ihnen vergleichbare, praktisch souveräne Organisationen sind, fällt er völlig weg, da es eine Zentralgewalt, der sie unterworfen wären, nicht gibt. Aber auch andere Massen haben die Intervention

der Staatsgewalt oft nicht zu fürchten, weil sie zu mächtig sind oder aus anderen Gründen. Ja selbst bei den transitorischen Massen, die sich vorübergehend bilden und etwa eine Lynchjustiz vornehmen, fällt dieses Gegenmotiv praktisch weg, obwohl die Staatsgewalt vorhanden und zum Einschreiten gewillt ist. Der einzelne fühlt sich in der Masse straflos und er behält auch häufig recht damit, da sich die anonyme Tat dem Zugriff der ahndenden Staatsgewalt oft entzieht und diese fast immer nur einige wenige aus der Masse erreicht.

Das Motiv der freundlichen Gefühle und Rücksichtnahme auf den andern dürfte bei Massen eine geringere Rolle spielen als bei Individuen, mit Ausnahme jener Massenbildungen, welche gerade die Liebe oder die Gewaltlosigkeit auf ihre Fahne geschrieben haben, wie etwa die Quäker. Die sittlichen Gebote, die die Gewalt verpönen, treten unzweifelhaft in der Masse im Vergleich zu Individuen zurück. Auch jene Art Mut, der bei einem befürchteten Angriff von Gegnern es darauf ankommen läßt, ist wahrscheinlich weniger Sache der Massen. Wo dergleichen als Friedensmotiv bei Massen auftritt, ist es wahrscheinlich ein Motiv der Führer, nicht der ganzen Masse. Schließlich scheint es mir, daß auch die Neigung zur Unterwerfung seltener bei Massen begegnet als bei Individuen.

Man sieht so, daß die Motive zum Kriege und die Motive zum Frieden durch die seelische Eigentümlichkeit der Massen manche Veränderung erfahren. Eine weitere Komplikation tritt bei Massen dadurch auf, daß, wie erwähnt, die Handlungen einzelner Individuen, die der führenden Schichte angehören oder auf sie Einfluß besitzen, gleichfalls zu berücksichtigen sind. So mag es zum Beispiel sein, daß diese führenden Individuen sich nur von den Interessen der Masse nach ihrem besten Wissen und Gewissen leiten lassen. In diesem Falle ist, soweit die Entschlüsse dieser Füh-

rer in Frage kommen, die Sachlage ähnlich wie bei den Interessen einzelner. Es kann aber auch sein, daß diese Individuen von Privatinteressen geleitet sind. Ebenso können auch alle anderen Motive als private Motive der Individuen auftreten, die die Masse beherrschen; so ist zum Beispiel außer der Leidenschaft der Masse auch die Leidenschaft einer führenden Persönlichkeit zu berücksichtigen, die vielleicht eine persönliche Rache verfolgt. So sind alle Motive zum Kampf wie zum Frieden noch einmal für die einflußreichen Individuen zu studieren.

Im ganzen gewinnt man den Eindruck, daß die Reihe der Motive zur Gewalt bei Massen im Durchschnitt stärker, die Reihe der Motive zum Frieden im Durchschnitt schwächer ist als bei Individuen und daß Massen daher im Durchschnitt häufiger zur Gewaltanwendung neigen als einzelne.

Für unsere Untersuchung erwächst die Aufgabe, sich mit der Psychologie der Masse zu beschäftigen und das Problem der Herrschaftsverhältnisse in Massen wenigstens zu streifen.

Die Modifikation der Kampfmotive und Friedensmotive bei Staaten.

Wir gehen nun auf jene organisierten Massengebilde, die man Staaten nennt, über. Wir müssen uns dabei zunächst nicht mit der schwierigen Frage der Definition des Staates befassen und dürfen uns damit bescheiden, daß der etwas schwankende Gebrauch dieses Wortes in der Alltagssprache für unsere Bedürfnisse genügt.

Für die Interessen gilt etwas Ähnliches wie das zuvor für Massen Gesagte. Auch hier liegt die Handhabung dieses Punktes in der Hand der Führer, die aber zufolge der Kontinuität des Staates, seiner traditionellen und mancher anderer Merkmale, die den Staat unter

anderen Massenbildungen auszeichnen, zur Vertretung der Interessen des Staates im allgemeinen besser geschult sind als die Führer mancher anderer Massengebilde.

Leidenschaft als Motiv zum Kampfe ist wahrscheinlich ähnlich zu würdigen wie bei anderen Massengebilden, doch auch hier zu erwähnen, daß an die Führer des Staates die Forderung zur Leidenschaftslosigkeit zum wenigsten gestellt wird. Sittliche Gebote spielen als Motive zur Gewaltanwendung eine ungeheuere Rolle.

Es sei nur auf einen Unterschied zwischen der Geltendmachung der Interessen durch den Einzelnen und durch den Staat verwiesen. Der Einzelne handelt gewiß oft, wahrscheinlich zumeist, zu Gunsten seiner Interessen; doch erscheint ihm die Verfolgung seiner Interessen in der Regel nicht als etwas sittlich sehr Hochwertiges. Sie erscheint sittlich erlaubt, aber kaum sittlich geboten. Anders bei Staaten; das Eintreten für die Interessen des Staates ist Pflicht und hat für das Empfinden der Menschen eine hohe ethische Würde. Handelt es sich doch dabei nicht eigentlich um die eigenen Interessen des Staatsbürgers, sondern um die der Gesamtheit. Diese Zustimmung des Gewissens verleiht den Interessen eine mächtige Stoßkraft. Mit den anderen Kampfmotiven dürfte es sich kaum wesentlich anders verhalten als bei Massen überhaupt.

Unter den Motiven zum Frieden begegnet wieder die Stärke des Gegners. Wenn hier ebenso wie bei Massen gesagt werden muß, daß die Völker zumeist kaum in der Lage sind, diesen Faktor nüchtern einzuschätzen, so muß doch andererseits erwähnt werden, daß den Führern des Staates zumeist eine sorgfältigere Berücksichtigung zugemutet werden darf als den Führern mancher anderen Massengebilde.

Die Intervention der Polizei fällt gänzlich weg. Es gibt keine weltumfassende Gemeinschaft, die die Exekution

vornehmen könnte. Dies ist bekanntlich der Punkt, an dem die pazifistischen Bestrebungen des letzten Menschenalters eingesetzt haben und die Versuche, für Staaten etwas zu schaffen, was dem Eingriff der Staatsgewalt für den Einzelnen entspricht. Wir werden uns mit der Möglichkeit solcher Unternehmungen später zu beschäftigen haben. Für jetzt genügt die Feststellung, daß bisher keine solche wirksame Instanz bestanden hat.

Das Motiv der Rücksichtnahme auf den andern, der durch die Gewaltanwendung betroffen wird, wird bei Staaten kaum angetroffen werden. Der Staat und die Staatsbürger fühlen sich nicht verpflichtet, sich um das Wohlergehen der andern zu kümmern, zumindest nicht, soweit es nicht auch im eigenen Interesse gelegen ist. Wir begegnen hier wieder der Tatsache, daß es keine allumfassende Gemeinschaft gibt oder daß doch die Ansätze dazu, die etwa das Christentum und die Humanitätsidee geschaffen haben, nicht sehr wirksam sind.

Das sittliche Gebot, das der Gewaltanwendung entgegenstehen würde, wird man bei Staaten selten als Gegenmotiv des Krieges begegnen. Erscheint doch zumeist gerade als sittliches Gebot, dem eigenen Gemeinwesen zu dienen. In jüngster Zeit gibt es in einigen Ländern Ansätze zu solchen Gewissensforderungen, welche den Krieg verpönen. Doch handelt es sich auch hier zumeist um eine moralische Forderung, welche die Leiden des eigenen Volkes im Kriegsfalle verurteilt, und nur viel seltener um eine sittliche Forderung, welche eine Gewaltanwendung gegen einen andern verwirft.

Mut als Element des Friedens wird man bei Staaten ebenso wie bei Massen häufiger als Eigenschaften leitender Individuen als der Volksmassen finden. Die Freude an der Unterwerfung als Motiv zum Frieden

dürfte nur bei solchen Staaten anzutreffen sein, die sich in einem Zustande der Auflösung als Staat befinden.

Auch beim Staate sind ebenso wie bei der Masse die Individuen oder Schichten, die ihn beherrschen, zu berücksichtigen. Auch hier kann es ebenso wie bei der Masse sein, daß sie nicht nur die Interessen der Gesamtheit vertreten, sondern daß sie ihren eigenen Interessen dienen oder aus eigenen Leidenschaften handeln. So ist auch hier wiederum das Spiel der Motive und Gegenmotive für die einzelnen zu verfolgen. Dazu kommt, daß die Traditionen eines Gemeinwesens diesem eine bestimmte Art von Handeln nahelegen und das mag einmal zum Kriege und in anderen Fällen zum Frieden drängen. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß die Stabilität des staatlichen Gemeinwesens dahin tendiert, der Staatslenkung ein Mehr an rationalem Handeln aufzuerlegen, als dies bei Führern transitorischer Massen der Fall ist.

Aus allen diesen Umständen ergibt sich eine Fülle von Problemen. Die Psychologie des Staates muß unser Interesse erwecken. Wir werden uns mit der Frage beschäftigen müssen, warum die eigenen Interessen, die beim Individuum zumeist nicht als besonders sittlich erachtet werden, eine ethische Würde bekommen, wenn es sich um die Interessen einer staatlichen Gemeinschaft handelt. Wir werden uns der Frage der Traditionen und Ideen zuwenden müssen, die das Handeln eines Staates beeinflussen; und schließlich wird die Frage auftreten, warum es keine ökumenische Gemeinschaft gibt und welches ihre Möglichkeiten sind.

Über Wesen und Aufgabe der seelischen Hygiene

Von Heinrich Meng, Basel

Teilweise Wiedergabe der Antrittsvorlesung von Heinrich Meng, für den ein Lektorat für Psychohygiene an der medizinischen Fakultät der Universität Basel errichtet wurde. Vollständig erschienen in der „Praxis, Schweiz. Rundschau für Medizin", Bern, Juli 1937.

Seelische Hygiene ist ein vom Leben selbst in Zusammenhang gebrachtes Anwendungsgebiet vieler Erfahrungskreise. Ihre wissenschaftlichen Quellgebiete sind Medizin, Biologie, Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Ethik, Rechtskunde, Kriminalistik, Rassenkunde und Eugenik. Mit den Ergebnissen dieser Wissenschaften sollen die Erfahrungen des praktischen Lebens in Vergleich gesetzt und in Übereinstimmung gebracht werden. Erst dann können Schlüsse für das weitausgedehnte Anwendungsgebiet gezogen werden. Es erstreckt sich auf die Erfahrungen der Bedingungen, unter denen der Mensch als Einzelner und als Teil des Ganzen sich seelisch günstig entwickelt, und auf die Ausnützung dieser Funde für das Ziel der seelischen Hygiene: der gesunde Mensch und die gesunde Gemeinschaft. Das Arbeitsgebiet der seelischen Hygiene umfaßt das Individuum und die Gruppe in jedem Umfang. Die Gruppe als Menschenpaar, das seelisch gegenseitigen Störungen ausgesetzt ist, die Gruppe als Familie und als Gemeinschaft, als erweitertes Ich, aber auch als Organisation, die der vergesellschaftete Mensch immer wieder schafft, auch die Masse als vorübergehende oder länger dauernde Anhäufung von Menschen. Die seelische Hygiene hat den einzelnen und die Gemeinschaft psycho-hygienisch zu beraten. Weit darüber hinaus strebt sie als Schicksals-, Volks- und Menschheitshygiene da-

nach, Menschengruppen gegen Selbstzerstörung, wie sie sich in Süchten, seelischen Seuchen, Selbstmordepidemien und Kriegspsychosen äußert, zu feien.

Zum Erreichen dieses Zieles braucht die seelische Hygiene die Mithilfe der Wissenschaft und der Empirie. Im Prinzip besteht zwischen beiden kein Gegensatz; ein solcher besteht nur für die Methode des Fortschrittes. Die Empirie verfügt nicht über zusammenfassende Lehren, auch vereinfacht sie nicht die Ergebnisse mit Hilfe von Theorien und Hypothesen. Beide greifen immer wieder zu neuen Experimenten. Die Wissenschaft tut es nach dem Verständnis der Kausalbeziehungen, die Empirie auf Grund von Eindrücken und unbewußt erfaßten Zusammenhängen. Wissenschaft, Empirie und prüfende Verwendung sind noch nicht Hygiene, aber sie stellen der Hygiene brauchbare Mittel zur Verfügung. Die Wissenschaften und die Erfahrungsgebiete, aus denen die seelische Hygiene schöpft, sind ihrerseits auch Nutznießer der seelischen Hygiene. Aber Hygiene will nicht nur den Pädagogen, Ärzten, Kriminalisten, Gesetzgebern, Staatsmännern, Politikern, Seelsorgern und Schriftstellern wissenschaftliche Auskünfte geben und Vorschläge machen. Sie stellt zur Verteidigung der seelischen Gesundheit auch Forderungen an sie, damit sie nicht über anderen Aufgaben und Zielen die Notwendigkeiten eines gesunden seelischen Lebens zurückstellen oder übersehen.

In ihrem Streben, ein Maximum an Forderungen durchzusetzen, um die seelische Gesundung des einzelnen und der Masse zu gewährleisten, hat die seelische Hygiene vieles zu fordern und zu fördern, manches zu verbieten und zu verhindern. Ihre Maßnahmen sollten bessere Bedingungen der seelischen Gesundheit schaffen, als sie früheren Generationen zur Verfügung standen. Sie will den Bestand an Fähigkeiten sichern und dabei eine möglichst große Anpassung erreichen, beides mit Erhaltung der inneren Übereinstimmung zwi-

schen den einzelnen Fähigkeiten sowohl im Dienste der Verteidigung wie der Angriffskraft in Fortschritt und Anpassung. Deshalb verlangt sie eine Erziehung, die der Kindheit gerecht wird und in ihrer Fernwirkung auch bei dem später Erwachsenen dessen Arbeitsfreude und Liebesfähigkeit sicherstellt.

Unsere Hygiene muß daher gleichzeitig Elementarhygiene und Kulturhygiene sein. Unter Elementarhygiene verstehen wir die allen Menschen als Lebewesen nötige individuelle Gesundheitspflege, unter Kulturhygiene die durch die geistige Kultur entstandene Hygiene der spezifischen Anpassungsformen. Die Kultur vergrößert und vermehrt die möglichen Lebenskreise, sie schränkt aber auch den Lebenskreis ein, in den sie den einzelnen hineinzwingt. Die Unsicherheit des Schicksals des Kulturmenschen erfordert jedoch, daß das Individuum die Fähigkeit erwirbt und behält, vielen Umwelten, von den natürlichen einfachen bis zu den kompliziert kultivierten, gewachsen zu sein und zu bleiben. Es ist nötig, die verschiedenen Ansprüche zu vereinen. In der Theorie ist das leichter möglich als in der Praxis, in welcher die Arbeit des einzelnen und der durch sie erworbene Lohn, die Leistung für den Staat und dessen Gedeihen dem hygienischen Ideal vorauszugehen haben. So kommt es, daß oft die Lebensführung zu einer einseitigen Entwicklung der Fähigkeiten führt und auch auf die nötige Prophylaxe verzichtet wird, so daß es zur tatsächlichen Schädigung führt und unsere Aufgabe nur mehr sein kann, alle Vorkehrungen zu treffen, damit die Schädigung nicht zur Unbehebbarkeit heranwächst. Gerade die Frage der Organisation dieses Eingreifens in Formen des individuellen Selbstschutzes, der Fürsorge, der Versicherung, des staatlichen Zwanges beschäftigt heute mehr denn je Sozialpolitik und Verwaltungskunde...

Im allgemeinen wird leider die seelische Hygiene nicht von Anfang gepflegt, und so muß sie immer wie-

der die Folgen früherer Verstöße überwinden und vorsorgen, daß der wieder gesunde Organismus den kommenden Ansprüchen gefestigt gegenüberstehe. In diesem Arbeitsgebiet wird die Forderung an das heilende Bemühen gestellt, nicht nur für den Augenblick die Krankheiten oder die Folgen früherer Fehler gutzumachen, sondern im wahren Sinne des Wortes den Organismus und die Seele wieder „heil" zu machen, d. h. so zu beeinflussen, daß keine Schwächung für die Zukunft bleibt. Also Heilung möglichst ohne Defekt. Im Falle, daß der Defekt unvermeidbar war, ist die Hygiene für diesen Defekt vorzuschreiben, wozu oft auch Bestimmungen über das Ausmaß des übriggebliebenen Aktionsradius gehören.

Die Defektwirkung geht über die bloße Behinderung oder den Verlust einzelner Funktionen hinaus. Hinzu kommt der Schaden für die Gesamtpersönlichkeit, den wir nicht als einen statischen Zustand der Schwäche auffassen dürfen. Der Defekt ruft vielmehr Abwehrerscheinungen hervor, die weitere Funktionen beeinträchtigen. Anderseits können Kompensationen für die Defektfolgen eintreten, welche die Leistungen und auch die Aktivität der Persönlichkeit — im weitesten Sinne des Wortes — steigern. Die Dynamik solcher Defektbewegung hat Nietzsche erkannt und später — wohl unter Nietzsches Einfluß — Alfred Adler in seiner Lehre von der Organminderwertigkeit und deren psychischem Überbau beschrieben. Sigm. Freud gelang es, in seinen Untersuchungen über den Narzißmus (Selbstliebe) und über die psychische Struktur der Persönlichkeit die Erscheinungen in die verschiedenen Bereiche getrennter psychischer Instanzen einzuordnen und auch die Quellen *ihrer Dynamik* je nach den zugrundeliegenden Triebkomponenten unserem Verständnis zu erschließen. Auch das prophylaktische Eingreifen wurde dadurch richtiger zentriert und verbessert.

Vor kurzem hat Anna Freud die Abwehrmechanismen des Ichs monographisch dargestellt und dabei die

Schichten, Instanzen und Richtungen der Abwehr besonders klar auseinandergehalten. Vom Standpunkt der Hygiene war es auch wichtig, den Unterschied zwischen normalem und krankhaftem Narzißmus klarzulegen, wie es in einer kürzlich erschienenen Abhandlung von Federn geschehen ist. Mir selbst fiel bei Untersuchungen, die mich zur Aufstellung des Krankheitsbegriffes der „Organpsychose" führten, auf, daß oft zwischen der Art der Ich-Störung in der Kindheit und den späteren Erkrankungen von Organen und Organsystemen enge Verbindungen bestehen.

Die psychische Hygiene findet, ebenso wie die psychische Therapie, die größten Widerstände bei Menschen mit krankhaftem Narzißmus. Unsere Aufgabe ist es, die seelischen Energien vom Ich abzulenken und das Individuum zu veranlassen, seine Interessen der Umwelt und ihren Objekten zuzuwenden, auch an den Interessen der Umwelt teilzunehmen. Hierzu müssen wir aber Wege zur Befriedigung des normalen Narzißmus zeigen und freigeben. Auch die Beobachtungen Walthards über den anatomischen Defekt und seine seelische Auswirkung, seine vielen Erfahrungen mit Persönlichkeiten, die von Natur, durch Krankheit oder Unfall körperlich behindert oder beschädigt wurden, zeigen, was erreicht werden kann und mit welchen Mitteln es erreicht wird. Unsere Untersuchungen und Beobachtungen an einer großen Anzahl körperlich Behinderter, die wir vor einigen Jahren in Frankfurt durchgeführt haben, bestätigen die Ergebnisse Walthards.

Alle Erfahrungen darüber, wie ein Organismus durch einen Defekt geschädigt wird, lassen uns auch die Bedeutung des psychischen Traumas richtig verstehen. Jedes psychische Trauma bedeutet zunächst eine plötzliche Überbelastung, die sofort zur Ich-Störung und zum vorübergehenden Einstellen von Funktionen führen kann (v. Monakows Diaschisis). Darüber hinaus

bleibt eine dauernde Verletztheit zurück, welche analoge Erscheinungen, zum Teil die gleichen wie bei Defekten, zur Folge hat. Die allgemeinen Ich-Störungen, wie die Überreiztheit und Reizbarkeit, die früher viel zu oft als konstitutionell bedingt erklärt wurden, der Verlust der Abwehrkraft, die Angstbereitschaft und Fluchteinstellung können zur dauernden Abnormität werden, wenn die Hygiene nicht eingreift. Die Teilfolgen der traumatischen Einwirkung bestimmen die einzelnen Symptome und rufen bestimmte Abwehrmechanismen hervor. Die letzteren gehen zum Teil wieder in die Symptombildung ein. Jede Neurose, auch einzelne Psychosen, sind traumatogene Umbildungen der Psyche. Dadurch, daß die Psychoanalyse die seelischen Bedingungen der Frühkindheit und ihre traumatischen Störungen kennengelernt hat, hat sie auch der psychischen Hygiene neue und besonders wirksame prophylaktische Mittel in die Hand gegeben.

Bei jedem nicht zu katastrophalen Trauma werden durch seelische Beeinflussung und durch Bedingungen vorübergehender Schonung die Dauerfolgen vermeidbar. Jedes übergroße Trauma verlangt eine längere Behandlung unter besonderen Bedingungen. Das Individuum kann sogar durch Überwindung des Traumas seelisch gewinnen, wenn das Trauma als Erfahrung verarbeitet wird und aufhört, gefährlich zu sein. Die Umstellung der Persönlichkeit von der Flucht zur Kampfeinstellung, die A d l e r der populären Lebensweisheit entnommen und zur systematischen Ermutigung ausgebildet hat, ist eine wichtige hygienische Maßnahme. Die Analogien zur organischen Feiung: Desinfektion, Immunisierung, Gift- und Bakterienfestigkeit, aber auch Anaphylaxie und Immunitätserschöpfung, können zum Verständnis herangezogen werden.

Besonders wichtig ist das frühe, oft sofortige hygienische Vorgehen zur Vermeidung von späterer psychischer Unzulänglichkeit oder von neurotischen Dauer-

zuständen dann, wenn ein größerer Defekt dem Trauma entgegenkam und so die Mehrbelastung einer an und für sich schwächeren, partiellen Funktionsfähigkeit auferlegt wurde. Auch die Entwicklungskrisen führen Regulierungsschwierigkeiten herbei, welche einem chronischen Defektzustand gleichkommen. Das Maß der Überbelastung, bei der die traumatische Wirkung eintritt, ist dadurch herabgesetzt. Besonders an diesen periodischen Defektzuständen lernte die seelische Hygiene die Hilfe der körperlichen, besonders der endokrinen Therapie kennen und rechtzeitig in Anspruch nehmen. Überhaupt ist die körperliche Heilung ebenso oft Voraussetzung für die seelische Hygiene, wie diese die körperliche Heilung und Behandlung oft erst ermöglicht.

Damit sind wir zur gewöhnlichen Praxis der seelischen Hygiene gekommen. So sehr wir die Ganzheit als Ziel der Hygiene hervorgehoben haben, im Leben hat sie immer wieder einzelne Schäden zu heilen, einzelne Gefährdungen abzuwehren. Das wechselvolle Leben stellt immer neue und andere Teilaufgaben. Wir dürfen darüber nie unsere ganze große Pflicht vergessen. Die Einzelaufgabe verlangt gewöhnlich viel spezielles Wissen. Der Praktiker der seelischen Hygiene stellt daher oft mit seinem Rat nur die spezielle Richtung fest und muß den Inhalt des Rates vom Fachmann empfangen.

Nicht nur in diesem Falle, immer ist das Instrument der seelischen Hygiene der Mensch selbst, die helfenden Menschen einerseits, die, denen geholfen wird, anderseits. Das unterscheidet ihre Handhabung rein äußerlich von der körperlichen Hygiene.

Die Ausbildung der helfenden Hygieniker und beihelfenden Fachleute ist ein wichtiger Teil der seelischen Hygiene. Daß die, welche die hygienischen Ratschläge geben, auch selbst mittun, sie befolgen, an sich arbeiten, guten Willens dazu werden, das ist eine Zwischenaufgabe der seelischen Hygiene,

welche besondere Kunst, aber auch besondere Methodik verlangt. Für die seelische Hygiene ist die Beeinflussung und Erziehung Einzelner und ganzer Gruppen noch schwerer als für die körperliche. Die Psychoanalyse hat dazu durch ihre Erforschung der Übertragung und der seelischen Widerstände heuristisch und methodisch viel Vorarbeit geleistet. Trotz dieser methodischen Arbeit blieb die praktische Ausübung auf Improvisation angewiesen, denn ein richtig gewähltes Wort in der Antwort und dem Rate kann zündend wirken, ein falsch gewähltes, eine unrichtige Geste, ja ein unbeherrschter Gesichtsausdruck kann neue Schwierigkeiten setzen, immer muß das Tun und Lassen des Belehrenden nach dem Individuum und seiner Umwelt sich richten und doch ihm nicht gefügig sein. Es ist bekannt, daß manche Umwelt überhaupt keine hygienische Besserung gestattet und der Schützling aus ihr entfernt werden muß. Dabei ist zu bedenken, daß die Heilung in günstigerem Milieu oft nur für dessen günstigere Bedingungen ausreicht. Wenn sie unseren aufgestellten Bedingungen entsprechen sollen, haben die Maßnahmen auch die Fähigkeit zu verschaffen, in dem Milieu, in welches der Schützling zurückkehren oder in welches er statt des früheren kommen soll, gesund zu bleiben. Die Zukunft mit ihrem größer werdenden oder sich einengenden Lebenskreise, mit Versuchungen, Belastungen, Aufgaben und Enttäuschungen muß vorbedacht werden. Stets muß offen die Vorbereitung dafür besprochen werden. Der Schützling darf nicht einfach in das alte oder neue Milieu entlassen werden; es muß vielmehr der Zusammenhalt mit der Fürsorgeinstanz noch andauern und nur allmählich gelockert werden.

So hat schon diese allgemeine Erörterung dazu geführt, daß die vorbeugende Hygiene in die Zeit der Aufzucht, der Pflege und Erziehung fällt. Die seelische Hygiene nicht weniger Menschen ruhte lange Zeit vorwiegend in der Hand des

Seelsorgers. Das dürfte auch künftighin für viele Gruppen der Fall sein. Die Seelsorge des modernen Menschen wird in dem Maße gelingen, als der Seelsorger mit Instinkt und mit psychologischem Wissen vom gesunden und kranken Menschen ausgestattet ist. Er wird dann rechtzeitig erkennen, ob ein bedrängter Mensch in seinen Bereich gehört oder in den des Fachpsychologen oder Arztes; er wird noch besser den geistigen Rapport von Mensch zu Mensch verstehen und handhaben. Er gewinnt auch leichter, unbeschadet der asketischen Forderung, ein Urteil über das Triebleben.

Die Frage taucht immer wieder auf, ob nur der religiöse Arzt einen religiösen Menschen zu behandeln vermag. In Wirklichkeit sind viele Ärzte einer echten Religiosität näher, als das vor zwanzig oder dreißig Jahren der Fall war. Auch der nicht an eine konfessionelle Gemeinschaft Gebundene kann religiös sein, der Ungläubige fromm, der Unfromme, wie Goethe sagt, kann heilig sein. Es ist hier gemeint, daß die Religion Hygiene sein soll und bereits Hygiene ist. Tatsächlich wirkt sie bereits positiv in seelenhygienischer Richtung. In ihrem Ritual und in ihren strengen Geboten zur täglichen Lebensführung, besonders Speise-, Kleidungs-, aber auch Gebetvorschriften machte sie in der Vergangenheit oft Zwangsneurosen überflüssig. Sie setzt den gemeinsamen Zwang und den gemeinschaftsgerechten Zwang statt des individuellen und vereint dort, wo das persönlich Zwanghafte sondern würde; sie erspart „Sonderlinge“. Durch die Bezeugung von Wunscherfüllung in Wundern, Heiligenglauben und mystischer Vereinigung macht sie Hysterie überflüssig, d. h. sie fängt individuelle Phantasieschöpfungen in gemeinschaftsgerechte auf. Der moderne Mensch hat vielfach seine Stellung zur Religion geändert. Allgemein kann gesagt werden: die Religion, soweit sie sich als Gewissenszwang äußert und soweit sie die Triebe an und für sich zur Sünde macht, wirkt ungünstig. Wo sie Sicherheit

der Weltanschauung, das Gefühl der Verbundenheit und Sicherheit gibt, wirkt sie günstig. Soweit sie Angst bannt, von ihr befreit, wirkt sie ebenfalls positiv; wenn sie aber krankhafte Angst schafft, krankhafte Gewissensangst, Angst vor Hölle, Verdammnis ewiger Strafe und jüngstem Gericht, wird die Reifung und seelische Vereinheitlichung geschädigt. Die Religion setzt die Häufigkeit des Selbstmordes herab (Masaryk), verstärkt aber die Gefahr der Entstehung von Neurosen. Sie entmündigt die Menschen, gibt ihnen aber dafür größere Sicherheit...

Heute sind die durch Sigm. Freud und v. Monakow gegebenen Impulse überall spürbar. In dem Maße, wie der Staat die seelische Hygiene als eines der wichtigsten Instrumente anerkennt, wird sich auch die Vorbildung und Unterweisung des Arztes vertiefen. So werden manche Kranke einer individuellen seelischen Behandlung teilhaftig werden. Was das „Burghölzli" in Zürich begonnen hat, was die Arbeitstherapie bei richtiger seelischer Einstellung leisten kann, haben die letzten Dezennien bewiesen. Hierher gehört auch die Forderung der Prophylaxe, die Fürsorge für jeden einzelnen Kranken. Der Staat wird wohl auch bei einer weiteren Entwicklung der seelischen Hygiene Sonderanstalten für geisteskranke Verbrecher schaffen müssen und das Volk darüber aufklären, welchen Nutzen Kliniken für geistig und seelisch Kranke haben, wenn sie nicht nur den Gesunden schützen, sondern den Kranken und Gefährdeten einer geeigneten Fürsorge und Behandlung zuführen.

Die unbewußte Funktion der Erziehung

Von Edward Glover, London

Einführung in ein Symposion über „Psychoanalyse und Erziehung“ der British Psycho-Analytical Society, 8. Mai 1935. Veröffentlicht im „International Journal of Psycho-Analysis“, Jahrg. XVIII, Heft 2/3. Ins Deutsche übertragen von Valerie R e i c h, Wien.

Es ist guter wissenschaftlicher Brauch, ein Symposion mit einer einfachen Definition der Begriffe einzuleiten. Leider läßt sich im Falle der Erziehung eine solche einfache Definition nicht geben. Sie wird je nach der psychologischen Auffassung des betreffenden Teilnehmers am Symposion verschieden ausfallen. Die Definitionen zum Beispiel, die von den meisten akademischen Schulen angenommen wurden, sind teils deskriptiver, teils psychologischer Art. Aber diese Psychologien sind Bewußtseins-, fast könnte man sagen, akademische Psychologien. Wenn wir Psychoanalytiker daran gehen, uns mit dem Problem der Erziehung zu befassen, sind diese Begriffsbestimmungen ganz unzulänglich. Ehe wir diesen Terminus definieren, müssen wir ihn zerlegen (mit anderen Worten: analysieren), und zuletzt müssen wir ihn auch d e u t e n können. Wir müssen die verschiedenen Komponenten des Gesamtprozesses deuten und auf Grund dieser Deutungen versuchen, die Gesamttätigkeit zu charakterisieren.

Dies ist nur eine andere Art zu sagen: soweit die Psychoanalyse berechtigt ist, den Terminus „Erziehung“ zu übernehmen (und das muß sie), ist sie verpflichtet, ihm einen tieferen Sinn beizulegen. Dieser Vertiefungsprozeß ist in der Geschichte der psychoanalytischen Terminologie durchwegs reichlich belegt. Nehmen wir etwa den Begriff „Verdrängung“. Ursprünglich der gewöhnlichen Umgangssprache entlehnt, wurde dem

Wort wegen seiner bewußten (topischen und dynamischen) Bedeutung ein wissenschaftlicher Sinn unterlegt, wodurch es zur Darstellung eines unbewußten psychischen Mechanismus verwendet werden konnte. Das Gleiche trifft zu auf Begriffe wie „Projektion", „Verschiebung" usw. Aber in allen diesen Fällen sind sich die Psychoanalytiker und — wenn auch in geringerem Maße — die Nicht-Analytiker dieses besonderen Sprachgebrauchs bewußt. Bezüglich des Begriffs „Erziehung" aber sind sich sogar die Analytiker nicht vollkommen klar darüber, daß dieser Terminus, obwohl auf einen bewußten Willensvorgang anwendbar, ohne weiteres geeignet ist, als Bezeichnung für einen unbewußten seelischen Mechanismus oder für eine Kombination unbewußt-seelischer Mechanismen zu dienen. Aus diesem speziellen Sprachgebrauch muß sich unvermeidlich eine gewisse Verwirrung ergeben, wie es bei dem Terminus „Sublimierung" der Fall war. Aber dem ist nicht abzuhelfen. Der Vergleich mit der Bezeichnung „Sublimierung" trifft auch insoferne zu, als die Sublimierung gleichfalls eine Reihe unbewußter Teilvorgänge umfaßt, die, miteinander verschmolzen, den Eindruck einer einheitlichen Funktion ergeben.

Es ist nun oftmals, besonders von Analytikern, bemerkt worden, daß Erziehung in vielen Fällen eine Form offenkundiger Hemmung zu sein scheint. Die Beweise, die für diese Ansicht sprechen, sind tatsächlich überwältigend. Das „Du sollst nicht" der Erziehung hat durchgängig den gleichen Nachdruck wie das „Du sollst". Und dennoch wird — wie ich schon sagte — sogar von Analytikern die Ansicht, Erziehung sei ein *unbewußter* Mechanismus (oder Mechanismen), welcher unter anderem auch dem Zwecke *unbewußter Triebhemmung* dient, selten hervorgehoben. Dies beruht — wie ich glaube — darauf, daß die Analytiker die mannigfaltigen Beziehungen der endopsychischen (zentralen) Milieueinflüsse in der seelischen

Entwicklung noch nicht genügend einschätzen. Nachdem sie die ungeheure Bedeutung unbewußter Faktoren zum Beispiel bei der Symptombildung nachgewiesen haben, fürchten sie begreiflicherweise, daß der traumatischen Wirkung einer ungünstigen frühkindlichen Umwelt oder der prophylaktischen Wirkung einer liebevollen Umgebung übermäßiges Gewicht beigelegt werden könnte. Das Ergebnis ist, daß sie dazu neigen, Umweltseinflüsse abgesondert zu betrachten, das heißt, sie von endopsychischen Einflüssen scharf zu unterscheiden. Da die Erziehung augenscheinlich eine Sache der Umwelt ist, lehnen sie den Gedanken ab, sie könne irgend etwas anderes sein. Aber sogar wenn sie eine reine Umweltsangelegenheit wäre, könnte sie doch durch unbewußte Mechanismen gehandhabt (ausgenützt) werden. Dies wurde bei Projektionsmechanismen zur Genüge aufgezeigt. Bei der Projektion bedient sich das Kind realer Umweltsbedingungen und übertreibt sie in irgendeiner Weise, um sie seinen eigenen unbewußten Zwecken anzupassen. Man könnte tatsächlich sagen, daß — da die Konflikte des Erziehers und jene des Kindes teils identisch sind, teils einander ergänzen — die erzieherischen Maßnahmen des ersteren eine ständige Versuchung für das Kind sein müssen. Sie schreien geradezu nach einer Behandlung.

Es entsteht so die merkwürdige Situation, daß Analytiker in ihrem eifrigen Bemühen um Umweltsfaktoren mitunter eine ihrer wichtigen Entdeckungen vernachlässigen, daß nämlich gleichlaufend mit der Einwirkung von Umweltseinflüssen in der Erziehung das Individuum — um es ganz einfach zu sagen — sich selbst erzieht. Erziehung von außen her kann als eine Verschiebung oder Projektion der unbewußten Selbsterziehung wirken und schließlich ein Schutz für diese werden. Das Mißtrauen, das der Erzieher gegen eine bewußte Selbsterziehung zeigt, ist ein Maßstab für diese Abwehrfunktion. Man kann mit gutem Grund annehmen, daß

die meisten Probleme im Verhalten des Kleinkindes zu lösen sind, wenn man von entschiedenen Erziehungsversuchen Abstand nimmt, d. h. die Erziehung dem Kinde selbst überläßt. Das beste Beispiel hiefür ist zweifellos das unnötige System der Reinlichkeitserziehung.

Um dem Problem der Erziehung systematischer näherzukommen, muß man fragen, was es eigentlich bedeutet, erzogen zu werden. Hier machen sich zunächst individuelle Einstellungen geltend. Manche huldigen der Ansicht, die Erziehung beziehe sich auf das Ich (das für den momentanen Zweck einschließlich des Über-Ichs aufgefaßt wird). Andere ziehen die Annahme vor, die Erziehung sei ein auf die Triebe gerichtetes Verfahren. Genau genommen, liegt ein befriedigender Zugang zu diesem Problem nur in einer Verbindung dieser verschiedenen Gesichtspunkte. Doch mag es praktischer sein, sie einzeln zu behandeln.

Wenn wir die Erziehung vom Standpunkt der Triebe betrachten, dann müssen wir selbstverständlich zwischen den verschiedenen Methoden unterscheiden, die in bezug auf die einzelnen Triebe angewendet werden. Wenn wir uns an die herkömmliche Unterteilung in Selbsterhaltungs-, Geschlechts- und Aggressionstriebe halten, so scheint es auf den ersten Blick klar, daß die Erziehung den Selbsterhaltungstrieb erfolgreich fördert. Zu diesem Behufe bedient sie sich des Verschiebungsmechanismus, um eine möglichst rasche und wirksame Anpassung zu erzielen. Lesen, Schreiben und Rechnen dienen dem nützlichen Zwecke, die Rechnung des Lebensmittelhändlers überprüfen zu können und damit den Bereich der einfacheren Ernährungstriebe zu erweitern. Der Aggressionstrieb setzt die Mechanismen der Verschiebung und Ersetzung ebenfalls in Bewegung, aber sie werden von allem Anfang an durch andere Mechanismen verstärkt. Jede erdenkliche Art von Untersagung, Hemmung oder jeder Niederschlag von Schuld-

gefühlen wird vom Erzieher benützt, um aggressive Regungen zu bekämpfen. Das gleiche kann von den ersten Regungen des Geschlechtstriebes gesagt werden. Der Erzieher gibt sich die größte Mühe, ihre Verschiebung zu bewirken, bewirkt aber gleichzeitig in äußerstem Maße ihre Hemmung. Man muß aber hervorheben, daß die Absicht, eine Verschiebung des Geschlechtstriebes im Sinne der Förderung seiner Sublimierung zu erreichen, nicht so zielbewußt und offen ist wie im Falle des Aggressionstriebes. Es ist wiederholt von Pädagogen zugegeben worden, daß sie körperliche und geistige Betätigung nicht nur um der Anpassung willen fördern, sondern auch, um das, was man „animalisches Temperament" nennen könnte, aufzubrauchen. Aber sie werden — die Erziehung im Pubertätsalter ausgenommen — selten zugeben, daß die Sexualität Gegenstand ihrer Verfolgung ist. Und mit Ausnahme der Pubertätszeit sind sie sich tatsächlich selten über das Ziel ihres erzieherischen Angriffes im klaren. An dieser Stelle ist leicht zu erkennen, was eigentlich die unbewußte Funktion der Erziehung ist. Wie aus Praxis und Theorie hervorgeht, ist sie in weitestem Ausmaß ein Hemmungsprozeß, der mit Hilfe eines Systems von Rationalisierungen verschleiert wird. Wie alle Rationalisierungssysteme bietet sie einen Teil der Wahrheit, um die volle Wahrheit zu verbergen. Sie betont den Wert ihres Verfahrens für die Anpassung, um den unbewußt hemmenden Zweck zu verhüllen [1]). Von Anbeginn wurde jeglicher Aggressions- oder Geschlechtstrieb durch eine Reihe unbewußter Mechanismen — wie Projektion, Introjektion, Verdrängung, Verschiebung, Reaktionsbil-

[1]) In dieser Hinsicht weist die Erziehung eine Verwandtschaft mit der Verdrängung auf. Die Wirksamkeit der Verdrängung beruht auf Gegenbesetzung, d. h. dies beschäftigt dich und nicht jener (verdrängte) Gedanke. Der Erzieher sagt: „Wir lehren dich, dies zu tun", wobei er es aber unterläßt, hinzuzufügen: „Wir wollen nicht, daß du jenes (Verdrängte) tust."

dung, Sublimierung — modifiziert. Das macht die Selbsterziehung aus. Vom Anfang an bietet die Erziehung reichliche Möglichkeiten, um diese Abwehr zu „decken", der sie zugleich Hilfsdienste leistet. Im Schulalter tritt sie kühn in den Vordergrund und bezieht ihre Rationalisierung nicht mehr aus dem Verhalten der Eltern, sondern außerhalb der Familie.

Nachdem wir in großen Zügen den Unterschied im erzieherischen Verfahren bei verschiedenen Trieben aufgezeigt haben, müssen wir feststellen, daß die bewußte erzieherische Beeinflussung eines Triebes zur unbewußten Beherrschung eines anderen Triebes beitragen kann. Beispielsweise wirken die zur Entwicklung des Selbsterhaltungstriebes notwendigen Verschiebungen bis zu einem gewissen Grade als Gegengewicht gegen die Angst, die durch die Projektion des eigenen Aggressionstriebs auf die Außenwelt hervorgerufen wird, und gestatten in gleicher Weise ein gewisses Maß von Projektion, die tatsächlich frei von Angst ist. Diese Wirkung der Verschiebungen ist darauf zurückzuführen, daß sie unsere Erfahrung von der wahren Gestalt der Außenwelt vermehren. Je mehr wir von praktischer Botanik und Bakteriologie wissen, desto besser wird die Qualität unserer Salate sein und desto weniger werden wir Gefahr laufen, uns durch ihren Genuß einen Typhus zu holen. Je sicherer wir uns aber in dieser Hinsicht fühlen, desto eher können wir uns leichten „Vergiftungsphantasien" hingeben, die der Projektion eigener unbewußter aggressiver Impulse entstammen. In ähnlicher Weise bewirken die Verschiebungen, die durch die Sublimierung des Geschlechtstriebs zustande kommen und durch die Erziehungsmaßnahmen gefördert und begünstigt werden, eine Stärkung des Selbsterhaltungstriebs, indem sie den Umfang unseres Wissens vergrößern. Unser infantiles Sexualinteresse etwa an der „Urszene" kann teilweise in ein Interesse am Wachstum von Pflanzen oder Bakterien sublimiert werden. Und

diese Beschäftigung mit praktischer Botanik und Bakteriologie wird zweifellos zur Verbesserung der Qualität und Erhöhung der Bekömmlichkeit unserer Salate beitragen. Noch interessanter sind die Situationen, in denen zufolge der Verschiedenheit der betreffenden Triebregungen die unbewußten Ziele der Erziehung die bewußten Ziele zunichte machen. Die Regungen der sexuellen Neugierde bieten vielleicht das beste Beispiel dafür. Hier wäre man beinahe versucht, das unbewußte Ziel des Erziehungsprozesses als heuchlerisch zu bezeichnen, da er zum Beispiel die Neugierde eindämmen hilft, indem er Ersatzaufklärung bietet. Wir wissen, daß dieses Manöver in manchen Fällen die Wirkung hat, daß nicht nur die direkten Ausdrucksformen sexueller Neugierde gehemmt, sondern auch die Ersatzformen zielloser Fragerei so weitgehend hintangehalten werden, daß das Individuum nicht imstande ist, aus den gewöhnlichen, der Selbsterhaltung dienenden Zielen der Neugierde Nutzen zu ziehen.

Die Auffassung, daß Erziehung ein unbewußter seelischer Vorgang ist, bringt eine gewisse Verantwortlichkeit mit sich. Erziehung ist ein leichtes Spiel für den Kritiker. Jede Generation pflegt ihre Unzulänglichkeiten anzuprangern, und die Kritiker lassen sich selten durch die moralischen und biologischen Rationalisierungen der Pädagogen beschwichtigen. In Wirklichkeit aber ist im Sinne der seelischen Abwehr eine wirksame Erziehung nicht mehr zu kritisieren als eine wirksame Verdrängung. Erfolglose Verdrängung und erfolglose Erziehung bedürfen nicht so sehr einer moralischen Kritik als sachgemäßer Aufmerksamkeit.

Ich glaube, wir sind hier zu einem Ergebnis gelangt, das einer Erörterung wert ist, nämlich ob der Analytiker in der Lage ist zu sagen, worin eine erfolglose, beziehungsweise erfolgreiche Erziehung besteht, oder ob er gezwungen ist, auf eine rein empirische (fachmännische) Abschätzung zurückzugreifen. Andere verwandte Fragen

sind: wenn die Analytiker dieses Wissen besitzen, sind sie auch imstande, es den Erziehern in wirksamer Weise zu übermitteln? Weiters: wenn diese beiden Momente zutreffen, würde dies für das Endergebnis der Erziehung des Individuums einen wesentlichen Unterschied bedeuten? Um diese Fragen beantworten zu können, brauchen wir einen ziemlich genauen Maßstab für unser Vermögen, die Triebrichtung zu beeinflussen, eine Befriedigungsform durch eine andere zu ersetzen, und ebenso für die Wirkung derartiger Bemühungen, sei sie nun günstig oder nicht. Meines Erachtens müßten wir weit größere Kenntnisse haben als die, welche wir schon besitzen, um diese Punkte zu entscheiden.

Die zweite, die Ich-Seite der Erziehung verdiente eine ebenso ausführliche Besprechung; da jedoch dieser mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde als dem Triebaspekt, will ich mich hier damit begnügen, auf einige Hauptpunkte zu verweisen. Vor allem müssen wir die grundlegenden Identifizierungen und Introjektionen in Erwägung ziehen, welche das Ich für erzieherische Maßnahmen welcher Art immer zugänglich machen. Eine zulängliche Diskussion dieses Punktes müßte die gesamte neuere Forschung der Ich-Struktur umfassen, insbesondere jene Differenzierungen des Ichs, die im zweiten oder dritten Lebensjahr auftreten. Aber selbst dann wäre sie kaum vollständig ohne gleichzeitige Feststellung der erzieherischen Funktion der Projektionsvorgänge im Ich. Der nächste Schritt bewegt sich schon mehr außerhalb des gegenwärtigen Gebiets: jene Art der Energie in Betracht zu ziehen, welche die Bildung von der Erziehung dienenden Identifizierungen am besten fördert. Es scheint, wir können mit gutem Recht annehmen, daß den libidinösen Energien in dieser Hinsicht eine überragende Eignung zukommt. Dies ist nur eine andere Art zu sagen, daß Erziehung durch Liebe (entweder zufolge ihrer unmittelbaren Wirkung oder auf dem Weg der Angstverringerung) die geeignetste Me-

thode ist. Wir haben schon seit langem erkannt, daß der Prozeß der „Libidinisierung“ ungebundenen Angstgefühlen entgegenzuwirken vermag. Aber wir brauchten viel länger, um festzustellen, wie ausgezeichnet und unauffällig sie das Räderwerk des Daseins ölt. Wir können uns der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß der tatsächliche Aufwand an (nichtambivalenter) Liebe, die dem Individuum besonders in der frühesten Kindheit von seiten der Eltern oder deren Vertreter zuteil wird, in einem hohen Ausmaße die Zugänglichkeit des Kindes für die schmerzlichen, aber unvermeidlichen Seiten der Erziehung (d. h. die Triebverwandlung) bestimmt.

Schließlich müssen wir uns mit der Einteilung der Identifizierungen je nach ihrer Realität, beziehungsweise nach ihren moralischen Aspekten befassen. Dies führt uns zum Kernproblem des Über-Ichs. Um dieses Hauptproblem gruppieren sich alle jene Auffassungen über Psychoanalyse und Erziehung, mit denen wir uns bereits früher vertraut gemacht haben, nämlich inwieweit moralische Beweggründe jeweils in der Psychotherapie und in der Pädagogik bestehen bleiben. Ich möchte hier nur eine allgemeine Betrachtung anfügen. Die alte Auffassung, in der Über-Ich-Bildung die endopsychischen Faktoren den Umweltfaktoren entgegenzustellen, ist keineswegs feststehend. Es ist allerdings wahr, daß hierzulande die Anhänger der Umweltsbedeutung sich für einige Zeit zurückziehen mußten. Aber, wie ich bereits bemerkte, dies ist nur der Pendelausschlag nach der einen Seite. Weitere Forschungen dürften das Pendel bestimmt nach der anderen Seite ausschwingen lassen, doch werden sich diese Studien auf eine viel frühere Altersstufe beziehen als bisher. Meiner persönlichen Ansicht nach stecken unsere Forschungen auf dem Gebiet der Entwicklung des Kindes noch in den Kinderschuhen und der Grad der Verschmelzung von rein endopsychischen und Umwelts-Einflüssen im Über-

Ich ist noch nicht festgestellt worden. Mannigfache Gründe lassen vermuten, daß sich diese Verschmelzung als sehr weitreichend erweisen wird. Ich glaube nicht, daß wir in bezug auf die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Erziehung einen sehr dogmatischen Standpunkt einnehmen können, ehe diese Übergangsphase einer gründlichen Prüfung unterzogen wurde und ihre realen und nichtrealen Komponenten gesondert dargestellt wurden. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß es uns gelingen kann, eine frühe Phase der Entwicklung zu finden, deren besondere Merkmale geeignet sind, die scharfe Unterscheidung, die wir zwischen dem Verfahren der Psychoanalyse und jenem der Pädagogik zu machen pflegen, zu mildern. Es wird uns helfen, die Sache mit einiger Aussicht zu betreiben, wenn wir dessen eingedenk bleiben, daß die Erziehung (mag sie noch so sehr rationalisiert sein) selbst den unbewußten seelischen Mechanismen entstammt.

Psychoanalytische Untersuchungsmethoden

Von Édouard Pichon, Paris

Das folgende ist ein Stück des „Investigations Psychanalytiques" überschriebenen Abschnittes aus dem „Handbuch der Kinderpsychologie" von Édouard Pichon (Le Développement Psychique de l'Enfant et de l'Adolescent), Masson & Cie., Editeurs, Paris. Ins Deutsche übertragen von E. Kris.

§ 48. — Die drei Untersuchungsmethoden, von denen im Folgenden die Rede sein wird, sind in die psychologische Technik durch die Psychoanalytiker eingeführt worden. Freud ist der Erfinder der Technik der freien Assoziation und der Traumdeutung. Er hat uns so mit zwei wunderbaren Werkzeugen für die psychologische Diagnose ausgestattet. Wir werden sehen, wie weit sich diese Verfahren, die für die Exploration des Erwachsenen erdacht worden sind, für die des Kindes anwenden lassen. Was das freie Spiel betrifft, so ist es vor allem eine Londoner Psychoanalytikerin, Frau Melanie Klein, die daraus eine besondere Untersuchungstechnik hat entwickeln wollen. Bei der Erörterung der drei Untersuchungsmethoden werde ich mich vor allem auf Anna Freud stützen[1]), deren bemerkenswerte Arbeit klinische Erfahrung und reifen kritischen Sinn ausstrahlt...

§ 49. — Die Technik der freien Assoziation, die bei Pubertierenden eine sinngemäße Anwendung findet, besteht darin, daß der Patient in eine Ruhelage gebracht und zum Sprechen veranlaßt wird, wobei man ihn bittet, sich frei und nach bestem Vermögen um die Einhaltung der Grundregel der Freudschen Technik zu bemühen. Diese Regel bezieht sich dar-

---

[1]) Einführung in die Technik der Kinderanalyse. Int. Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1929.

auf, daß nichts unterdrückt wird: Der Patient wird alles zu sagen haben, was ihm durch den Kopf geht, wirklich alles. Nichts soll bewußtermaßen unterdrückt werden, nichts, was unangenehm einzugestehen ist, nichts, was etwa den Arzt treffen könnte, aber auch nichts, was unbedeutend scheint. So sieht man zahlreiche psychische Elemente, die in das virtuelle Bewußtsein (das Unbewußte Freuds) verdrängt worden sind, ins wirkliche Bewußtsein wieder auftauchen.

In Wirklichkeit wird der Patient freilich diese schöne Regel nicht durchaus befolgen können; kaum ein Gesunder wäre dazu imstande. Ein Heranwachsender, der mit Hemmungen und krankhaften Komplikationen belastet ist, kann es gewiß noch weniger. Und doch hat diese Regel eine fundamentale Bedeutung. Zuerst noch erörternd und vernünftlerisch, wobei er sich selbst wie in einem Zustand von Spannung empfindet, kommt doch der Patient allmählich zu einer größeren Leichtigkeit. Er gibt sich hin, wobei er freilich die schmerzlichsten Punkte und die wichtigsten, die wie zufällig sich niemals auf dem Weg des spontanen Gedankens finden, noch verschweigt. Der Arzt bemüht sich, diese vorgeblichen Lücken des Kranken in seiner Selbstbeurteilung zu demaskieren. Von Stufe zu Stufe gelangt dieser endlich zur wirklichen freien Äußerung. Er entblößt vor dem Arzt sein ganzes psychisches Leben, und damit nähert man sich auch dem Ziel der Kur, denn Erforschen und Heilen gehen hier Hand in Hand.

Beim Kind vor der Pubertät ist die Technik der freien Assoziation nicht anzuwenden. Ganz allgemein gesagt, ist es, wie Anna Freud gezeigt hat, der Natur des Kindes entgegengesetzt, sich in eine völlige Ruhelage zu begeben und bewußtermaßen und mit Absicht jede Kritik und jede Zielgerichtetheit der Gedanken auszuschalten. Und doch weist Anna Freud darauf hin, daß das Kind aus seiner Bewunderung und Liebe für den Analytiker, der es fest in der Hand hält, zuweilen bereit sein

wird, seine inneren Bilder ins Auge zu fassen, d. h. sich der freien Assoziation zu überlassen. Aber diese Hilfe, die man zu nützen verstehen muß, wird nie mehr als einen sporadischen Charakter haben. Sporadisch auch werden die unwillkürlichen und unvorhergesehenen Assoziationen sein, die gelegentlich ein affektiver Schock dem Kinde wird entreißen können. Im Ganzen aber versagt die Technik der freien Assoziation beim Kinde.

§ 50. — Um diese Lücke zu füllen, verwendet Frau Klein die Technik des freien Spieles. Ihr Ausgangspunkt ist der Gedanke, daß beim Kinde die Handlung der Persönlichkeit adäquater ist als das Wort. So hat denn der Arzt in seinem Behandlungszimmer eine Auswahl von Spielzeug, die alles in der Welt des Kindes Erdenkliche darstellt, und das Kind, das man in dieses Handlungsuniversum versetzt, bedient sich seiner, um damit auf seine Weise zu spielen. Der Arzt beobachtet. So postulierte, wie Anna Freud richtig hervorhebt, Frau Klein für jeden zufälligen Vorgang im kindlichen Spiel den gleichen Wert, den im Falle des Erwachsenen der freie Einfall hat. Und nun versieht sie sogleich jede der Gesten des Kindes mit einer symbolischen Deutung. Es wirft eine Spielzeug-Straßenlaterne weit weg. Das ist der Ausdruck einer aggressiven Regung gegen den Vater. Es läßt zwei Wagen zusammenstoßen. Das ist das, was es an einem Koitus beobachtet hat oder sich unter einem Koitus vorstellt.

Anna Freud hat diese Art der Deutung nicht angenommen. Nach ihrer Meinung sind die freien Einfälle des Erwachsenen und des Pubertierenden frei, aber sie sind in erster Linie doch orientiert an der Vorstellung von einem Ziel der psychoanalytischen Kur, und dieses Ziel ist die Heilung. Bei den kleinen Kindern von Frau Klein, denen sie nicht versucht hat den Sinn der Behandlung klarzumachen, ist diese tiefe Vorstellung von einem therapeutischen Ziel in keiner Weise vorhanden. Sind wir also noch, so fragt Anna Freud,

berechtigt, allen Gesten des kindlichen Spieles einen symbolischen Wert zuzuschreiben? Kann es nicht die kleine Straßenlaterne von sich werfen, einfach weil es sich gestern an einer Laterne angestoßen hat, als es spazieren ging? Kann der Zusammenstoß der Wagen nicht einfach die Wiederholung eines Straßenunfalls sein, den es gesehen hat?

Freilich, so erwidert Frau Klein hier, aber warum stellt es gerade diesen Unfall, diese Zufälle seines Lebens eher dar als andere? Nicht gerade wegen des symbolischen Sinnes, den auszudrücken sie besonders geeignet sind? Mache ich denn, wenn ich diese Idee propagiere, etwas anderes als wiederholen, was Freud selbst und Sie — hier ist Anna Freud gemeint — für den Traum durchaus annehmen, da Sie doch glauben, daß der bewußte Inhalt, der häufig dem täglichen Leben der letzten Tage entlehnt ist, nur insoweit erscheint, als er imstande ist, symbolisch einem latenten Inhalt zum Ausdruck zu verhelfen? Im übrigen aber, ist nicht die Vorstellung von einem therapeutischen Zweck, die in der Tat für den Erwachsenen unerläßlich ist und dem Kinde fehlt, dem Wesen nach für das Kind überflüssig; für das Kind, das keinerlei bewußter Spannung des Willens bedarf, um auf die Leitung seines Gedankenablaufs zu verzichten, weil es immer, wenn es spielt, der Herrschaft seines Unbewußten ausgeliefert ist?

Diese beiden Argumente, die Frau Klein gegen Anna Freud ins Feld führt, sind von ungleichem Wert. Das erste läßt sich sehr erfolgreich vertreten, aber das zweite scheint die Erfahrung nicht zu bestätigen. Sicherlich ist die Herrschaft des Kindes über seine Denkfunktion weniger stark als die des Erwachsenen. Aber gerade dadurch ist auch das Kind, wenn ich so sagen darf, in seinen Funktionen automatischer und weniger durch seine eigene Aktivität zu lenken, weil das Kind die Gerichtetheit der Gedanken nur schwer ausschalten kann, und darum läßt sich die freie

Assoziation beim Kind schwer erzielen. Die Zielgerichtetheit unterdrücken, das ist in der Tat ein Zeichen von intellektueller Stärke.

Neben das Spiel darf man die Zeichnung stellen. Die Deutung der spontanen Zeichnungen der Kinder kann für das Verständnis ihres affektiven Zustands von großer Bedeutung sein. Anna Freud berichtet uns, daß bei drei ihrer kindlichen Patienten die Zeichnungen zu einer bestimmten Zeit die vornehmste Quelle waren, der sie ihr Material verdankte. Sophie Morgenstern[2]) hat vor einigen Jahren die französische Psychiatrie durch die Darstellung eines psychogenen Mutismus entscheidend interessiert, den sie in der Klinik von Heuyer bei einem kleinen Buben von neun Jahren beobachtet hat. Dies war ein Fall, in dem durch die Deutung der Zeichnungen des Kindes die Psychoanalytikerin einen Heilerfolg erzielte.

---

[2]) Revue Française de Psychanalyse, Bd. I, Nr. 3.

Mißverständnisse in der psychoanalytischen Pädagogik

Von Steff Bornstein-Windholz, Prag

Aus der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Jahrg. XI, 1937, Heft 2.

Die psychoanalytisch gebildeten Erzieher verfolgen ein bestimmtes Erziehungsziel: sie wollen dem Kind ein optimal gesundes Ich vermitteln. Ein Ich, das die Forderungen der Triebwünsche, der Außenwelt und des Über-Ichs meistern kann, ein Ich, das in Konfliktfällen nicht mit Fluchtreaktionen und Ausfallserscheinungen antwortet, nicht triebfeindlich und nicht für die Lebensleistung eingeschränkt wird. Konkrete Aufgaben, die sich aus diesem Erziehungsziel ergeben, scheinen eindeutig: der Erzieher soll analysiert und gesund sein, um zu vermeiden, daß seine eigene Angst vor dem Trieb, der Außenwelt, dem Über-Ich dem Kind durch Beispiel und auf dem Wege der Identifizierung übermittelt werde. Der Erzieher soll sich triebfreundlich zeigen: „Habe ich keine Angst vor deinen Triebäußerungen, so brauchst du auch keine Angst vor ihnen zu haben." Der Erzieher soll die Erziehungsmittel mild gestalten: „Tu' ich dir nichts Böses an, so wirst du auch vor der anderen Außenwelt keine Angst haben und wirst ein mildes Über-Ich entwickeln."

Es soll nun im Folgenden auf Grund von Beobachtungen der landläufigen psychoanalytischen Pädagogik aufgezeigt werden, ob sie die Ich-Entwicklung des Kindes im Sinne ihres Erziehungsziels beeinflußt.

Wir können folgendes beachten: wo die analytische Pädagogik von pädagogisch begabten Menschen gehandhabt wird, kann sie mit ihren Erfolgen ganz zufrieden sein. Pädagogisch begabte Lehrer, Kindergärtnerinnen, Erziehungsberater erreichen, nachdem sie analytisch ge-

schult sind, mehr, als sie vorher erreichten. Aber während Musik von Musiklehrern, Mathematik von Mathematiklehrern gelehrt wird, wird analytisch-pädagogisch auch von Nicht-Pädagogen erzogen, von Analytikern, von analysierten Eltern, von allen, die als analytisch Gebildete mit Kindern in Berührung kommen. Das läßt sich natürlich nicht ausschalten. Aber hier, wo Erwachsene, denen das Kind eigentlich fremd ist, analytische Pädagogik betreiben, sind die typischen Fehler zu beobachten, die ich erörtern will.

Diese typischen Fehler stammen zumeist aus der Angst, die der durchschnittliche Erwachsene vor dem Kind hat. Das Kind ist ja dem Erwachsenen nicht nur ein interessantes fremdes Wesen, das wie ein Haustier Spaß macht, es ist außerdem ein Ruhestörer, es stellt Ansprüche und ist überdies geeignet, die Konflikte der eigenen überwundenen Kindheit zu reaktivieren. Erwachsene, die pädagogisch begabt sind, ersparen sich mit Hilfe dieser Sublimierung die Angst vor dem Kinde. Der analytische Erzieher aber, der nicht auf Grund pädagogischer Begabung und Erfahrung, sondern auf-Grund seiner in der Analyse erworbenen Erkenntnisse erzieht, erlebt eine Spezialform der Angst vor dem Kind: Angst vor der Angst des Kindes, Angst vor der Traurigkeit, den Schuldgefühlen, den Konflikten des Kindes.

Der Wunsch, dem Kinde Angst zu ersparen, verführt den Erwachsenen oft, das Phänomen, daß es Angst und Aggressionen im Leben gibt, *ad usum Delphini* zu leugnen. Aus der selbstverständlichen Forderung, die Kastrationsangst des Kindes nicht mit Kastrationsdrohungen zu provozieren, entwickelt sich das Bemühen, dem Kinde alle Gelegenheiten zur Angst zu ersparen.

Ein noch nicht vierjähriger Junge wünscht, mich zu besuchen, um mit mir über den Krieg zu sprechen. Die analytisch gebildeten Eltern gaben ihm auf seine Fragen ausweichende Antworten. Die Eltern debattierten: „Muß

der Junge nicht Angst bekommen, wenn er unsere Angst fühlt? Wie kann ein Kind mit Tatsachen fertig werden, die auch für uns so grauenhaft sind?" Inzwischen spielte der Sohn mit seinem Freund Soldaten und sprach viel vom Totschießen. „Ich schieße das ganze Land tot, alle Häuser, ich schieße Prag tot, weil es nicht schön ist. Da sind so wenig Sandkisten, in Berlin gibt es so viele Sandkisten." Während also das Kind für eine Bagatelle, für die Sandkisten, eine Stadt zerstören wollte, wollten die Eltern vor ihm bagatellisieren, daß Menschen einander im Kampf um Interessen, um Ideen umbringen.

Erwachsene, die so die Angst des Kindes fürchten, haben oft Schwierigkeiten, die Fragen des Kindes nach dem Tode zu beantworten. Aber das Phänomen „Menschen sterben" wird nicht leichter bewältigbar, wenn man es mit umschreibenden Worten verundeutlicht.

Ich ging mit einer analysierten Mutter und ihrem drei Jahre alten Sohn auf der Straße, als wir an einem einbeinigen Bettler vorbeikamen. Das Kind schaute gebannt hin, fragte „warum sieht der Mann so aus?" und drehte sich um, ihn besser zu sehen. Die Gebärde, mit der die Mutter das Kind fortzog, die Unruhe, mit der sie sagte, der Mann habe ein krankes Bein, beunruhigten das Kind sichtlich mehr als der Anblick des einbeinigen Mannes, der seine Neugier erregt hatte. Als ich nun sagte: „Der arme Mann hat bloß ein Bein. Gut, daß wir alle beide Beine haben", legte der Bub vertrauensvoll seine Hand in meine. Daß eine traurige Unordnung unter den Lebenden herrscht wie unter dem Spielzeug, wo auch nicht alles ganz ist, damit kann sich ein Dreijähriger besser auseinandersetzen als mit der dunklen Angst, die er in der Mutter spürt, die seiner Angst gilt und die sie dabei provoziert.

Alice Balint[1]) spricht von einem Triebtraining, von einer systematischen Erziehung des Kindes zum

---

[1]) Versagen und Gewähren in der Erziehung. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. X, 1936.

Ertragen von Spannungen, damit es den Weg vom Lust- zum Realitätsprinzip gehen lerne. Man könnte ähnlich von einem Angsttraining sprechen. Dieses machen Kinder, indem sie leben und Erfahrungen sammeln, spontan durch, aber Kindern in analysiertem Milieu wird dieses Training oft zu ersparen versucht. Es besteht die Neigung, Kindern Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, Hemmungen, die sie haben, besonders schonend zu behandeln. Das Erziehungsziel, Stärkung des Ichs durch Herabsetzung der Angsterlebnisse, führt aber auf diesem Wege zum Gegenteil: die verwöhnten Kinder zeigen der Realität gegenüber ein besonders schwaches Ich. Sie sind ängstlich neuen Situationen gegenüber, oft leugnen sie die Angst, wie die Eltern es für sie getan hatten. Eine uns häufig begegnende Form solcher Leugnung der Angst ist betonte Frechheit. Ein sechsjähriger Sohn analysierter Eltern erklärte von Anfang an dem Schullehrer, der sich wunderte, daß das intelligente Kind, die Schulsituation nicht erfassend, immerfort redete: „Ha, Sie bilden sich vielleicht ein, ich hab Angst vor Ihnen? Mich dürfen Sie nicht schlagen! Meine Eltern sind nämlich gegen das Schlagen von Kindern!“ Der Wunsch der Eltern, das Kind gegen traumatische Schulerlebnisse zu sichern, hat sich dem Kind als eine Angstbereitschaft mitgeteilt, die es mit Schein-Mut zu verdecken suchte. Das ungewöhnlich ängstliche Kind exhibierte in der Schule mit Frechheit, wurde Vasall aggressivster und stärkster Kinder, bis ihm die Analyse Mut zu seiner Angst machte und dann diese langsam herabsetzte.

Der analytische Pädagoge versucht oft im Zusammenleben mit dem Kinde die Haltung des Nicht-Wertenden, gleichmäßig Interessierten zu verwenden, die der Analytiker in einer analytischen Behandlung dem Analysanden gegenüber einnimmt. Aber den wenigsten Erwachsenen gelingt es, in allen Situationen dem Kinde gegenüber echt wohlwollend zu sein. Kind und Erwachsene

haben verschiedene Interessen, und auch der analytisch gebildete Erzieher, der die Triebansprüche des Kindes respektiert, wünscht, daß das Kind still sei, wenn er arbeitet oder schläft. So spielten in der Analyse eines Jungen, dessen analysierte Mutter ängstlich darüber wachte, daß das Kind nicht zu hart angepackt werde, die Griffe am Handgelenk, mit denen sie das Kind packte, um dem Ungehorsamen ihre Wünsche zu erklären, eine besondere Rolle. Die Diskrepanz zwischen den guten Worten des geduldigen Zuredens und dem harten Handgriff war für das Kind beängstigender als wenn die Mutter gesagt hätte: „Ich bin dir böse."

*

Ein Gegenbeispiel für die r i c h t i g e pädagogische Anwendung einer analytischen Theorie soll uns die nicht analysierte (und ungebildete) Frau geben, die bei mir Hausdienste tut. Sie ist sehr liebevoll der noch nicht vierjährigen Tochter gegenüber, hat Verständnis für ihre kindlichen Wünsche, wenn aber die Kleine sie zu sehr in der Arbeit stört und nicht gehorcht, sagt die Mutter im echten Affekt: „Du ärgerst mich, ich bin jetzt deine Mutter nicht." Die Kleine beantwortet die Kriegserklärung mit trotzigen Worten: „Und du ärgerst mich auch", aber nach einer Weile beginnt sie, die vorher an diesem Tage sehr unruhig war, in großer Ruhe für sich zu spielen. Nach einer Stunde, in der Mutter und Tochter sich nicht um einander kümmerten, wendet sich die Kleine in Gegenwart der Mutter an mich: „Weil meine Mutter mich ärgert, erzähle ich ihr nicht, was ich Schönes gebaut habe. Wenn meine Mutter mich nicht ärgerte, würde ich ihr alles zeigen." Als begriffe die Mutter, daß mit dieser Umwandlung vom passiv Erlebten zum aktiven Tun die Kleine den Groll bewältigt hatte, versöhnt sie sich nun mit ihr: „Wenn du etwas so Schönes gebaut hast, dann kann ich mich ja gar nicht mehr über dich ärgern."

Das Kind hat von der Mutter eine Versagung bekommen: „Ich bin jetzt deine Mutter nicht", ist jetzt von der Mutter verlassen und auf sein eigenes Ich angewiesen. Dieses Ich, das eben noch an der Schürze der Mutter hing, wird stärker, indem es sich selbst die Hilfe geben muß, die es von der Mutter nicht bekommen konnte. Die Kleine identifiziert sich mit der Mutter, ist sich selbst die helfende Mutter und schafft nun in ihrer Welt des Spiels wie die Mutter in ihrer Welt der Arbeit. Damit bewältigt sie gut ihre Aggressionen gegen die Mutter. „Du denkst, ich kann nicht ohne dich sein? Sieh, wie ich dich nicht brauche!" Und bewältigt zugleich ihr Liebesbedürfnis nach der Mutter: denn sie weiß, mit dem Erfolg ihrer Identifizierung wird die Mutter versöhnt sein. Wenn analytisch gebildete Erzieher solche Versagungen zu setzen sich scheuen, so übersehen sie dabei: Ein Liebesobjekt, um dessen Liebe man nie werben muß, ist kein genügender Motor für Identifizierungen. Während man also als Gewährender die Triebwünsche ermutigt, unterläßt man es, zugleich das Ich des Kindes zu stärken, damit es den Triebwünschen nicht ausweiche.

In einer Arbeitsgemeinschaft analysierter Kindergärtnerinnen wurde die Tatsache besprochen, daß bei der einen Kindergärtnerin die Kinder gemeinschaftsfähig waren und sublimierten, zum Beispiel viel malten und bauten und kollektiv organisierte Spiele hatten; während bei der anderen die Gemeinschaft auseinanderfiel und nur einzelne Kinder etwas leisteten. Entscheidend schien uns: Die eine Gruppenleiterin, die auf Grund ihrer eigenen Analyse überzeugt war, daß Gewährenlassen die Triebentwicklung am wenigsten störe, zog die Übertragungsgefühle der Kinder auf sich; da sie aber nicht auch die geheimen Wünsche der Kinder befriedigen konnte, bekam sie neben den positiven auch negative Einstellungen zu spüren. Neid der Kinder aufeinander zersprengte die Gemeinschaft. Die andere

Gruppenleiterin verstand es, Ansprüche zu stellen, Versagungen zu setzen. Und da die Kinder wußten, was sie freut und was sie ablehnt, konnten sie sich mit ihr identifizieren.

Die pädagogisch arbeitenden Analytiker kennen aus Beobachtung die Tatsache, daß Versagung, Distanzierung einen Motor zur Identifizierung abgibt und daß das Kind sich dann mit den vom Erzieher gewünschten Zügen identifiziert, wenn es sich vom Erzieher bejaht fühlt, ihm also auch bei einer Versagung nicht allzusehr grollen muß. Aber die pädagogisch unerfahrenen unter den analysierten Eltern fürchten, in die alte, triebunterdrückende Erziehung zu verfallen, wenn sie mit dem Kinde kämpfen oder gar dem Kind Liebesverlust bis auf weiteres ankündigen.

Eine sechsjährige Patientin, ein ungewöhnlich verwöhntes Kind, will in der zweiten Analysenstunde eine Puppe von mir nach Hause mitnehmen. Ich erkläre ihr, wieso ich gerade an dieser Puppe so hänge und daß ich sie deshalb nicht gerne verleihe. Beim Abschiednehmen versuchte die Kleine, mir die Puppe mit Gewalt zu entreißen. Ich blieb im Kampf die Stärkere. Den Kampf zu gewinnen, war bei diesem Kind wichtig, das von einer Mutter erzogen wurde, die im Namen der Analyse dem Kinde nichts versagte. Sie war auch empört, als sie vom Kind erfuhr, daß ich ihr die Puppe nicht gegönnt hatte. So hat sie sich eine Kinderanalytikerin nicht vorgestellt. Ich habe dann während der Analyse des Kindes noch häufig die Rolle der versagenden Mutter übernehmen müssen, und die Reaktionen des Kindes auf diese realen Versagungen führten zu seinen verdrängten Leiden wegen der tieferen Versagungen, die das Kind von der Mutter erlitt und die die Mutter mit übersteigerten Gewährungen des Alltags zu verdecken suchte. Aber hier soll nicht das Unbewußte des Erziehers behandelt, sondern das Typische eines solchen Verhaltens als ein häufiges Phänomen der miß-

10*

verstandenen analytischen Pädagogik hervorgehoben werden.

Wir wissen, daß manifeste Wünsche des Kindes häufig in einer symbolischen Darstellung die tieferen unbewußten Wünsche des Kindes mitteilen. Wir kennen die tröstende Magie der symbolischen Ausdrucksformen. Behandeln wir aber das Trostmittel so, als wäre es genau dasselbe wie das eigentlich Gewünschte, so gewöhnen wir das Kind, mit Hilfe von Ersatzmitteln Spannungen zu verlieren, erziehen damit das Ich zur Trägheit und zur Intoleranz gegenüber höheren Spannungen.

Die kleine Patientin, die meine Puppe nicht bekam, begriff, daß es Interessengegensätze zwischen Mutter und Kind gibt. Die Mutter, die alle Wünsche so behandelte, als sei alles mit ihrer Hilfe erfüllbar, hatte im Kinde die Hoffnung genährt, daß sie ihr eines Tages auch ihren Mann, ihren Penis abtreten würde und daß sie ihr das Kind abgeben würde, wenn sie noch eines bekäme. Die Auseinandersetzung mit diesen tiefen Wünschen wurde dem Kinde erst dann notwendig, als man sich mit ihr in einen Kampf wegen ihrer oberflächlichen Wünsche des Alltags einließ. Wenn man mit Kindern aus analytischem Milieu zu tun hat, gewinnt man häufig den Eindruck, mißverstandene Analyse verführe zu der Meinung, daß man den Kindern tiefere Konflikte ersparen könne, wenn man ihnen die oberflächlichen aus dem Wege räume.

Besonders hilflos benimmt man sich da, wo man die Analyse mißverständlich anwendet, den Aggressionen der Kinder gegenüber.

Unser Erziehungsziel: gesundes Ich, also mildes und sicher funktionierendes Über-Ich, damit keine zu großen Spannungen zwischen Ich und Über-Ich entstehen, scheint eine gewisse Milde kindlichen Aggressionen gegenüber anzuraten. Wie sieht das in der Praxis aus? Der gleiche Junge, der die Stadt Prag wegen mangelnder Sandkisten totschießen wollte, geht durch eine Phase,

in der er offenbar sich mit seinen Kleinheitsgefühlen dadurch restauriert, daß er bei jeder Gelegenheit auf den Vater lustvoll schlägt. Der Vater erwiderte die kräftigen Angriffe mit einem kaum angedeuteten spielerischen Gegenschlag, statt dem Kleinen spielend aber nicht spielerisch die Kraft entgegenzusetzen, die der Kraft des Kleinen entsprochen hätte.

Mit viereinhalb Jahren, auf der Höhe seines Ödipuskomplexes, wurde der Junge sehr aggressiv gegen den Vater, wollte ihm bei Tisch alles wegessen und bedrohte ihn einige Male in der Woche mit Kastrationsangeboten: „Vati, ich schneide dir den Zipfel ab." Wir können uns denken, wie der analytisch gebildete Vater reagierte. Er versicherte dem Sohn, daß er ihm das Glied nicht abschneiden würde. Er fragte das Kind: „So bös bist du auf mich?" Oder deutete: „Weil du einen so großen haben möchtest wie ich." Eine Deutung, die der Junge vergnügt bejahend aufnahm. Aber die Wirkung dieser Maßnahmen, die dem Kind Angst als Folge seiner Kastrationswünsche ersparen sollten, war: Das Kind übersteigerte sich in seinen aggressiven Phantasien und Ansprüchen und hatte zu gleicher Zeit Einschlafschwierigkeiten aus Angst vor wilden Tieren im Traume, genau so wie ein Kind, das mit Kastrationsdrohungen gefüttert wird. Offenbar kann das Kind nicht glauben, daß der Vater so ganz anders fühlt als es selbst, auch wenn der Vater sich noch so milde zeigt. Malen wir uns die gleiche Situation etwas anders aus. Der mit Kastration bedrohte Vater soll sagen: „Wieso? Denkst du, ich ließe mir das gefallen? Ich würde dir die Hände festhalten. Es geht auch nicht so einfach, Menschen ein Stück Fleisch wegzuschneiden. Auch erlaubt es die Polizei nicht, daß ein Mensch dem anderen den Körper beschädigt."

So etwa zu reagieren, heißt die Aggression genau so ernst nehmen, wie das Kind sie meint. Die Gegenaggression des Vaters zeigt dem Kind, daß der Vater sich auf

einen Kampf einstellt. Er ist dabei nicht so bedrohlich, daß das Kind nicht wagen dürfte, seine Ödipusgedanken weiter zu äußern, sie verdrängen müßte. Aber in der Entgegnung des Vaters begegnet dem Kind eine Wirklichkeit, in der ein Angriff eine Abwehr findet, eine Welt, in der Menschen über sich ein Gesetz (die Polizei) gestellt haben, die Körperbeschädigungen allen, Söhnen und Vätern verbietet.

*

Wie beurteilen die Kinder selbst die Milde des analytischen Pädagogen?

Von einem dreijährigen Jungen erzählt die Kinderanalytikerin Ada Müller-Braunschweig in ihrer Arbeit „Ein Fall von Schattenangst und Fragezwang“ [2]): Heini denke sich verbotene Sachen aus und frage, was die Leute dazu sagen. Antwortet man ihm auf die Frage: „Was sagen die Leute, wenn Heini die Milch ausgießt?“ „Die Leute sagen, das kann mal passieren, das ist nicht so schlimm“, so ist Heini unbefriedigt. Er will eine genau im Wortlaut festgelegte, klar verurteilende Antwort haben. Er will hören: „Die Leute sagen, das soll aber Heini nicht tun!“ oder „die Leute sagen, das ist aber schlimm von Heini!“ Wir verstehen, daß Heini mit einer milden Abwehr nicht zufrieden ist, wenn wir hören, daß auch er nicht bloß ein so mildes Vergehen wie Ausschütten von Milch phantasiert. Er will auch wissen: „Was sagen die Leute, wenn Heini alles in der Wohnung kaputt macht?, wenn Heini das Haus umwirft?“

Mit fünfeinhalb Jahren behauptete jener Junge, der ein Jahr zuvor seinen Vater mit Kastration bedrohte, er habe drei Paar Eltern, ein Paar richtige und zwei Paar Gedankeneltern. Von diesen Gedankeneltern, mit denen er sich vor dem Einschlafen zu unterhalten pflegte — er war jetzt angstfrei —, behauptete er, ein

2) Ztschr. f. psa. Päd., Bd. IV, 1930.

Paar sei mittelschlimm, das andere Paar ganz schlimm und ganz streng. Die Gedankeneltern schimpfen viel, nehmen dem Kind alles übel, schicken ihm böse Träume, gönnen ihm keine Lust. Die ganz schlimmen tanzen sogar froh umher, wenn sie böse sind.

Als ich danach forschte, warum sich seine Gedanken so unfreundliche Eltern ausgedacht hätten und warum er überhaupt an seinen wirklichen Eltern nicht genug hätte, erfahre ich: „Ich brauche die schlimmen Gedankeneltern. Die Mama ist manchmal böse, wenn ich böse bin, und dann verträgt sie sich wieder mit mir, aber meine schlimmen Gedankeneltern sind immer böse und wollen nicht gut sein, und sie müssen auch böse sein und müssen auf mich aufpassen, daß ich nichts Böses tue." Aufpassen müssen sie aber, weil er solche Wünsche hat: „Ich möchte in die Mama reingucken, aber ich habe Angst, wenn ich in die Mama reingucke, da hält mich das Kind drinnen fest und ich kann nicht heraus."

Wenn nun der dreijährige Heini Worte verurteilender Leute bildet, wenn er ein Haus umwerfen will, wenn der fünfjährige Autor der schlimmen Gedankeneltern diese als Aufpasser darüber braucht, daß er seinen Vater nicht wieder kastrieren wolle und nicht in das Innere seiner Mutter eindringe, wenn diese Kinder solche Repräsentanten ihres Über-Ichs trotz der milden Außenwelt bilden, so sind das eindrucksvolle Bestätigungen für die Annahme Freuds in „Das Unbehagen in der Kultur", daß die Strenge des Über-Ichs nicht nur von der Strenge abhängt, die man von einem äußeren und introjizierten Objekt erfahren hat, sondern ebensosehr von den aggressiven Antrieben, die gegen das Objekt empfunden werden.

Sind unsere analytischen Pädagogen darauf ausgegangen, dem Kinde zum Schutze seines Ichs, zum Schutze seiner Gesundheit ein Über-Ich zu vermitteln, das nicht allzu streng waltet, in nicht zu große Spannungen mit

dem Ich gerät, so müssen sie also nach *zwei* Fronten arbeiten: sie dürfen nicht zu streng sein und sie müssen Sorge dafür tragen, daß die aggressiven Impulse des Kindes nicht zu groß werden. Das erste ist leicht erreichbar. Die analytischen Pädagogen arbeiten ja mit Milde. Das zweite stößt zum Teil, aber nur zum Teil, an die Grenzen der Pädagogik.

Wir glauben, daß viele Kinder infolge früher Versagungen einen starken Sadismus ausbilden, wir sprechen von der oralen Wut des hungernden Säuglings, und wir wissen, daß hier soziale Umstände, Säuglingspflege, Hygiene und oft genug unbeeinflußbare Zufälle eine Rolle spielen, daß hier also die Pädagogik wenig zu suchen hat. (Anderseits lehrt manchmal die Beobachtung, daß manche Kinder, die im Säuglingsalter und in den ersten Jahren viel entbehrten, keine auffälligen Aggressionen zeigen, sondern im Gegenteil ein Fast-zu-wenig an Aggressionen ausgebildet haben, still, unaktiv sind, nachgiebig dulden, sanft wie Menschen in der Rekonvaleszenz. Andere Beobachtungen wieder zeigen, daß es Kinder gibt, die recht harmonisch, heiter ihre Säuglingszeit verbringen und erst später, zwischen dem zweiten und dritten Jahr aggressive Phantasien und Tendenzen zeigen.)

Manchmal kann man erkennen, daß eine besondere Aggressivität eine Antwort auf besondere individuelle Enttäuschungen und Konflikte darstellt; erst die Erledigung dieser Konflikte kann zum Ausgleich führen. Starke und frühzeitige Hemmungen der Analerotik und der Aktivitätsstrebungen scheinen oft eine trotzige Aggressivität der Drei- bis Vierjährigen hervorzurufen. Dieser Zusammenhang ist der analytischen Pädagogik gut vertraut und Schwierigkeiten, die aus dieser Quelle stammen, werden von ihr im allgemeinen gut bewältigt.

Aber manchmal gewinnt man den Eindruck, daß eine zunächst normale, den Jahren und der gesunden Triebstärke entsprechende Aggressionslust infolge eines unge-

schickten Verhaltens der Umgebung übermächtig wird. Das ist die Stelle, an der unsere Kritik der analytischen Pädagogik einsetzt.

Wenn die Aggressionen des Kindes auf eine Außenwelt stoßen, die verzeiht, irgendwie „versteht“ und vor lauter Verstehenmüssen alles natürliche Benehmen verloren hat, lernt das Kind nicht, seine Aggressionen dem Widerstand anzupassen. Es hat dann auch keinen Motor, sie in der Außenwelt zu verwenden, die ganz gut Aggressionslust verwerten kann, zum Beispiel für einen Kampf mit wirklichen Gegnern oder mit einer schwer bewältigbaren Materie. Anderseits wirkt die Erfahrung, daß die Erzieher nie selbst aggressiv werden, im Sinne von Aggressionsverboten. Das Kind fühlt, daß etwas an seinen Aggressionen verurteilenswert ist, wenn die bewunderten Erwachsenen nie aggressiv werden. Es ahnt auch, daß sie aggressiv werden müßten, wenn man in ihre sexuelle Eigentumssphäre eingriffe. Da die Abfuhr nach außen auf diese Weise schuldbeladen wird, versucht das Kind, seine Aggressionsquantitäten intrapsychisch zu bewältigen. Es wendet die Aggressionen nach innen.

Seine aggressiven Kräfte, die die analytische Umgebung nicht auffangen kann, bringt dann das Kind in seinem Über-Ich unter. Sein Über-Ich wird nicht weniger streng werden als das Über-Ich der *allzu* streng behandelten Kinder.

Der von den schlimmen Gedankeneltern bewachte Junge erklärte: „Wenn mein Sohn zu mir so reden wird, wie ich früher zum Vater geredet habe, dann werde ich ihm eine tüchtige Ohrfeige geben.“

Lassen wir uns nicht mit diesem Zitat ein Zurück zur Ohrfeigenpädagogik anempfehlen. Das Zitat soll nur zeigen, wie das mit mißverstandener analytischer Pädagogik erzogene Kind offenbar eine äußere Aggressionsabwehr der realen Eltern dem strengen inneren Gericht seiner Gedankeneltern vorzieht.

Zur Erziehung Unsozialer

Von August Aichhorn, Wien

Der einleitende Abschnitt eines „Psychoanalytisches Verständnis Unsozialer" betitelten Aufsatzes. Aus dem in stark erweiterter Auflage erscheinenden „Psychoanalytischen Volksbuch", herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng, Verlag Hans Huber, Bern.

Das theoretische Endziel der Erziehung ist das soziale Ideal, das ist, eine Gemeinschaft von Individuen zu erzielen, welche bei Erfüllung der Notwendigkeiten, die aus dem Zusammenleben in der sozialen Gemeinschaft entspringen, sich gleichzeitig möglichst ungestört individuell ausleben können.

Der soziale Mensch steht nicht nur als Ich der Gesamtheit gegenüber, er gehört als Ich auch der Gesamtheit an und hat daher Bedingungen in zweifacher Richtung zu entsprechen: in einer auf die Gesellschaft bezüglichen und einer auf sich selbst bezogenen. Die Erziehung hat immer den Menschen so sich entwickeln zu lassen, daß er in seinem Erleben und in seinem Ausleben weder die Gesellschaft noch sich selbst schädigt. (Das anzustrebende, im günstigsten Fall auch erreichbare Ziel ist durch die der Erziehung gestellte Aufgabe umschrieben.) Wenn auch das soziale Ideal wandelbar ist, so ändert das nichts am grundsätzlichen Endziel der Erziehung. Die Psychoanalyse hat als Erziehungsziel angegeben: Jeder richtig erzogene Mensch muß fähig sein, die Konflikte, die sich aus dem Zusammenleben, aus der Erfüllung oder Nicht-Erfüllung der entstehenden Notwendigkeiten ergeben, Ich-gerecht und realitätsangepaßt zu erledigen.

Unsozial ist das Individuum nicht nur, wenn es die Forderungen der Gemeinschaft gegenüber nicht erfüllt,

sondern auch, wenn es die gegen sich selbst vernachlässigt. Unsozial ist die Gemeinschaft auch, wenn sie zwar diese vor dem Individuum, jenes aber nicht vor der Gesellschaft schützt.

Wir sind gewohnt, ein unsoziales, gegen die Gesellschaft gerichtetes Tun als Verwahrlosung zu bezeichnen und die Neurose ihr gegenüber zu stellen. Beide sind aber Formen, in denen das „Unsoziale" sich äußert. Sie sind doch nur Wirkungen einer und derselben Abwehrtendenz. Im Kinde entsteht ein Widerstreit zwischen den eigenen Tendenzen und den gesellschaftlichen, das Kind wehrt sich gegen diese Konfliktsituation auf zwei entgegengesetzten Wegen: in der Verwahrlosung wird der Konflikt nach außen durchgekämpft; wird dieser Kampf infolge des Kräfteverhältnisses unmöglich, so wird er im Innern als Neurose weitergeführt — mit andern Vorzeichen und in entgegengesetzter Richtung — hier nach innen, dort nach außen, hier ein Minus an Triebäußerung, dort ein Plus.

Die unsozialen Äußerungen sind so vielgestaltig, daß sich der Versuch schon jetzt lohnt, zu Begriffsbestimmungen zu kommen, die nach und nach eine systematische Erfassung des Problems ermöglichen werden.

Die Erziehung lenkt die Entwicklung des Kindes nach bestimmten Wertungen. Ehe die Erziehung einsetzt, steht das kleine Kind noch diesseits derselben: *es ist asozial*. Die Erziehungspersonen wissen, daß dieser Zustand bis zu einem bestimmten kindlichen Lebensalter naturgemäß ist. Erst wenn mit fortschreitendem Alter die Erziehungseinflüsse unwirksam bleiben, ändert sich die Auffassung. Was früher normal war, gilt nun für abnorm. Das unerziehbare Kind bleibt demnach asozial; das erziehbare gibt diesen Zustand nach und nach auf: Das eine ist *absolut asozial*, das andere nur *relativ asozial*. Die Untersuchung der Ursachen der Unerziehbarkeit führt zu einer weiteren Einteilung der absolut Asozialen; es kommt zum Beispiel

darauf an, ob in den intellektuellen Funktionen (Verstand, Aufmerksamkeit, Gedächtnis u. a.), oder in der Affektivität, oder in einer organischen Krankheit, oder in psychischen Traumen die Hauptursache gelegen ist.

Die relativ Asozialen können bei ungestörtem seelischem Aufbau, namentlich in bezug auf die Verteilung ihrer Libido und bei entsprechend sozial gesinnten Erziehungspersonen eine normale Entwicklung im Sinne des sozialen Ideals nehmen. Wächst das Kind in nur unsozial orientierter Umgebung auf, beispielsweise in einer Verbrecher-Familie, so kann es bei vollkommen normaler Entwicklung — durch die selbstverständliche Identifizierung mit den Erziehungspersonen — doch asozial bleiben. Es muß aber unter die relativ Asozialen eingereiht werden, wenn es an und für sich nach seiner konstitutionellen Anlage wohl erziehbar gewesen wäre: wir wollen diese Gruppe die der „Pseudo-Asozialen" nennen. Fehlt eine Identifizierungsperson überhaupt — Tarzan — oder hat das Kind infolge fortwährenden Wechsels der Erziehungsumgebung — Fürsorgekinder — nicht die erforderliche Zeit, um Objektbesetzungen (die Liebe zu jemandem) und Identifizierungen (Beispielnahmen) in sich entstehen zu lassen, so wird das Relativ-Asozial-Sein mehr oder weniger bestehen bleiben. Aus diesen wenigen Ausführungen ergibt sich bereits auch für die Gruppe der Relativ-Asozialen eine Einteilung.

Die Gefühlsbindungen der Familienmitglieder untereinander schaffen die Atmosphäre, in der das Kind heranwächst. Führen die Beziehungen innerhalb der Familie zu einem natürlichen libidinösen Gleichgewichtszustand, so sind die Gefahren, die sonst aus den Affektausbrüchen der Erwachsenen für das Kind entstehen, vermieden. Wird dieser Gleichgewichtszustand nur künstlich dadurch aufrechterhalten, daß ein Elternteil das Kind übermäßig für sich in Anspruch nimmt, oder unterbrochen, weil für das Kind zu wenig Libido vor-

handen ist, dann kann es zu schwerwiegenden Entwicklungsstörungen kommen.

Das Kind wird von einem Elternteil unbewußt immer libidinös überlastet, wenn dessen libidinöse Bedürfnisse in der Richtung zum andern Elternteil unbefriedigt bleiben. In kurzer Ausdrucksweise ließe sich sagen: Der libidinöse Gleichgewichtszustand innerhalb der Familie — intrafamiliäre Libido-Konstellation — wird auf Kosten des Kindes aufrechterhalten, wenn ein Elternteil die eigene Neurose symptomlos zu halten versucht.

Dadurch wird das Kind in den affektiven Bindungen zur Umwelt zuerst unsicher gemacht, dann immer mehr irritiert, bis schließlich in seinem Libido-Haushalt eine derartige Unordnung herrscht, daß abnorme Beziehungen entstehen. Von da an mißlingt auch die Erziehung. Das Ergebnis ist wieder ein unsoziales Kind. Je früher diese Phase einsetzt, desto mehr infantil, also desto unerzogener bleibt es — infolge einer Entwicklungshemmung; je später sie beginnt, desto weiter ist das Kind schon erzogen, es bleibt dann aber nicht auf dieser Stufe stehen, sondern sinkt erfahrungsgemäß infolge einer Regression in eine frühere infantile Situation zurück.

In beiden Fällen können die unsozialen Äußerungen dieser Kinder, sowohl im Inhalt als auch in der Form mit jenen scheinbar übereinstimmen, die bei asozialen Kindern auftreten. Sie sind aber anders motiviert und vom genauen Beobachter auch unschwer als „anders" zu erkennen. Dort entsprechen sie einem Noch-Nicht-Verstehen der Normen, hier einem die Normen Nicht-Mehr-Verstehen-Können. Dort haben sie mit den libidinösen Beziehungen zu den Erziehungspersonen (Eltern) nichts zu tun; hier mit gestörten libidinösen Beziehungen. Die Beobachtung der unsozialen Äußerungen dieser Kinder führt zum Eindruck, daß sie einem bestimmten unbewußten Zweck dienen: unbewußte libidinöse Ansprü-

che der verschiedensten Art zu befriedigen, daß sie aber ein Versuch mit untauglichen Mitteln sind. Alle diese unsozialen Kinder lassen sich zur Unterscheidung von den asozialen als dissoziale zusammenfassen. Zu diesen gehören dann die vielen Formen verwahrloster und neurotischer Kinder.

Gegenwärtig besteht wenig Interesse, die Motive asozialen und dissozialen Verhaltens aufzudecken. Man begnügt sich vielfach, Tatbestände zu sehen, und versucht mit längst bekannten, aber nicht ausreichenden Erziehungsmitteln der Verwahrlosung und Schwererziehbarkeit Herr zu werden.

Die libidinöse Struktur des kriminellen Psychopathen

Von Fritz Wittels, New York

Erster Abschnitt eines unter dem gleichen Titel in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“, Band XXIII, 1937, Heft 3, erschienenen Aufsatzes.

Wenn wir an dem altbewährten und grundlegenden psychoanalytischen Prinzip festhalten, daß die Sexualität (und deren Struktur) der Neurose (auch der Psychopathie) ihre Form aufzwingt: Wo finden wir das sexuelle Urbild des Psychopathen? Der klassische Don Juan soll uns Aufklärung bringen. Die „Don Juan-Gestalt“ wurde psychoanalytisch erklärt, als ob sie ohne Ende ihre Mutter suchte, eine Art „Ewiger Jude“ des Ödipuskomplexes, der immer wieder die Mutter erobern und den Vater töten müsse; so besonders in einer Arbeit von Otto Rank[1]), die auf Bemerkungen Freuds zurückgeht. Stekel[2]) hat als erster gezeigt, daß der Don Juan homosexuelle Tendenzen abwehren muß, die ihn unbewußt bedrängen. Auch diese Entdeckung geht auf Freuds Auffassung der Erotomanie[3]) zurück. Diese Erklärungen ruhen beide auf klinischer Beobachtung, gelten jedoch nur für den neurotischen, den mittelalterlich-christlichen Don Juan. Der klassische Don Juan der Renaissance, wie er uns in Mozarts Oper entgegentritt, kennt keine Furcht und keine Abwehr innerer Gefahren. (Ranks Abhandlung steht in diesem Punkte zu den Tatsachen im Widerspruch.) Er tötet den Gouverneur nicht aus Ödipusmotiven, sondern so wie er jeden töten würde, der ihm mit der Waffe in der Hand

---

1) Die Don Juan-Gestalt, Int. Psa. Verlag, Wien, 1924.
2) Störungen des Trieb- und Affektlebens, Bd. II, 1921 und vorher.
3) Ges. Schr., Bd. VIII, S. 415, oft zitiert.

entgegentritt. Das ist ja gerade das Schreckliche an ihm, daß er einen Vater nicht kennt; er ist präödipal. Den steinernen Gast lädt er ohne jede Reue und Furcht zum Gastmahl ein und fährt schließlich zur Hölle unter großartiger Ablehnung jedes Schuldgefühles und jeder Buße. Er kennt auch keine Mutter, hält Elvira, die ihm mütterlich entgegenkommt, auf die grausamste Weise zum Besten — grausam ohne Bosheit, wie ein Tier oder ein kleines Kind. Er ist offenbar potent wie der Teufel, genießt das Leben auch sonst in vollen Zügen — Weiber sowohl wie Essen und Trinken, Musik und Tanz.

Mozarts Don Juan singt Baß und spielt den animalischen Mann nicht nur: er *ist* es. Ich weiß nicht, warum *Rank* behauptet, daß Mozarts Don Juan von seinen Frauen nicht geliebt wird. Freilich gewinnt er sie oft mit List, aber sie sind doch — in der Oper wie im Leben — jederzeit bereit, ihm zu verzeihen, auch nachdem sie erkannt haben, wer und wie er ist. Das gilt besonders von Elvira und Zerline, jedoch bis zu einem gewissen Grade auch von Donna Anna, deren getreuer, hoch kultivierter Oktavio keinen leichten Stand hat. Die Arien „Reich mir die Hand, mein Leben" und „Hör auf den Klang der Zither" sind allerdings von einem Dämon gesungen, aber von einem unbeschwerten Dämon der Lust und keineswegs von einem gequälten Neurotiker und Besessenen. Die Reihenbildung der verlassenen Frauen, die sich zu einem — merkwürdig wirkungslosen — Chor der Rache zusammentun, sie lieben ihn nämlich alle noch immer, diese Reihenbildung schafft nicht Don Juan aus etwelchen masochistischen Gründen, sondern sie ist eine unvermeidliche Folge der juanesken Tausendunddrei und trägt zum Charakterbild des klassischen, das ist des genuin narzißtisch-phallischen Mannes, nichts bei; sie belästigen ihn wie Fliegen.

Angst wird von Mozart allerdings erzeugt; aber nicht in seiner klassischen Figur, sondern in uns, den kul-

turellen Zuschauern, deren tief verdrängter Wunsch nach allmächtiger Lust gewaltig angeschlagen wird. Was wir fühlen, ist: Zwar holt ihn schließlich und endlich der Teufel; es geht ihm aber verdammt gut, solange er lebt. Wir hören, daß Mozart die Ouvertüre seines Meisterwerkes erst knapp vor der Uraufführung in einer einzigen Nacht, angeblich in Gegenwart zechender Kumpane komponiert hat. Vorher wollte sie nicht gelingen. Hier galt es, den Übergang zu schaffen vom schreckhaften, der Strafe gewärtigen Kulturmenschen zu dem Renaissancehelden, der alle Bande der Kultur sprengt. Dieser Übergang ist dem Genie Mozarts in einem übermenschlichen Meisterstück gelungen. Mozarts und seines Textdichters Daponte Don Juan ist der Höllenfürst. Nicht der neurotische Luzifer, auch nicht der zynische und sarkastische Mephisto, sondern Satan, die lachende Überbestie.

Nur eine Eigentümlichkeit vermissen wir in der Gestalt Mozarts und Dapontes: die weibliche Komponente, die dem Don Juan, sowohl dem neurotischen wie dem psychopathischen, niemals fehlt. Es lag offenbar nicht im Genie Mozarts, der diese Komponente in scherzhaft entzückender Weise oft dargestellt hat (Cherubin), sie in der Gestalt seines Höllenfürsten glaubhaft herauszuarbeiten. Der Text Dapontes gibt hiefür auch keine Gelegenheit. Immerhin mag man sie aus der Musik hier und da heraushören. Der Don Juan, dem wir im Leben begegnen, zeigt die feminine Komponente — wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe — ganz deutlich. Sie ist von seiner Männlichkeit abgespalten. Die beiden Komponenten sind desintegriert und liegen nebeneinander. Im Gegensatz zum neurotischen Don Juan fürchtet er sich nicht vor seiner Weiblichkeit, sondern freut sich ihrer und der Wirkungen, die von ihr ausgehen. Er ist putzsüchtig und elegant, niedlich und zierlich, versteht sich mit Frauen in allen ihren weiblichen Interessen, wie Kleidern, Fri-

sur, Kochen und häuslicher Handarbeit. Er besitzt weibliche Feinfühligkeit, kann mit Frauen lachen und weinen, sich ihnen unterwerfen und ihnen dienen. Er tanzt mit weiblicher Grazie und erobert die Frau unter Einsetzung aller seiner Weiblichkeit. Man darf sagen, daß er die Frau auf Grund ihrer lesbisch-mütterlichen Komponente gewinnt, darin nicht unähnlich dem Cherubin aus Mozarts Figaro. Frauen, die eine solche Art der Annäherung nicht schätzen, und besonders Männern, die diesem Gaukelspiel zusehen, ist er zuwider und sogar ekelhaft.

Er ist aber zuzeiten auch brutal wie ein Gorilla, sucht Händel, fürchtet sich vor niemandem und nichts und befriedigt die Frau mit ungebrochener Potenz. Von ihm gilt Freuds herausforderndes Wort, daß nur der die volle Potenz des Mannes erreicht, der jede Angst vor Inzest, vor Vater und Mutter überwunden hat [4]) — oder, wie ich hinzufügen möchte, nicht kennt. Im Sinne der Libidotheorie kann man sagen, seine Libido sei beweglicher als die des normalen Kulturmannes und besetzt einmal die eigene männliche und dann wieder die eigene weibliche Komponente. Er hat Einschränkung und Fixierung an ein einziges Geschlecht nicht gelernt, weil er nicht durch die Nöte der Kastrationsangst gegangen ist. Wenn man fragt, warum er dann nicht auch aktiv homosexuell ist, so ist die Antwort: häufig ist er das und fast immer macht er den Eindruck, als ob er homosexuell wäre. Der ganze Mann sieht aus wie ein Penis und zieht nicht nur Frauen an, sondern auch gewisse Männer. Er wird solchen Männern ebenso untreu wie seinen Frauen und beide Geschlechter tragen ihm wenig nach. Sie vergessen seine Aggression, daß er sie auffressen und zerstören will, weil sie das Kind in ihm fühlen und lieben. Seine Opfer gehen zwar zugrunde, wenn sie nicht seines-

---

[4]) Ges. Schr., Bd. V, S. 206.

gleichen sind, oder müssen wenigstens schwer leiden, aber er meint es nicht böse und die Opfer wissen das. Für gewöhnlich ist dieser Typ nicht aktiv homosexuell, sondern zieht das weibliche Geschlecht vor, weil der Tisch da reichlicher gedeckt ist. Er lebt seine Komponenten beide am Weibe aus.

Wir sehen den klassischen Don Juan nicht im Ordinationszimmer. Er ist mit sich und seinem Leben zufrieden und kommt nicht zur Behandlung. Das ist vermutlich der Grund, warum der rein narzißtische Don Juan nicht schon längst beschrieben wurde. Wie jeder Psychopath ist er der Gefahr der Neurose (Psychose) ausgesetzt und selbst die wenigen reinen Formen, die man beobachtet, haben nur kurze Blütezeit. Lange bevor sie der steinerne Gast holt, holt sie die Kastrationsangst, die vermutlich phylogenetisch — man sollte vielleicht lieber sagen: biologisch — in ihnen steckt, auch wenn man nur wenig oder nichts davon in ihrer individuellen Lebensgeschichte nachweisen kann.

Der klassische (rein psychopathische) Don Juan geht zugrunde, wenn ihn der steinerne Gast von außen packt. Der neurotische Don Juan tut nur so, als besäße er keine Kastrationsangst; der steinerne Gast steckt doch in ihm. Er ist psychopathisch und neurotisch. Man kann die folgende provisorische Unterscheidung versuchen: der neurotische Psychopath hat vor seiner Bisexualität Angst bekommen — während der reine Psychopath sich seiner phallisch-narzißtischen Genußfähigkeit ohne Einschränkung erfreut: der zitternde und der triumphierende Phalliker.

Prüfungsangst und Prüfungsneurose

Von Erwin Stengel, Wien

Wir geben hier einen Vortrag wieder, der vom Autor im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien im Juni 1936 gehalten wurde.

M. D. u. H.! In dem reichhaltigen Programm dieses Vereins, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle psychologischen Probleme, die für den Studierenden der Medizin von Interesse sind, zur Besprechung zu bringen, fehlte bisher merkwürdigerweise ein Vortrag über das psychologische Problem der Prüfung. Das ist sehr auffallend, wenn man weiß, wie sehr sich die studentischen Leiter dieses Vereins immer bemühen, gerade Themen, die den Studenten angehen, zur Sprache zu bringen. Sollte etwa für die Kollegen, die an der Programmbildung aktiv beteiligt sind, die Prüfung nie auch ein seelisches Problem gewesen sein? Sollte diese Lücke im Programm des Vereins darauf zurückzuführen sein, daß unsere heutige Studentengeneration keine Prüfungssorgen kennt? Das ist bestimmt nicht der Fall. Es muß also tiefere Gründe haben, wenn hier über Prüfungsangst und Prüfungsneurose bisher nicht gesprochen wurde. Einer der Gründe wird wohl der folgende sein: Wenn die Studenten zu den Vorträgen dieses Vereins kommen, tun sie es, um sich zu bilden, um von Dingen zu hören, deren Kenntnis von ihnen nicht verlangt wird. Das ist ja das Schöne, das diese Vorträge hier miteinander gemeinsam haben: der Student hört auf akademischem Boden von Dingen, die nicht geprüft werden. Warum sollte man sich also hier einen Vortrag über Prüfung anhören, wo man doch hergekommen ist, um sich von der Not der Prüfungen zu erholen? Und dann — die Studenten haben offenbar das Gefühl, daß sie keine

Vorträge über Prüfungen brauchen, weil sie ja selbst den ganzen Tag genug darüber reden. Die Mehrzahl von Ihnen ist ja auf die Prüfungen nicht gut zu sprechen. Verbittert gegen die Prüferei des Gymnasiums, die in der Prüfungsorgie der Matura ihren Höhepunkt erreicht hatte, sind Sie auf die Universität gekommen, in der Hoffnung, endlich einmal Studenten zu sein. Viele von Ihnen sind bitter enttäuscht darüber, daß sie auch hier Prüfungsobjekte geblieben sind. „Wie schön wäre das Studium ohne Prüfungen, wieviel mehr würde man da lernen!" Statt dessen sitzt die Prüfung als ständiger Schatten neben dem Studenten im Hörsaal oder im Kaffeehaus. Man muß ständig an sie denken, ständig von ihr sprechen. Und da soll man sich noch Vorträge über sie anhören? Die Studenten glauben, über die Prüfung besser Bescheid zu wissen als irgend jemand, der die Prüfungen schon hinter sich hat. Und wen sollte man denn über Prüfungen sprechen lassen? „Einen Professor, vielleicht gar einen Prüfer, der beweisen wird, daß man nicht durchfallen kann, wenn man gut vorbereitet ist, daß man also keine Angst haben muß, wenn man ein reines Gewissen hat, — wo man doch weiß, daß es oft genug anders ist?" Solcher Art mögen die Ursachen dafür sein, daß bisher hier über Prüfungsneurose noch nicht gesprochen wurde.

Wenn ich nun, als die Kollegen mich aufforderten, einen Vortrag zu halten, es auf mich genommen habe, dieses ungeschriebene Tabu zu durchbrechen, so habe ich das deshalb getan, weil ich glaube, daß gerade die Lücke in Ihrem Programm dafür spricht, daß dieses Thema Ihnen besonders am Herzen liegt. Ich glaube, dazu legitimiert zu sein, über dieses Problem zu sprechen, denn erstens ist es noch nicht gar so lange her, daß ich selbst ein Prüfling war, und zweitens bin ich dadurch, daß ich seit einiger Zeit Studenten zur Prüfung vorbereite, ihr natürlicher Bundesgenosse geworden. Psychoanalytische Behandlung einiger Studenten,

die neurotische Prüfungsschwierigkeiten hatten, hat mich mit der Prüfungsneurose vertraut gemacht.

Und nun, nachdem ich mich in Ihr Vertrauen eingeschlichen habe, werden Sie erwarten, von mir Greifbares zu hören. Irgend etwas, was man praktisch verwerten kann, vielleicht den einen oder den anderen Tip, mit Hilfe dessen man seine Prüfungsangst bekämpfen kann, wie man den Prüfer richtig behandelt u. dgl. Ich muß Sie aber darauf vorbereiten, daß ich Sie diesbezüglich enttäuschen werde. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir, als ich den Vortrag übernahm, die Sache viel leichter vorgestellt habe, als sie wirklich ist. Ich bin bald darauf gekommen, daß mein Vortrag oberflächlich bleiben müßte, wenn ich mich darauf beschränken würde, Ihnen bloß einige Typen des normalen und des neurotischen Verhaltens bei Prüfungen aufzuzählen und da und dort eine Analyse zu versuchen. Ich hätte Ihnen gar nicht viel mehr bieten können, als jeder gute Beobachter unter Ihnen selbst schon weiß. Wenn wir wirklich dem Ernste des Problems gerecht werden wollen, dann müssen wir uns erst gemeinsam über einige prinzipielle Fragen klar werden. Sie werden dann sehen, daß der Bedeutungsgehalt der Prüfung weit hinausreicht über den Interessenkreis des Studenten und daß die Prüfung eines der wichtigsten psychologischen und biologischen Probleme darstellt.

Wir beginnen mit der psychologischen Problematik der Prüfung. Die Größe des Problems bringt es mit sich, daß eine gewisse Einseitigkeit der Behandlung nicht vermeidbar ist. Jedem von Ihnen wird sicherlich vieles einfallen, was ich unerwähnt gelassen habe. Aber es ist ja schließlich der Zweck eines Vortrages, zu solchen Einfällen anzuregen. Eine gewisse Einseitigkeit wird sich auch darin zeigen, daß wir, wenn wir hier von Prüfung sprechen, uns meist Prüfungen vom Typus der Matura und der medizinischen Examina vorstellen werden. Diese Beschränkung wird uns bei der Behandlung

unseres Themas nicht stören, denn es handelt sich ja bei diesen Prüfungen um recht typische und ausgewachsene Exemplare.

Wenn wir zum Verständnis von Prüfungsangst und Prüfungsneurose vordringen wollen, müssen wir uns vorerst fragen: Was ist überhaupt eine Prüfung? Welche Elemente gehören zu diesem Begriff, was ist der psychologische Gehalt der Prüfungssituation?

Unter Prüfung verstehen wir einen bestimmten Vorgang, dem eine Reihe von Merkmalen zukommt. Zur Prüfung gehört der Prüfling, der Prüfer, die Prüfungshandlung, der Prüfgegenstand, ein Prüfungszweck, schließlich gehören zum Begriff der Prüfung noch eine Prämie im Falle des Erfolges, eine Strafe im Falle des Mißerfolges. Wir können sagen, daß jeder Vorgang, der durch diese Unterscheidungsmerkmale charakterisiert ist, eine Prüfung zu nennen ist. Die Feststellung dieser Unterscheidungsmerkmale einer Prüfung ist vorerst natürlich nicht ausreichend, um eine Definition zu ergeben, da ja das zu Definierende in der Benennung der Elemente enthalten ist, wenn wir etwa sagen: zur Prüfung gehört der Prüfling und der Prüfer. Welche Vorstellungen verbinden wir mit der Person des Prüflings und des Prüfers? Wir sind gewohnt, uns den Prüfling jünger vorzustellen als den Prüfer. Dieser Altersunterschied ist nicht obligat — der Prüfer muß sich vom Prüfling nur durch die verschiedene Beziehung zum Prüfungsgegenstand unterscheiden —, aber wenn das Altersverhältnis umgekehrt ist, haben wir das Empfinden, daß das irgendwie wider die Natur ist.

Ein wichtiges Kriterium des Prüfers ist, daß er ein legitimierter Vertreter eines bestimmten Teiles der menschlichen Gesellschaft ist. Er vertritt eine bestimmte Forderung der Gesellschaft und muß darauf achten, daß der Prüfling sie erfüllt. Er ist mit der Zuteilung der Prüfungsprämie und der Strafe betraut. Bei den Prüfungen, die uns interessieren, ist die Gesellschaft,

deren Forderung der Prüfer vertritt, identisch mit jener Schichte, die die herrschende Kultur repräsentiert und zu verteidigen hat. Es muß das natürlich nicht der Fall sein, denn wir können uns vorstellen, daß zum Beispiel die Aufnahme in eine Gemeinschaft von Verbrechern an eine Prozedur gebunden ist, der gleichfalls die Charakteristika einer Prüfung zukommen.

Die Frage, warum es überhaupt Prüfungen gibt, scheint besonders leicht zu beantworten durch Anführung des Prüfungszweckes. Es muß also eine Matura geben, damit man sich überzeuge, daß der Gymnasiast wirklich einen wesentlichen Teil dessen, was er zu lernen hatte, verarbeitet hat. Es muß medizinische Rigorosen geben, sonst würde die menschliche Gesellschaft keine Gewähr dafür haben, daß die künftigen Ärzte über ein Minimum an notwendigem Wissen verfügen. Es scheint also, daß die Existenz von Prüfungen aus ihrer rational begründbaren Notwendigkeit genügend verstanden werden kann. Wenn man aber eine größere Anzahl von Prüfungen an sich vorbeiziehen läßt, ihren Ablauf, die Art des Prüfungsgegenstandes, ihre Stellung in der Lebensentwicklung des Prüflings genauer betrachtet, wenn man an die Prüfungen denkt, die es *nicht* gibt und die es, wenn es nur nach Vernunft gehen würde, eigentlich geben müßte, dann kommt man zur Erkenntnis, daß es mit den Prüfungen ebenso sein wird, wie mit anderen Vorgängen, die wir uns aus dem Leben des zivilisierten Menschen nicht wegdenken können und deren Existenz rein verstandesgemäß erfaßbar scheint: die tieferen Beweggründe für das Bestehen und das Bestehenbleiben dieser Vorgänge sind nicht allein von der Ratio her zu verstehen, sondern von tieferen Schichten menschlicher Strebungen. Wenn wir den Verdacht einmal laut werden ließen, daß es vielleicht auch tiefere Ursachen, jenseits des rein Verstandesmäßigen, gibt, denen die Prüfung ihre Existenz verdankt, dann wird uns bald eine Menge von Irrationalem,

d. h. scheinbar Unverständlichem, manchmal Unsinnigem an der Prüfung auffallen. Dann können wir uns etwa fragen: Wieso kommt es, daß so viel geprüft wird, was man nicht braucht, was also mit dem Prüfungszweck nichts zu tun hat? Das geht ja so weit, daß es fast zum Kriterium mancher Prüfungen gehört, daß die Studenten über Dinge befragt werden, die für ihre künftige Berufstätigkeit weder direkt noch indirekt von Bedeutung sind. Hier kann der Prüfungszweck nicht allein ausschlaggebend sein. Wenn man einen solchen Prüfer befragt, dann wird er mitunter verlegen, meint aber gleich darauf, daß es nicht nur auf den praktischen Wert dessen ankomme, was geprüft werde, sondern darauf, daß man von dem Prüfling überhaupt eine Leistung verlange. Man kann sich mit dieser Antwort schwer zufrieden geben, da anderseits mitunter gerade bei solchen Prüfungen große Gebiete des Faches, deren Kenntnis unerläßlich wäre, regelmäßig nicht geprüft werden. Aber es gibt noch einen anderen Beweis dafür, daß die Existenz der Prüfung nicht allein von der Vernunft diktiert sein kann. Wäre dies nämlich der Fall, dann müßte es viel mehr Prüfungen geben. Nehmen wir das Beispiel des Arztes. Er wird, wenn alles gut geht, im Alter von fünfundzwanzig Jahren von der Universität entlassen ins prüfungsfreie Leben. Nehmen Sie an, daß er fünfundsiebzig Jahre alt wird. Er übt also durch fünfzig Jahre seinen Beruf aus, ohne daß sich jemand überzeugt, ob er sein Wissen behalten hat, ob er die während eines halben Jahrhunderts erzielten Fortschritte seines Faches zugelernt hat. Stellen Sie sich einen Arzt vor, der 1890 promoviert hat. Er hat seither keine Prüfung absolvieren müssen. Niemand weiß, niemand darf danach fragen, ob er von den Entdeckungen Wassermanns und Ehrlichs Kenntnis genommen hat, niemand hat die Gewähr dafür, daß er von der Heilbarkeit der Paralyse etwas erfahren hat. Man gibt ihm wohl Gelegenheit

zur Fortbildung, denkt aber nicht daran, einen Zwang auf ihn auszuüben. Man könnte sagen: der reife Mann wird schon so viel Pflichtgefühl haben, sein Wissen zu vervollständigen. Man dürfte sich aber darauf nicht verlassen, denn die Erfahrung lehrt, um wieviel schwerer man mit zunehmendem Alter lernt und wie stark die Neigung ist, sich mit dem in der Jugend Erworbenen zu begnügen. Es ist vom Standpunkt der Vernunft eigentlich unverantwortlich, daß dieser Mann nicht zumindest alle zehn Jahre geprüft wird. Und doch geschieht dies nicht — ein Beweis dafür, daß die Setzung und die Nichtsetzung von Prüfungen keinesfalls durch die Vernunft allein bestimmt wird. Wir sind uns also darüber einig, daß es nicht der Verstand allein gewesen sein konnte, der die Prüfungen geschaffen hat und der uns im reifen Alter die Prüfungen vom Leibe hält. Wir können vermuten, daß die Prüfungen vielleicht erst sekundär in den Dienst höherer geistiger Ziele getreten sind und wohl noch manches von ihrem ursprünglich irrationalen Charakter behalten haben. Gerade bei der Erörterung unseres Themas, das sich ja mit Reaktionen im Psychischen beschäftigt, die uns sinnlos scheinen, wird es also notwendig sein, dem irrationalen Gehalt der Prüfung nachzugehen.

Wenn wir einen Vorgang, der so weitgehend rationalisiert ist wie die Prüfung, auf seine irrationalen Quellen zurückverfolgen wollen, um neurotische Verhaltensweisen zu verstehen, dann müssen wir uns die Frage vorlegen, ob es nicht primitive Formen gibt, bei denen die verstandesmäßige Verarbeitung noch nicht allzuweit vorgeschritten ist, also Prüfungen, bei denen wir hoffen können, jene irrationalen Elemente weniger verdeckt und reiner zu finden als bei den Prüfungen im Bereiche der Zivilisation. Freud hat uns gelehrt, daß wir durch das Studium des Lebens der Primitiven oft überraschende Aufklärungen über die Ursprünge komplizierter neurotischer Verhaltensweisen des Kul-

turmenschen finden. Wir haben uns also die Frage vorgelegt, ob es auch bei den Primitiven Prüfungen gibt, in der Hoffnung, etwas über den Ursprung des irrationalen Gehalts des Prüfungsvorganges zu erfahren.

Es gibt nun tatsächlich bei den Wilden Vorgänge, die alle Unterscheidungsmerkmale einer Prüfung aufweisen. Es handelt sich um bestimmte Pubertätsriten, also Vorgänge, die der Jüngling über sich ergehen lassen muß, bevor er unter die erwachsenen Stammesgenossen aufgenommen wird. Erst nach Überstehen dieser Riten hat der junge Mann die legale Erlaubnis zum Geschlechtsverkehr und zur Kinderzeugung. Frobenius berichtet zum Beispiel über eine Reihe derartiger Prüfungen, denen die Jünglinge in Afrika unterzogen werden. In dem Werke von Reik „Das Ritual" findet sich ein Kapitel über die Pubertätsriten der Wilden, in dem diese interessanten Vorgänge vom psychoanalytischen Gesichtspunkt aus besprochen werden. Reik wendet sein Interesse der Deutung der verschiedenen Zeremonien zu, die zu den Pubertätsriten gehören. Viele von ihnen zeigen deutlich Prüfungscharakter [1]). Von den Prüflingen haben wir schon gesprochen. Es sind die Jünglinge am Ende der Pubertät. Wer sind die Prüfer? Sie werden repräsentiert von der ganzen Vätergeneration des Stammes, die die Jünglinge, die unter die Männer aufgenommen, also selbst Väter werden wollen, einer Reihe von schreckenerregenden Zeremonien und mitunter recht qualvollen Prüfungen unterziehen. Das Verhalten der Väter zu den Jünglingen ist charakterisiert durch eine merkwürdige Mischung von Feindseligkeits- und Freundschaftsbeweisen. Die jungen Männer werden von einer Gruppe von Vätern geschlagen,

---

[1]) Wir sehen hier bewußt von den anderen, sehr bedeutungsvollen Teilen der Pubertätsriten (Beschneidung usw.) sowie von der Erörterung dieser Teile im Rahmen des Prüfungsproblems ab. Sie zeigen den Kastrationscharakter der Pubertätsriten in unverhüllter Weise.

sie müssen Spießruten laufen usw., gleichzeitig aber werden sie von einer anderen Gruppe der Väter gegen die Schläge geschützt. Als Zweck dieser Grausamkeiten wird von den Prüfern und von der vergleichenden Völkerkunde angegeben, daß es sich um Mut- und Standhaftigkeitsprüfungen handle. Bei einzelnen Stämmen wird aber von den Prüfern offen zugegeben, daß es die Angst vor der heranwachsenden Generation ist, die die erwachsenen Männer zu den Grausamkeiten veranlaßt. Es soll auch vorkommen, daß der eine oder andere Jüngling diese Prüfungen nicht übersteht und sich dadurch, daß er an den Folgen der Grausamkeiten stirbt, als durchgefallen erweist. Besonders heftig sind die Grausamkeiten der Vätergeneration gegen die Pubertätskandidaten bei manchen Indianerstämmen. Wir werden nicht fehlgehen, den angegebenen Prüfungszweck — Erprobung des kriegerischen Geistes — als sekundär zu betrachten. Ich zitiere nun Reik: „Wir dürfen uns nicht scheuen, diese raffinierten Quälereien als das anzusehen, was sie wirklich sind: als grausame und feindselige Handlungen der Männer gegen die jungen Leute." Hierher gehören die Peitschungen der Epheben in Sparta. Als Reste dieser Bräuche sind der Ritterschlag und die Ohrfeige bei der Ernennung zum Gesellen zu betrachten.

Überblicken wir das, was für unsere Fragestellung an den Pubertätsriten der Wilden von Interesse ist. Die Prüflinge sind die Jünglinge, die sich um die Aufnahme in die Gemeinschaft der Männer bewerben. Als Prüfer tritt die Männergeneration auf, die die Jünglinge verschiedenen Quälereien unterzieht, gleichzeitig aber Zeichen von Zärtlichkeit und Freundschaft gibt. Als Prüfungsgegenstand wird angegeben: Mut, Fähigkeit zum Erdulden von Schmerzen. Die Prüfungsprämie ist die Aufnahme unter die Männer des Stammes. Auf diese Prüfungen folgt meistens das feierliche Ritual der Männerweihe.

Die Studenten unter Ihnen werden fragen, was das alles mit unseren Prüfungen zu tun haben soll. Erstens sind wir keine Wilden, zweitens sind die meisten von uns doch schon aus der Pubertät heraus, und drittens haben unsere Prüfungen trotz aller ihrer Unannehmlichkeiten doch eine sachliche Berechtigung. Diesen Bedenken gegenüber möchte ich erwidern, daß wir den Weg zu den Primitiven ja nicht angetreten haben, um die sachliche Existenzberechtigung der Prüfungen in Frage zu stellen, sondern um dem Verständnis der Prüfungsangst und der Prüfungsneurose, also irrationaler Erscheinungen, die den vernunftmäßigen Ablauf des Prüfungsvorganges stören, näherzukommen. Wir können uns also, ohne in den Verdacht zu kommen, den ernsten Zweck der Prüfung und ihre derzeitige Unentbehrlichkeit im Leben des Kulturmenschen zu bezweifeln, die Frage vorlegen: Welche Übereinstimmung besteht zwischen unseren Prüfungen und den besprochenen Pubertätsriten der Primitiven?

Vor allem müssen wir eines sagen: W i r k l i c h e Prüfungen mit ihrem ganzen psychologischen Gehalt gibt es eigentlich auch beim Kulturmenschen nur in der Jugend. Weder in der frühen Kindheit noch im reifen Alter gibt es richtige Prüfungen im engeren Sinne. (Wir wollen hier von der Frage absehen, welche Beziehung die Leistungen des Künstlers, der bis ins hohe Alter vor seiner Produktion eine Art Prüfungsangst, das Lampenfieber, empfindet, zur Leistung des Prüflings haben.) Im allgemeinen kann man sagen, daß die Zeit des mit der Pubertät beginnenden Jahrzehnts das Prüfungsalter ist. Das, was vorher ist, mag wohl auch die Unterscheidungsmerkmale der Prüfung haben, aber es gehört eher dem Spiel an, dessen Beziehung zur Prüfung ein besonderes Problem darstellt. Oft allerdings antizipiert das Kind schon vor der Pubertät die Prüfungsangst. Das spricht nicht gegen unsere Auffassung über das Prüfungsalter, ebensowenig wie die Tatsache,

daß der Knabe sich mit soldatischen Dingen beschäftigt, dagegen spricht, daß das Soldatenalter erst mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts beginnt. Das, was nach der Pubertät sich Prüfung nennt, entbehrt gleichfalls irgendwie des Ernstes, sagen wir, des Kampfcharakters der Prüfung. Man kann sagen: Je älter der Prüfungskandidat ist, umso mehr nähert sich der Charakter seiner Prüfung wieder dem des Spiels. Zu einer richtigen Prüfung gehört, daß der Prüfer der Vätergeneration, der Prüfling der Jünglingsgeneration angehört. Nur dann hat die Prüfung für alle Beteiligten, auch für das Auditorium, jenen gewissen Kitzel, der sofort verschwindet, wenn zum Beispiel ein älterer Herr sich auf den Sessel des Kandidaten verirrt. Der Zuhörer hat dann in der Regel das Gefühl, daß die Prüfung etwas, was zu ihrem eigentlichen Gehalt gehört, verloren hat und daß es sich mehr um eine Verständigung zwischen zwei älteren Herren handelt. Auch das, was im älteren Prüfling und im Prüfer in dieser Situation vor sich geht, unterscheidet sich wohl nicht unwesentlich von den Gefühlen der beiden Beteiligten bei einer richtigen Prüfung. Ich habe schon eingangs erwähnt, wie merkwürdig und unbegründet es eigentlich ist, daß die menschliche Gesellschaft auf Prüfungen der älteren Menschen, jetzt können wir sagen: der reifen Männer, der Vätergeneration, verzichtet, auch wenn solche Prüfungen vom Gesichtspunkt der Vernunft dringend notwendig wären.

Von dem alten Praktiker haben wir schon gesprochen. Ein hübsches Beispiel dafür, wie mit zunehmender männlicher Reife die Prüfungsmodalitäten immer milder werden oder, besser gesagt, den Prüfungscharakter verlieren, ein Beweis dafür, daß es also möglich ist, zu qualifizieren auch ohne die eigentliche Prüfungshandlung, ist die akademische Karriere. Während der Student, wie er behauptet, vor der Promotion noch tüchtig „geschunden“ wird — Sie sehen, daß diese studentische Bezeichnung der Prüfung direkt auf die geschil-

derten Pubertätsriten der Wilden hinweist, bei denen das Schinden, das Herunterreißen der Haut, eine Rolle spielt —, haben die Zeremonien, die zur Dozentur führen, von ihrem eigentlichen Prüfungscharakter vieles verloren. Die Qualifikation zum Professor erfolgt aber in der Regel ganz ohne Prüfung. Wir können also sagen, daß das Prüfungsalter beim zivilisierten Menschen mit dem des Primitiven recht gut übereinstimmt, denn auch der Primitive erlebt weder vorher noch nachher ähnliche Prüfungen. Auch bei den zivilisierten Menschen gehört der Prüfer der Vätergeneration an, der Prüfling der Generation jener, die vor dem Eintritt ins Mannesalter stehen. Übereinstimmend ist auch die ambivalente Einstellung der Prüfer zu den Prüfungskandidaten. Wenn wir das Verhalten einer größeren Anzahl von Prüfern überschauen, dann finden wir darunter solche, die mehr den grausamen, andere, die mehr den zärtlichen Gehalt der Pubertätsriten reproduzieren.

Die Verwandtschaft unserer Prüfungen mit den Pubertätsriten zeigt sich auch dadurch, daß hier wie dort nach der eigentlichen Prüfungshandlung das Ritual der Einweihung folgt. Die Matura schließt mit einer Feier, die Promotion ist eine Art Weihe, bei der die bisherigen Prüfer in feierlicher Weise den jungen Männern dieselben Rechte erteilen, die sie selbst besitzen und die sie ihnen bisher vorenthalten haben.

Die Pubertätsriten sind der Ausdruck des ewigen Kampfes zwischen den Generationen der Söhne und der Väter. Feindseligkeit und Freundschaft sind in ihnen vertreten, also Ausdruck des Zusammenwirkens des Hasses der Väter gegen die Söhne, die gekommen sind, sie zu verdrängen und zu ersetzen, und der werbenden Liebe der Väter zu den Söhnen, mit denen sich die Väter identifizieren und in denen sie sich fortzusetzen hoffen.

Die Feststellung der Beziehung unserer Prüfungen zu den Pubertätsriten eröffnet einen Zugang zum Verständnis mancher neurotischer Mechanismen in der Prüfungssituation, entsprechend dem von Freud entdeckten Gesetz der Verwandtschaft zwischen primitivem und neurotischem Verhalten. Je höher die Zivilisation, je gesünder die beiden Menschen sind, die den Prüfungsvorgang gestalten, umso geringer werden die Spuren sein, die der uralte Kampf der Generationen im Prüfungsgeschehen hinterläßt. Je neurotischer sie sind, umso mehr Irrationales, Primitives wird im Prüfungsvorgang aufscheinen.

Damit ist nicht gesagt, daß wir gerade diesen Weg brauchen, um das irrationale und neurotische Verhalten bei der Prüfung zu verstehen. Im Gegenteil, dieser Weg ist bisher kaum beschritten worden. Unsere Kenntnisse über die psychischen Mechanismen der Prüfungsneurose entstammen der Psychoanalyse von Einzelfällen, die unabhängig von der hier vorgetragenen Betrachtungsweise zu den gleichen Resultaten gekommen ist.

Aus der Tatsache, daß die Vätergeneration es ist, die in der Regel die Prüfungen bestimmt, wird verständlich, daß überall dort, wo durch eine Veränderung der Struktur der Gesellschaft nicht mehr die Väter regieren, sondern eine jüngere Schicht der Männer an die Herrschaft kommt, wir immer wieder die Erscheinung beobachten können, daß die Prüfungen gemildert werden. Kommen dann wieder die Väter ans Ruder, dann erfolgt meist recht bald wieder eine Verschärfung der Prüfung.

Zu einer Erschwerung der Prüfungen kommt es auch dann, wenn es den Vätern schlecht geht, wenn die Generation der Väter fürchtet, daß die Söhne ihnen das Brot wegnehmen. Daher kommt es in Zeiten der Krise, scheinbar paradoxer Weise, zu einer Erschwerung der Prüfungen. Wenn aber die Väter die Söhne brauchen zur Verteidigung ihres Staates, dann werden die Prü-

fungen schleunigst erleichtert. So war es bei uns und anderwärts im Kriege.

Es gibt auch seit alters her mancherlei andere Bedingungen, unter denen es zu einer Erleichterung der Prüfungen kommt. Die wichtigste Methode besteht darin, daß der Prüfling sich um ein Stück väterlicher Gewalt bewirbt. Hier liegt die Psychologie der Protektion. Protektion heißt also: Schutz durch väterliche Macht, Schutz durch Identifizierung mit den Vätern. Ohne über exaktes Material zu verfügen, nehme ich an, daß der Sohn des Häuptlings bei den Pubertätsriten besser davonkommen dürfte als die Söhne der Gemeinen, besonders dann, wenn schon ein Teil der väterlichen Macht in seinem Besitz ist. Hier wird dann wohl bei den Pubertätsriten das Schwergewicht nicht auf die Prüfungshandlung, sondern auf das Ritual gelegt werden. Für die Prüfungen, die uns hier interessieren, ist diese Art der Milderung nicht von besonderer Bedeutung. Daß es aber heute außerhalb des Interessenkreises der Studenten Prüfungen gibt, bei denen der Besitz der väterlichen Macht den Prüfungsvorgang entscheidet, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen, das aus einem Lande stammt, in dem Primitives sich inmitten hochgezüchteter Kultur erhalten hat, ich meine England. Sie haben seinerzeit gehört, daß der angehende englische König vor seinem Regierungsantritt eine Zeremonie absolvieren muß, die wir eigentlich als Prüfung bezeichnen müssen. Vor dem Eintritt in die City, der ihm durch eine Schnur verwehrt wird, treten ihm Vertreter der Bürgerschaft entgegen und stellen an ihn gewisse Fragen, deren richtige Beantwortung die Bedingung für den Einlaß in die Stadt ist. Sie sehen, hier handelt es sich um einen richtigen Prüfungsvorgang, es gibt einen Prüfling, es gibt eine Prüfungskommission, eine Prüfungsaufgabe, einen Prüfungszweck und eine Prüfungsprämie. Und doch können wir uns nicht vorstellen, daß der Kandidat abgelehnt werden könnte.

Steht er doch unter dem Schutz der übernommenen väterlichen Macht, er hat Protektion. Nun aber kehren wir zurück zu den Prüfungen der Gemeinen.

Wenn wir die Prüfung nunmehr als einen von seinen historischen Anfängen durch libidinöse Regungen durchsetzten Vorgang verstehen gelernt haben, der an bedeutungsvolle menschliche Gefühlssphären, Komplexe, rührt, dann wird es uns nicht wundern, allen jenen psychischen Erscheinungen zu begegnen, die sich beim neurotischen Menschen aus libidinösen Vorgängen entwickeln. Die Prüfung wird, wie viele Analysen zeigen, vom Neurotiker vielfach als Auseinandersetzung mit dem Vater erlebt. Sie kennen die große Bedeutung der Sohn-Vater-Beziehung, die im Rahmen des Ödipuskomplexes erlebt wird. Damit gewinnt die Prüfungssituation Anschluß an jenen Komplex, der so vielfach die Quelle neurotischen Verhaltens ist. Auch in der Sage spielt das Motiv der Prüfung eine große Rolle. Vor allem dort, wo es sich um die Eroberung der ersehnten Frau handelt. Denken Sie an Siegfried, besonders aber an die Ödipussage, in der die Absolvierung der Prüfung dem Sohne Rechte und Macht des Vaters bringt. Es ist kein Zufall, daß in dieser für das Verständnis der Geschichte des Einzelindividuums und der Menschheit so bedeutsamen Sage eine Prüfung das Schicksal des Helden entscheidet. In der Ödipussage hat der Sohn auf dem Wege zur Prüfung den Vater erschlagen. In der Realität haben sich die Väter behauptet und sich das Amt der Prüfer bewahrt.

Damit sind wir vorbereitet, um auf das engere Thema unseres Vortrages einzugehen. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß im Titel zwischen Prüfungsangst und Prüfungsneurose unterschieden wird. Aus dieser Nebeneinanderstellung geht hervor, daß Prüfungsangst nicht unbedingt pathologisch sein muß. Angst ist nach Freud das Signal einer Gefahr, also ein biologisch wichtiger, unentbehrlicher Vorgang. Wir werden jene Angst, die

das Signal einer realen Gefahr ist, nicht als neurotisch gelten lassen. Da wir nicht ohneweiters ausschließen können, daß die Prüfung auch eine reale Gefahrsituation für den Prüfling bedeutet, müssen wir daran festhalten, daß es auch eine physiologische Prüfungsangst geben kann. Wir werden auf sie später noch einmal zurückkommen, wenn wir einiges über die neurotische Prüfungsangst gesagt haben.

Wann werden wir überhaupt von einer Prüfungsneurose sprechen oder, besser gesagt, vom neurotischen Verhalten in der Prüfungssituation? Wohl immer dann, wenn irrationale, affektive, wir können auch sagen, libidinöse Momente in den Prüfungsvorgang störend eingreifen. Bei Berücksichtigung der psychoanalytischen Lehre von der Struktur der menschlichen Persönlichkeit müssen wir feststellen: eigentlich ist es nur das der Außenwelt zugewendete Ich, das geprüft wird und den Ausgang der Prüfung zu entscheiden hat. Wenn sich das Es, also jene Instanz, die das Unbewußte, die Triebe umfaßt, oder das Über-Ich, also die moralische Instanz, eindrängen und das Ich bei der Bewältigung der Prüfungsaufgabe stören, dann müssen wir von einem neurotischen Verhalten in der Prüfungssituation sprechen. Es ist eine Reihe von Störungsquellen denkbar. Ich möchte bemerken, daß es natürlich eine Prüfungsneurose als Krankheitseinheit nicht gibt. Jeder Prüfungsneurotiker ist auch sonst neurotisch, er ist also ein Hysteriker, ein Zwangsneurotiker, ein Perverser usw. Wenn wir hier von Prüfungsneurosen sprechen, meinen wir eigentlich neurotisches Verhalten in der Prüfungssituation.

Da ist es vor allem notwendig, daß wir das Ganze der Prüfungssituation überblicken, für deren Gestaltung nicht nur das Verhalten des Prüflings, sondern auch das des Prüfers entscheidend ist. Wenn wir neurotisches Verhalten nicht nur nach dem Schaden beurteilen, den es seinem Träger anrichtet, sondern nach psychologi-

schen Gesichtspunkten, dann ergibt sich ein Postulat: Wir müssen nicht nur vom neurotischen Verhalten des Prüflings, sondern auch von dem des Prüfers sprechen. Wir haben also folgende Fragen zu erörtern: 1. Wie äußert sich das neurotische Verhalten des Prüflings? 2. Wie äußert sich das neurotische Verhalten des Prüfers? 3. Wie wirkt sich das Zusammentreffen neurotischer Reaktionen beider Beteiligter aus?

Uns interessiert vorerst der Prüfling. Sein neurotisches Verhalten in der Prüfungssituation ist wiederholt Gegenstand psychoanalytischer Untersuchungen gewesen. Ich greife nur die Namen Stekel, Sadger, Bergler heraus. Diese Untersuchungen haben gezeigt, daß überall dort neurotisches Verhalten auftritt, wo die Prüfungssituation zur akuten Mobilisierung unerledigter Komplexe führt. Alte, im Unbewußten schlummernde triebhafte Regungen drängen sich vor, vor allem jene, die mit der Stellung zum Vater verbunden sind, können zur Angstentwicklung führen und das Ich entweder an der Ablegung der Prüfung überhaupt verhindern oder während der Prüfung stören. Vor allem ist es der Vatercharakter des Prüfers, der hier eine wesentliche Rolle spielt. Wie bei jeder neurotischen Reaktion entscheidet die persönliche Entwicklung, ob die Prüfungssituation der Schauplatz werden muß, auf dem die Erledigung eines noch unerledigten Komplexes versucht wird. Für den Knaben, der immer vergeblich um die Anerkennung des Vaters gerungen hat, wird es nicht ohne Gefahr sein, wenn ihm die Prüfungssituation ein Abbild der Kind-Vater-Situation wird. Sie wird damit gefährlich komplexbeladen, die Leistung des Ichs wird, wenn sie überhaupt gewagt wird, an Sicherheit verlieren. Hier können libidinöse Regungen zu gefährlicher Angstentwicklung führen.

Ein anderer Fall: Für den verprügelten Knaben, den Sohn eines überstrengen Vaters, kann die Prüfungssituation bedeuten, daß er nun dem gefürchteten Vater

ausgeliefert ist. Hier wird heftige Angst entstehen, die das Ich beherrscht und zur Flucht veranlaßt. Sie sehen, auch bei diesem Fall ist es eine aus dem Unbewußten stammende Angst (Kastrationsangst), die sicherlich im Mißverhältnis steht zur realen Gefahr der Situation. Hier mag das Ausmaß der neurotischen Angst dem Ausmaß der berechtigten Realangst eines Primitiven vor den Pubertätsriten entsprechen.

Es gibt neben den genannten noch eine Reihe anderer neurotischer Mechanismen, die das Ich an dem Versuch der Prüfung hindern oder es bei diesem Versuche scheitern lassen. Bei manchen Fällen hat die Analyse ergeben, daß Haß gegen die Eltern, die an dem Gelingen der Prüfung besonders interessiert sind, die unbewußte Ursache des Mißlingens war. Hier bedeutete also das Versagen, ohne daß der Prüfling es wußte, einen Racheakt an den Eltern. Sie erkennen hier, wie verhängnisvoll unbewußte Triebregungen das Schicksal des Menschen gestalten können.

Aber es muß nicht immer eine aus der Stellung zum Vater resultierende unbewußte Regung sein, die den Prüfling an der Bewältigung seiner Aufgabe behindert. Es gibt noch eine Reihe anderer Mechanismen. Es gibt Menschen, bei denen die unbewußte Tendenz besteht, das Gelingen einer eigenen Leistung zu verhindern. Viele sogenannte Pechvögel gehören in diese Gruppe. Wenn man genauer nachforscht, erkennt man, daß diese Menschen es sich irgendwie so einrichten, daß ihnen alles mißlingt. Sie verstehen es, den ruhigsten Prüfer ungeduldig zu machen, ihn gerade dorthin zu führen, wo ihre wunden Punkte sind, und dadurch die Prüfung gegen sich zu entscheiden. Es sind Menschen, bei denen auch sonst im Leben eine Tendenz zu walten scheint, die ihnen alles verdirbt. Eine tiefere Analyse kann ergeben, daß ein aus der Kindheit stammendes mächtiges Schuldgefühl ein unbewußtes Bedürfnis zur Selbstbestrafung geschaffen hat, das über-

all dort sich auswirkt, wo das Ich daran ist, für das Individuum einen Erfolg zu erringen. Erst die gründliche Analyse solcher Fälle, das Aufdecken und Abreagieren dieser Selbstbestrafungstendenz in der Behandlung, kann diese Neurose, die man als Schicksalsneurose bezeichnet hat, heilen.

Auch eine unbewußte perverse Neigung zu masochistischem Verhalten, das Lustempfinden an Schmerz und Erniedrigung kann sich der Prüfungssituation bemächtigen und gegen den Willen des Ichs zum Schicksalsschlag des Mißerfolges führen. Auch diesen Ursprung manchen hartnäckigen Prüfungsunglücks enthüllt erst eine sorgfältige Psychoanalyse. Daß die Prüfung als Reprise der Kind-Vater-Situation zum masochistischen Erleben besonders geeignet ist, braucht nicht betont zu werden. Noch andere Triebregungen gibt es, die beim neurotischen Menschen die Arbeit des Ichs stören. Zu einer richtigen Prüfung gehört seit alters her das Moment der Öffentlichkeit. Es gibt Menschen, bei denen der Trieb, Gegenstand des Interesses zu sein, störend, oft angsterzeugend in den Prüfungsvorgang eingreift. Es ist hier, wie auch sonst, die unbewußte Angst vor dem Hervorbrechen abnormer Triebregungen, die sich oft hinter der Prüfungsangst verbirgt. Gerade bei den weiblichen Prüflingen lassen sich neurotische Mechanismen dieser exhibitionistischen Herkunft oft als bedeutungsvoll nachweisen.

Hier seien einige Worte über die Prüfungsneurose der Frau angefügt. Manche von Ihnen werden gegen die von mir durchgeführte Beziehungssetzung zwischen Prüfung und Pubertätsriten eingewendet haben, daß diese Beziehung für die Prüfungsneurosen unserer Kolleginnen nicht zutrifft. Dazu ist folgendes zu sagen: Im Leben der Frau, die einfach den biologisch vorgezeichneten Weg zur Mutterschaft geht, spielen Prüfungen eigentlich keine sehr große Rolle. Die Frau wird erst richtig Prüfungsobjekt, wenn sie männliche Interessen-

kreise betritt, wenn sie sich mit den Männern identifiziert. Es scheint, daß es weniger Prüfungsneurosen bei weiblichen Prüflingen gibt als bei männlichen. Der psychologische Gehalt der Prüfungssituation scheint hier im Durchschnitt weniger pathogen. Es ist irgendwie anders, wenn ein weiblicher Prüfling dem männlichen Prüfer gegenübersitzt. Oft sehen wir, daß die Einmischung triebhafter Regungen, die beim Manne die Arbeit des Ichs in der Prüfungssituation empfindlich stören kann, bei der Frau sich als hilfreich erweist. Hier spielt die Vater-Tochter-Beziehung eine Rolle. Je stärker die Identifizierung mit den männlichen Kollegen, desto größer ist anscheinend bei den weiblichen Prüflingen die Gefahr neurotischen Versagens. Die erwähnten masochistischen und exhibitionistischen Regungen können sich bei der Frau ebenso wie beim Mann als gefährlich erweisen. Schließlich wird bei beiden Geschlechtern oft ein abnorm gesteigerter Narzißmus, also eine übertriebene Liebe zur eigenen Person und die Angst vor Erschütterung dieser narzißtischen Position, störend einwirken. Bei diesen Menschen spielt die unbewußte Befürchtung eine Rolle: „Wie werde ich vor mir dastehen, wenn ich versagt habe?"

Damit habe ich Ihnen einige Beispiele für die Ursachen neurotischer Reaktionsweisen des Prüflings angeführt. Die Reaktionsweisen selbst sind typische: Angst, die zum Verstummen oder zu unbegreiflichen Fehlleistungen führt, Hemmungen ohne manifesten Angstaffekt, Provokation des Prüfers usw. Sie wissen, daß die Prüfungsangst nicht immer, man kann sogar sagen nur selten, sich als Angst bei der Prüfung manifestiert; meistens ist es eine Angst vor der Prüfung. Oft handelt es sich — besonders bei masochistischen Personen — um eine Vorwegnahme der angsterregenden Situation in der Phantasie, die die Vorbereitung zur Prüfung stört. Bei der Prüfung selbst schwindet oft die Angst in überraschender Weise. Es ist, als ob die masochistische

Triebregung sich mehr in der Phantasie absättigen würde, wie manchmal die Libido im onanistischen Akt. Es ist ein Glück, daß in vielen Fällen von Prüfungsangst die Prüfungssituation selbst angstfrei bleibt. Es gibt auch Fälle, in denen die Angst dem Ich besondere Kräfte zu verleihen scheint und es zu besonderen Leistungen bringt. Solche Menschen erfüllt das Ausbleiben der Angst vor der Prüfung mit großer Besorgnis.

Eine eigene Besprechung würden jene Fälle verdienen, bei denen sich die Neurose schon in mangelhaften Vorbereitungen des Ichs auswirkt. Diese Fälle wollen wir aber in die Gruppe der Arbeitshemmungen verweisen und hier unbesprochen lassen.

Die Ablegung von Prüfungen ist nur e i n e, wenn auch recht markante Leistung des Individuums. Wer bei der Prüfung versagt, wird oft auch bei anderen Leistungen versagen und umgekehrt. Es ist daher begreiflich, daß die Zahl der Impotenten, die bei der Prüfung versagen, relativ hoch ist. Hier liegen der Angst vor dem Versagen bei der Prüfung und bei der sexuellen Leistung die gleichen Mechanismen zugrunde. Es ist verständlich, daß die sexuelle Leistung häufiger als Prüfung erlebt wird als umgekehrt, wie es, wenn nicht Verdrängung und Verschiebung am Werke wären, sein müßte. Die große Bedeutung der Prüfungssituation zeigt sich in der Häufigkeit der Prüfungsträume, die meistens einen schlechten Prüfungsausgang enthalten. Diesen Träumen liegt oft die unbewußte Tendenz zur Selbstbestrafung zugrunde. F r e u d teilt die Erfahrung mit, daß besonders jene Menschen von Prüfungen träumen, die nicht durchgefallen sind. Der Traum vom Durchfall trete besonders dann auf, wenn man verantwortungsvolle Leistungen mit der Möglichkeit einer Blamage vor sich habe. Es scheint, als sollte durch diesen Traum gerade bei demjenigen, der bisher nicht durchgefallen war, die reale Angst beruhigt werden. F r e u d führt zum Beispiel an, daß er selbst nie von einem Durchfall

in der gerichtlichen Medizin, in der er tatsächlich durchfiel, träumte, wohl aber vom Durchfall bei Prüfungen in jenen Gegenständen, in denen er sehr gut bestanden hatte. Von Stekel stammt die Deutung des Maturatraums als Darstellung einer Erprobung der sexuellen Reife.

Eine Abart der Prüfungsangst, das Lampenfieber, würde eine gesonderte Besprechung verdienen. Wir müssen aber auf die Erörterung dieser Angst, deren Beziehung zur Prüfungsangst Kollege Spitz untersucht hat, hier verzichten.

Noch auf ein Moment müssen wir hinweisen, dessen genauere Besprechung wir uns versagen müssen, obzwar es zu den interessantesten Erscheinungen bei Prüfungsneurosen gehört. Ich meine das Hervortreten des magischen Denkens beim Prüfungsneurotiker. Sie wissen, daß die Magie bei den Primitiven eine besondere Rolle spielt, aber auch bei den Kindern. Durch das Hervortreten magischen Denkens erweist die Prüfungssituation neuerlich ihre Beziehung zu Erlebnisweisen der Primitiven. Ein Ausdruck magischen Denkens ist es, wenn es als gefährlich erscheint, einem Kollegen vor der Prüfung viel Glück zu wünschen, statt „Hals- und Beinbruch", oder wenn ein Student es für notwendig hält, die Krawatte, die er bei seiner ersten erfolgreichen Prüfung getragen hat, bei sämtlichen weiteren Prüfungen zu tragen. Oder wenn eine Kollegin, die sonst die Friseure zu wechseln pflegt, vor jeder Prüfung zu dem gleichen Friseur geht usw.

Ich könnte diese Beispiele noch um ein Vielfaches vermehren, aber wir wollen uns dabei nicht aufhalten und wollen nun daran gehen, die neurotischen Verhaltensweisen des Prüfers kurz zu besprechen. Sie wurden bisher im allgemeinen nicht beachtet, da ihre Träger von ihrem neurotischen Verhalten in dieser Situation keinen sicheren Schaden zu erleiden pflegen und sich daher nicht in Behandlung begeben müssen,

falls sie nicht durch andere neurotische Symptome dazu gezwungen werden. Umso größer ist der Schaden, den der neurotische Prüfer anrichten kann. Der neurotische Prüfling ist bedauernswert, der neurotische Prüfer ist gefährlich. Er schadet nicht nur dem Prüfling, sondern auch der Sache, die er zu vertreten hat. Ich habe gesagt, daß wir von neurotischem Verhalten in der Prüfungssituation dann sprechen, wenn das Ich in seiner Tätigkeit gestört wird durch triebhafte Regungen. Es ist eine Gefahr für die Bewältigung der Prüfungsaufgabe, wenn der Prüfer unbewußt allzu stark durch die Vaterposition beeinflußt wird, die er dem Prüfling gegenüber einnimmt. Eine unbewußte Identifizierung mit einem allzu strengen Vater nach dem Prinzip: „Wie er mir, so ich dir" kann eine Gefahr für den Prüfungsablauf werden. Mangelhaft unterdrückte sadistische Regungen färben nicht selten die Prüfungssituation. Aber auch allzugroße Wärme der väterlichen Gefühle kann die Prüfungshandlung verfälschen. Es gibt Prüfer, die in erschütternder Weise zu klagen beginnen, wenn ein Kandidat bei einer Frage versagt. Grundsätzliche Verachtung des Prüflings kann das Resultat einer unbewußten neurotischen Vatereinstellung sein. Das sind die beliebten Prüfer, bei denen man auf jeden Fall durchkommt, weil sie es nicht wahr haben wollen, daß der Prüfling auch etwas verstehen könnte, und ihn eher ungeprüft passieren lassen, bevor sie sich mit ihm ernsthaft einlassen. Hier erfüllt der Prüfer zweifellos seine Aufgabe aus neurotischen Ursachen in mangelhafter Weise. Es wäre verlockend, die interessanten libidinösen Beziehungen, die sich zwischen Prüfer und Prüfling nachweisen lassen, noch eingehender zu besprechen und ihre Bedeutung für den Prüfungsvorgang zu erörtern. Die Psychoanalyse hat bestimmte Typen der Wahl des Liebesobjektes beschrieben. Man könnte in analoger Weise bestimmte Typen von neurotischen Prüfern nach der Behandlung des

Prüfungsobjektes abgrenzen. Da gibt es zum Beispiel einen narzißtischen Typus, der den Prüfling um jeden Preis so haben möchte, wie er selbst ist. Das äußert sich darin, daß er gerade jene Teile des Prüfungsgegenstandes in den Vordergrund stellt, mit deren Erforschung er sich selbst befaßt hat oder die er selbst am liebsten oder am widerwilligsten gelernt hat, während von anderen, praktisch wichtigeren, kaum die Rede ist. Diese Prüfer sind deshalb nicht ungefährlich, weil sie schuldtragend sein können an verhängnisvollen Kenntnismängeln ganzer Studentengenerationen.

Ein besonders interessantes Verhalten von neurotischen Prüfern kommt zustande, wenn aus unbewußter Hemmung die Übernahme der Vaterrolle bei der Prüfung nicht gelingt und der Prüfer sich mit dem Prüfling identifiziert, also unbewußt selbst zum Prüfling wird. Das sind die Prüfer, die vor dem Studenten Angst zeigen, für die eigentlich der Student der Prüfer ist. Manche von ihnen haben das Bedürfnis, ununterbrochen zu sprechen, um auf diese Weise selbst Prüfung abzulegen. Sie leiden an ständigem Schuldgefühl darüber, daß sie die Vaterrolle übernommen haben, und wollen das dem Prüfling gegenüber dadurch gutmachen, daß sie recht viel erzählen, teils um ihre Befähigung zur Übernahme der Vaterrolle nachzuweisen, teils um den Studenten dafür, daß er auf das Spiel eingeht, zu belohnen. Bei solchen Prüfern wird der Prüfling gut daran tun, zu schweigen, um den Ablauf der Prüfungshandlung nicht zu stören. Diesen Reaktionstypus kann man besonders rein bei manchen Prüfern beobachten, die im Anfange ihrer Prüfungstätigkeit stehen. Diese Prüfer betrachten es oft als eine persönliche Niederlage, wenn sie einen Kandidaten durchfallen lassen mußten. Die Identifizierung mit dem Prüfling führt dazu, daß sie sich selbst als durchgefallen betrachten.

Sie sehen: je neurotischer ein Mensch ist, umso infantiler ist er, umsomehr wird er sich auch als Prüfer

hingezogen fühlen zur Rolle des Prüflings, die ja der infantilen Rolle entspricht. Die Neigung zur Identifizierung mit dem Prüfling zeigt sich bei manchen, die die äußere Haltung des Prüfers noch zu bewahren vermögen, wenn sie dem Prüfling allein gegenübersitzen, die aber rettungslos selbst zum Prüfling werden, wenn ein kontrollierendes Organ (Inspektor, Regierungsvertreter) den Raum betritt. Hier ergibt sich eine komplizierte Situation, da der Prüfer, der mit einem Mal sich selbst bewußt als Prüfling fühlt, nach zwei Fronten in verschiedener Funktion arbeiten muß. Dieses neurotische Verhalten ist so bekannt, daß der Volkswitz sich dieser Situation zu dritt seit langem bemächtigt hat.

Es wäre verlockend, sich noch weiter mit der Prüfungsneurose des Prüfers zu beschäftigen. Die Studenten unter Ihnen würden da sicher noch gerne zuhören. Wir wollen uns aber mit den angeführten Beispielen begnügen.

Die Prüfungsneurose des Prüfers ist eine ernsthafte Angelegenheit und ihre Besprechung durfte in einem Vortrag, der den neurotischen Mechanismen in der Prüfungssituation gewidmet ist, nicht fehlen. Die Prüfung ist ein Vorgang zwischen zwei Menschen, sie ist ein soziales Ereignis und daher wäre es ein Mangel, nur den einen Teil der Ausführenden zu untersuchen.

Neurotisches Verhalten des Prüfers kann krankhafte Reaktionen beim Prüfling provozieren, die bei richtigem Verhalten des Prüfers vielleicht nie manifest geworden wären. Der neurotische Prüfer bildet vielfach die Quelle einer berechtigten Angst auch des nichtneurotischen Prüflings, also einer Realangst. Angst vor einer Prüfung bei einem neurotischen Prüfer ist keine Prüfungsneurose. Natürlich gibt es auch andere Ursachen, die für den Gesunden die Prüfung zur realen Gefahr werden lassen, weshalb ein gewisses Maß von Prüfungsangst im Rahmen der psychischen Norm vorkommen kann. Ob

eine Prüfungsangst eine neurotische ist oder eine sozusagen physiologische, wird aber immer nur im Einzelfall durch genauere Untersuchung entschieden werden.

Wir haben nun einiges über das neurotische Verhalten in der Prüfungssituation gehört. Sie sehen, daß die psychoanalytische Betrachtung uns vieles psychologisch verstehen gelehrt hat. Dieses Wissen ist von Bedeutung für die Prophylaxe, die hier die beste Therapie ist. Aber diejenigen unter Ihnen, die ihr Verhalten bei der Prüfung oder vor der Prüfung als neurotisch empfinden, sollen sich über die Gefahren dieser Reaktionsweise für den Prüfungsausgang nicht allzugroße Sorgen machen. Die Zahl der Studenten, die an Prüfungsneurose leiden, ist sehr groß, die Zahl derer, die durch die Prüfungsneurose dauernd aus ihrer Bahn geworfen werden, relativ gering. Meist gelingt es dem Ich schließlich doch, wenn auch unter Kämpfen, die Forderungen des Lebens durchzusetzen. Auch vor der Neurose des Prüfers sollen Sie keine zu große Angst haben. Ich habe Ihnen ja gezeigt, daß das neurotische Verhalten des Prüfers recht oft dem Prüfling seine Aufgabe erleichtert.

Wir wollen nun zum Schluß darangehen, die Prüfungssituation einer Betrachtungsweise zu unterziehen, die nicht eine psychologische, sondern eine biologische zu nennen ist. Diese Betrachtungsweise des Prüfungsgeschehens hat sich mir aufgedrängt bei der Untersuchung Hirnkranker, deren Verhalten mancherlei Beziehungen zu dem der Neurotiker aufweist (Pötzl). Es gibt eine Grundstörung der Hirnkranken, auf die zuerst Hughlings Jackson hingewiesen hat und um deren Erforschung sich besonders Kurt Goldstein bemüht hat. Diese Grundstörung äußert sich darin, daß die Kranken in ihrer Gesamteinstellung zur Umwelt primitiver geworden sind. Sie können in konkreten Situationen Gutes leisten, sonst aber versagen sie. Was ist das: eine konkrete Situation? Der Aphasische, der beim üblichen Examen versagt, wird im Augenblick der Ge-

fahr Worte finden und um Hilfe rufen. Der Agnostische, der einen vorgezeigten Gegenstand nicht erkennt, wird ihn erkennen, wenn er ihm im Rahmen einer lebendigen Handlung entgegentritt. Die Dinge der Außenwelt haben für den Hirnkranken einen anderen Wirklichkeitswert, wenn sie sich im Rahmen eines lebendigen Vorgangs darbieten. Die meisten dieser Kranken versagen daher in der Situation des üblichen Examens, die ja keinen unmittelbaren biologischen Sinn hat, sondern eine gestellte Situation darstellt, die nicht um ihrer selbst willen, sondern nur unter Berücksichtigung einer für den Kranken nicht lebensnotwendigen Aufgabe einen Sinn erhält. Auf dem primitiven Niveau des Hirnkranken hat sich eine Sonderung vollzogen zwischen den konkreten Situationen, die den wirklichen Lebensvorgängen direkt zugehören, und den anderen, die nicht unmittelbar dem Leben dienen. Die Kranken reagieren sehr empfindlich auf diesen Unterschied. Ich will Ihnen das an einem Beispiel zeigen. Eine epileptische Kranke zeigte nach einer Anfallsserie eine Sprachstörung, die besonders die Benennung betraf. Diese Kranke reagierte während des Abklingens der Störung folgendermaßen: Man zeigt ihr eine Uhr, sie sagt: „Das ist eine Uhr, aber keine wirkliche." Man zeigt ihr eine Banknote. Sie sagt: „Das ist eine Banknote, aber keine wirkliche, denn Sie werden doch nicht eine wirkliche Banknote hier zeigen." Werden die gleichen Gegenstände aber in einer konkreten Situation benützt, dann werden sie mit dem Adjektiv *wirklich* versehen. Die Uhr wurde spontan als wirklich bezeichnet, als der Untersucher vor der Patientin auf die Uhr schaut und ausruft: „Um Gotteswillen, es ist schon so spät!" Die Patientin sagt: „Sehen Sie, *das* war jetzt die wirkliche Uhr." Die Dinge der Umwelt haben also für diese Kranke — und ich könnte ihnen noch mehrere gleichsinnige Beispiele bringen — nur in der konkreten Situation ihren Wirklichkeitswert. In der *gestellten* Situation des Examens ha-

ben sie an Wirklichkeitswert verloren, können nur viel schwerer bewältigt werden. Daher das Versagen der Hirnkranken bei den üblichen Leistungsprüfungen, die auf das biologisch Sinnvolle wenig Rücksicht nehmen. Das Examen muß, wenn man ein wirkliches Bild über die Leistungsmöglichkeiten erhalten will, den Prüfungscharakter, also den g e s t e l l t e n Charakter, verlieren und den Kranken vor biologisch sinnvolle Aufgaben stellen. Dieser Charakter des Gestellten, biologisch irgendwie Sinnlosen, kommt der Prüfung überhaupt zu, nicht nur der Leistungsprüfung des Hirnkranken.

Damit sind wir auf dem Umwege über das Verhalten Hirnkranker zu einem Problem gelangt, das jeder von uns schon irgendeinmal berührt hat: Es ist das Problem der B e z i e h u n g z w i s c h e n P r ü f u n g u n d L e b e n. So wie jene Hirnkranke haben wir alle schon einmal den Unterschied bemerkt zwischen der Prüfung und dem wirklichen Leben. Dieses Problem bildet ja einen Gesprächsstoff vor und nach der Prüfung. Der Durchgefallene sagt von sich: „Es kommt nicht auf die Prüfung an, sondern auf das, was man im Leben leistet.“ Von manchen Musterstudenten sagt man geringschätzig: „Na ja, bei der Prüfung geht es tadellos, aber ob es im Leben draußen gehen wird, wird sich erst zeigen.“ Achten Sie auf den charakteristischen Ausdurck: „Im Leben d r a u ß e n.“ Wenn ein oftmals Durchgefallener im Leben draußen erfolgreich ist, dann redet er gerne und oft davon, wie sehr sich bei ihm die Prüfung blamiert hat. Und man zeigt mit Fingern auf die ehemaligen Studenten, die jede Prüfung bestanden, aber im Leben versagt haben. Der biologische Wirklichkeitswert der Prüfung ist tatsächlich ein geringer. Die Geringschätzung, die ihr als Maßstab für die wirklich vorhandenen Lebensenergien zuteil wird, ist berechtigt. Es fehlt ihr eben der k o n k r e t e Charakter der wirklichen Lebensvorgänge, sie ist eben nur M e n s c h e n w e r k. Versucht man, ihr diesen Charakter zu

nehmen, dann zeigt es sich, daß aus dem Prüfungsvorgang etwas völlig anderes wird.

Die biologische Betrachtung ergibt also, daß die Prüfung sich irgendwie dem Strom des Lebens entgegenstellt. Man könnte die Prüfungen vergleichen mit Hürden, die von menschlichen Händen aufgestellt sind und Terrainschwierigkeiten markieren sollen. Kann die biologische Betrachtung des Prüfungsvorganges für das Verständnis neurotischer Verhaltensweisen bei der Prüfung von Wert sein? Ich glaube: ja! Die natürliche Kunst des Prüfungmachens wird darin bestehen, diese Hindernisse so zu nehmen, als ob sie natürliche Terrainschwierigkeiten wären. Dieses Als-Ob spielt im biologischen Sinn der Prüfung und ihrer Bewältigung überhaupt eine wesentliche Rolle. Der Neurotiker ist da stark im Nachteil. Ihm wird die Prüfungssituation überladen mit konkretem Gefühlsgehalt. Er ist triebhafter, primitiver als der Gesunde, ihm mangelt es an der Fähigkeit, auf den gestellten Charakter einzugehen. Die Prüfungssituation wird ihm ein elementares Stück Leben. In den „inkonkreten" Prüfungsvorgang strömt ein Übermaß an affektiver Konkretheit und daran scheitert das Ich. Der Neurotiker hat also mit dem Hirnkranken gemeinsam, daß das Ungebundene, Biologische — jetzt können wir wieder sagen: das Irrationale — allzusehr in den Vordergrund tritt und dadurch die Leistung des Ichs stört. Für ihn wird die Prüfungssituation, die den Charakter des Gestellten, Inkonkreten nie ganz verlieren darf, zum Schauplatz allzu konkreten Lebenskampfes. Ein Beispiel für das tief verwurzelte Mißverstehen des Lebens, das Grundleiden des neurotischen Menschen.

Jetzt können wir versuchen, es uns zu erklären, was eigentlich gemeint ist, wenn man sagt: „Das Leben ist eine Prüfung." In diesem Worte liegt ein Wissen um den Gegensatz zwischen Prüfung und Leben. Dieses Wort: „Das Leben ist eine Prüfung", wird von allen Weltan-

schauungen gelehrt, die den ethischen Wert des Leidens in den Mittelpunkt ihres Glaubens stellen. Hier ist es der Leidenscharakter, der die Prüfung adelt. Der Gedanke, daß das Leben eine Prüfung sei, daß also das Inkonkrete, Unbiologische den Charakter des Lebens bestimmen soll, wird nur erträglich durch den Glauben, daß auf jenes Leben, das eine Prüfung war, also eigentlich kein wahres Leben, ein anderes Leben folgt, das erst das w a h r e, das e i g e n t l i c h e Leben ist, zu dem das irdische Leben nur eine Vorbereitung war, nämlich das Leben im Jenseits. Und tatsächlich sind die Vorstellungen aller Glaubensbekenntnisse über das Leben im Jenseits, so verschieden sie auch sein mögen, über das eine einig: Es ist ein Leben ohne Prüfungen. Demjenigen also, der daran glaubt, daß das wahre Leben erst im Jenseits beginnt, wird es nichts anhaben, daß das irdische Leben eine Prüfung ist, also eigentlich noch nicht das wahre Leben. Und es hat einen biologischen Sinn, daß die Menschen, die nicht an jenes wahre Leben im Jenseits glauben, für die also das Leben im Diesseits das wahre Leben ist, immer wieder dafür eintreten, die Prüfungen zu mildern oder gar abzuschaffen, offenbar um das Leben, das ihnen das wahre ist, von seinem — biologisch betrachtet — lebensfremden Gehalt zu befreien. Diese Menschen entbehren ja der Kraft- und Trostquelle des Glaubens, daß das wahre Leben ihnen erst bevorstehe. Für sie darf das Leben keine Prüfung sein, sonst haben sie nie gelebt.

Damit sind wir am Ende. Die letzte Frage, die nach dem Wert und Unwert der Prüfung im Rahmen unserer Existenz, liegt jenseits der Wissenschaft.

Über versäumte Trauerarbeit

Von Helene Deutsch, Boston

Erschienen in der „Wissenschaftlichen Festschrift zum 50. Geburtstag" des Herrn Dr. Josef Reinhold, Gräfenberg, 1936.

Die erste Anregung zu den hier erörterten Problemen gab mir eine zufällige Beobachtung. Ein Mann mittleren Alters, dessen Leben und Schicksale mir sehr gut bekannt waren, erlitt durch den Tod einer von ihm heißgeliebten Person einen schweren Schicksalsschlag. Es war zu einer Zeit, da er, mitten drin in sehr aktivem und erfolgreichem Leben, eben im Begriffe stand, auf einer hohen sozialen Stellung in seinem Wirkungskreise ein berühmter Mann zu werden. Seine Leistungen standen im Dienste politischer Ideologien und nahmen schon seit Jahren den größten Teil seiner Energien in Anspruch.

Wir alle, die ihn und seine überaus zärtliche und intensive Bindung an die verstorbene Person kannten, erwarteten einen sehr schweren Trauerausbruch. Wußten wir doch, wie stark bei allen Anlässen die Gefühlsreaktionen des Betreffenden zu sein pflegten. Es war uns allen etwas unheimlich zu Mute, als überraschenderweise an Stelle der erwarteten Gefühlsreaktion eine sonderbare Kälte und Gleichgültigkeit bemerkbar wurde. Man hielt das Gehaben für Beherrschung, konnte sich aber doch nicht eines ungemütlichen Gefühles erwehren. Aus dem persönlichen Bekenntnis des Betreffenden habe ich erfahren, daß er selbst über die Tatsache der absoluten Gefühllosigkeit an Stelle der Verzweiflung erschrocken war. Er meinte dabei: „Es ist mir so, daß ich entweder im Schmerz vollkommen zusammenbrechen müßte, oder gar nichts fühlen — ich habe mich sichtlich innerlich zu dem Zweiten entschlossen, weil ich zu große Pflichten im Leben übernommen habe."

Spätere Erfahrungen und Beobachtungen haben mich die seelische Situation des Mannes verstehen gelehrt: der seelische Schmerz erfordert Raum im Ich-Gefüge. Je größer seine Energien, desto stärker seine Ansprüche. Wie der organische Schmerz eine gesteigerte Besetzung des Körpers hervorruft und vom Ich große Mengen innerer Energien abzieht, genau so zieht eine seelische Gefühlsreaktion ein Quantum narzißtischer Libido an sich und erfaßt anspruchsvoll das innere Leben. Ist das Ich-Interesse anderswo stark in Anspruch genommen, sind die narzißtischen Befriedigungsmöglichkeiten absorbiert, so bleibt weniger Raum für neue, in unserem Fall schmerzhafte Sensationen. Außerdem scheint mir, daß eine bereits bestehende, starke narzißtische Besetzung für das Ich einen Schutzwall gegen die drohenden Gefahren bildet, bezw. ihn verstärkt. Ist doch das Rest-Ich um die bereits abgezogenen Energien schwächer und könnte nun die durch das schmerzhafte Ereignis inaugurierte Trauerarbeit nicht bewältigen. Wir nehmen also an, daß eine besondere Konstellation im Ich-Gefüge den Ausfall der Trauerreaktion hervorgerufen hatte: auf der einen Seite die relative Schwäche des zur freien Verfügung stehenden Ich-Anteils, auf der anderen eine beschützende Abwehr, von den narzißtischen Besetzungen dieses Ichs ausgehend.

Die weiteren Schicksale, den günstigen oder ungünstigen Ausgang einer solchen Reaktionsweise, konnte ich im Leben des Betreffenden leider nicht mehr verfolgen. Die Nachrichten aus der Ferne erwecken manchmal den Eindruck, daß die ganze — übrigens weiterhin erfolgreiche — Lebensführung einen hypomanischen Charakter besitzt. Entsprechend meinen Anschauungen über die Hypomanie [1]) hege ich die Vermutung, daß auch in

[1]) Helene Deutsch: Zur Psychologie der manisch-depressiven Zustände, insbesondere der chronischen Hypomanie. Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. XIX, 1933.

diesem Falle die das Leiden verleugnende Reaktionsweise weiter ihre Funktion ausübt.

*

Der zweite Fall, der mein Interesse in derselben Richtung erweckte, betraf eine Mutter, die vollkommen unverhofft durch einen Unfall ihr geliebtes einziges Kind verloren hatte. Ich kannte gut die große mütterliche Bindung an das Kind, eine durch keinerlei Ambivalenz getrübte glückliche und stolze Mutterliebe. Die Gefühlsreaktion glich ganz der oben beschriebenen: absolute Ruhe und Gefaßtheit ohne den Eindruck einer pathologischen Reaktion für den Uneingeweihten, einfach so, als ob nichts Schreckliches geschehen wäre.

Hier konnten wir nicht „narzißtische Inanspruchnahme" für die mangelnde Gefühlsreaktion verantwortlich machen. Der Vorgang scheint weniger kompliziert. Es müssen unter bestimmten Bedingungen, deren Wesen noch zu erforschen wäre, dort, wo das Quantum der schmerzlichen Belastung eine Grenze überschreitet, Abwehrkräfte zum Schutze des lebensbedrohten Ichs in Funktion treten. Deren Einmischung ergibt sich aus der Gegenüberstellung zweier Mächte: des anstürmenden Affektes und der Stärke des empfangenden Ichs. Bei zu großer Intensität des Affektes, bezw. bei relativer Ich-Schwäche werden anscheinend solche abwehrende und absperrende Mechanismen in Funktion gesetzt. Wir werden noch im folgenden die Natur dieser Abwehrkräfte erwägen.

Ein ähnliches Verhalten können wir bei Kindern in bestimmten Altersgrenzen als typisch ansehen. Das sogenannte „herzlose" Gehaben von Kindern nach dem Tode heißgeliebter Personen ist eine häufig beobachtete Tatsache. Man versucht hier, zwei Momente für dieses Verhalten verantwortlich zu machen: Die mangelhafte Wahrnehmung, bezw. die intellektuelle Unfähigkeit, die Realität des Todes zu erfassen, und eine noch

mangelhafte Stärke der Objektbeziehung. Ich glaube, keiner dieser Erklärungsversuche trifft die Wahrheit. Wenn auch die intellektuelle Auffassung fehlt, ist das intuitive Wissen stark genug, um den Trennungsschmerz und die Notwendigkeit einer Trauerarbeit zu mobilisieren. Ich nehme an, daß beim Kinde die aus der Ich-Schwäche resultierende Unfähigkeit, ein großes Quantum schmerzhafter Erlebnisse zu bewältigen, normalerweise Abwehrkräfte in Bewegung setzt, die den affektiven Anteil des Erlebnisses dämpfen und abhalten. Es wird hier der narzißtischen, selbsterhaltenden Kraft im Ich ein Regulator zugesprochen, dessen Wesen nicht näher definiert werden kann. Er ist vielleicht ein Nachkomme jener frühinfantilen Angst, die wir als Trennungsreaktion des kleinen Kindes kennen. Wir wissen, daß sie ein Gefahrsignal bei gesteigerter Bedürfnisspannung ist, die noch mit wirklicher Objektbeziehung nichts zu tun hat. Das kindliche Alter, von dem wir sprechen, ist schon so weit fortgeschritten, daß an Stelle der Angst auf die Gefahr des Objektverlustes bereits Schmerz und Trauer erwartet wird. Dort, wo aus narzißtischen Schutzmotiven — wie ich sie oben angenommen habe — die Trauer abgewehrt wird, können wir vielleicht ein Signal annehmen, dem zwar die Angstqualitäten fehlen, dessen Auswirkung aber einem Angstsignal ähnlich ist: die Mobilmachung der Abwehrkräfte, die sich ebenso — sagen wir — diskret und still verhalten wie die nicht zum Vorschein kommende Angst: sie beschränken sich auf passives „Nichtzulassen".

Bei der Beobachtung neurotisch Erkrankter sehen wir häufig, daß nach dem Tode eines geliebten Objektes an Stelle normaler Trauerarbeit schwerste Angstzustände eintreten. In einer psychoanalytischen Behandlung pflegt man dann zu sehen, daß durch einen regressiven Vorgang an Stelle der dem späteren Alter eigenen Trauer die früh-infantile Reaktion — die Angst — eingetreten ist.

Der von mir postulierte affektabwehrende Faktor scheint also nach beiden Richtungen Sicherungen zu liefern: gegen den Trauerschmerz und gegen die frühinfantile Trennungsreaktion, d. h. gegen die Angst.

Zum Problem des Wesens der angenommenen Abwehrkraft kommt noch ein zweites ebenso wichtiges dazu: Welches sind die weiteren Schicksale der abgewehrten Trauer? Wir dürfen nicht vergessen, daß die Reaktion auf den realen Verlust des Objektes keine einmalige ist, daß die Realität immer neue Erinnerungen an den Verlust wachruft und neue Schmerzsensationen provoziert. Das Wesen der Trauerarbeit besteht eben darin, in einem langwierigen Prozeß die schmerzhaften Erinnerungen und Bindungen abzulösen. Meine Meinung geht auch dahin, daß die Abwehr, die mit der Leistungsschwäche des Ichs zusammenhängt, sich nicht nur auf die Unfähigkeit der Schmerzbewältigung, sondern auch vor allem auf die folgende Trauerarbeit bezieht.

Bleibt aber wirklich der seelische Apparat andauernd frei von jenen schmerzhaften und schweren Traueräußerungen? Vielleicht kann uns hier wie so oft bei psychologischen Problemen die Psychopathologie Wertvolles zur Klärung leisten.

*

Ein neunzehnjähriger Mann hatte in seinem fünften Lebensjahr die Mutter durch den Tod verloren. Er war bis zu dieser Zeit ein von der Mutter besonders verhätschelter Junge ohne besondere neurotische Schwierigkeiten, mit zärtlicher, ungestörter Bindung an sie. Als sie starb, zeigte er keine Spur von Trauer. In der Familientradition wurde das scheinbar „herzlose" Benehmen des kleinen Jungen als Erinnerung aufbewahrt.

Nach dem Tode der Mutter übersiedelte er zur Großmutter und blieb in der neuen Umgebung ein gut gedeihendes gesundes Kind.

Die Psychoanalyse ergab keine besonderen Konflikte in der ersten Kindheit, aus denen sich das affektive Verhalten hätte erklären lassen. Das Bösesein mit der Mutter, weil sie ihn verlassen hatte, nahm in den Erinnerungen an diese Zeit wohl einen Platz ein, überschritt aber nicht jene normale ambivalente Regung, die besonders bei Kindern in solchen Fällen aufzutreten pflegt. Auch sonst brachte der junge Mann kein Material zur weiteren Aufklärung des affektlosen Verhaltens in der Kindheit. Er wies aber in seinem späteren Leben gewisse Züge auf, die uns über das Schicksal des abgewehrten Affektes ein wenig orientieren. In seinem Verhalten waren zwei Züge besonders auffällig. Er klagte über Depressionszustände, die ohne äußeren Anlaß in der Pubertät aufgetreten waren und sich auch ohne sichtliche Motive zu wiederholen pflegten. Außerdem war ihm aufgefallen, daß er mit besonderer Leichtigkeit Liebesbeziehungen, Freundschaften usw. aufgeben konnte, ohne die geringste Schmerz- und Sehnsuchtsreaktion zu verspüren. Während der Dauer dieser Beziehungen jedoch fühlte er sich in seinem Affektleben ungestört.

Durch diese Angaben wurde uns das Schicksal der uns interessierenden Kindheitssituation auf einmal verständlich. Die Affektlosigkeit wiederholte sich in verwandten Situationen, der abgewehrte Affekt konservierte sich, um nachträglich in „unmotivierten" Depressionen hervorzukommen. Die Dienstleistung des postulierten Schutzmechanismus galt nur dem kleinen unbeholfenen Ich und beschränkte sich auf eine zeitliche Verschiebung und dynamische Verteilung der Trauerreaktion.

*

Eine andere Beobachtung: Ein dreißigjähriger Mann kommt in die analytische Behandlung wegen schwerer

organ-neurotischer Symptome[2]; neben rein hysterischen Symptomen ein Zwangsweinen, das von Zeit zu Zeit spontan auftritt, ohne die geringste adäquate Provokation. Bereits als erwachsener Mann hatte er die zärtlich geliebte Mutter, zu der er in besonders liebevoller Beziehung gestanden ist, verloren. Die Nachricht über den Tod erreichte ihn in einer fernen Universitätsstadt, die er sofort verließ, um am Begräbnis teilzunehmen. Weder auf der Reise noch beim Begräbnis konnte er den geringsten Affekt aufbringen. Eine qualvolle Gleichgültigkeit blieb die ganze Zeit bestehen, trotz allen Bemühungen, einen Affekt herauszuholen. Er rief sich oft willkürlich die schönsten Erinnerungen an die Mutter ins Gedächtnis, an ihre Güte und Zärtlichkeit, ohne die Schmerzsensation, die er empfinden wollte, im geringsten provozieren zu können.

Der Selbstvorwurf, nicht getrauert zu haben, begleitete ihn quälend im Leben. Häufig versuchte er, Erinnerungen an die geliebte Mutter wachzurufen, um nachträglich weinen zu können. Der Versuch mißlang aber stets.

Der Tod der Mutter fiel in eine Lebensperiode des Patienten, in der er bereits schwere neurotische Schwierigkeiten hatte. Er litt damals an Potenzstörungen, Lernschwierigkeiten und Mangel an Aktivität in allen Lebenssituationen. Die Analyse ergab, daß er schon damals in schweren inneren Konflikten mit seiner Mutter stand, daß seine starke infantile Bindung an die Mutter zu einer Identifizierung mit ihr geführt und das Motiv zu seiner passiven Lebenshaltung abgegeben hatte. Die sonderbare affektlose Reaktion auf den Tod der Mutter hatte mehrere Motive. Es gab in seinen Kinderjahren eine Periode des größten Hasses gegen die Mut-

---

[2]) Dieser Fall wurde in meinem Buch „Psychoanalyse der Neurosen" (Int. Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1930) als Beispiel für Konversionshysterie bereits angeführt.

ter, die dann in der Pubertät ihre Wiederholung fand. Die bewußte, zu starke zärtliche Bindung an die Mutter, die Abhängigkeit von ihr und die Identifizierung mit ihr in der femininen Haltung bildeten dann den neurotischen Ausgang dieser Beziehung.

Gerade bei diesem Patienten konnte man besonders klar beobachten, wie der reale Tod die infantile Reaktion „sie hat mich verlassen" mit dem dazugehörigen Wutaffekt mobilisiert hatte. Die Haßtendenzen, deren Quellen in einer solchen schon in der Kindheit entstandenen Enttäuschungssituation wurzelten, wurden wieder wach und anstatt einer inneren Wahrnehmung des Trauerschmerzes ergab sich aus der Interferenz mit der aggressiven Regung das Gefühl der Kälte und Gleichgültigkeit.

Was uns jedoch in der analytischen Geschichte dieses Patienten hauptsächlich interessiert, ist das Schicksal der augenblicklichen Trauer. Das Schuldgefühl der Mutter gegenüber, das sich sogar in bewußten Selbstvorwürfen verriet, fand reichliche Befriedigung in schweren organischen Leidenssymptomen, in denen der Patient jahrelang die Krankheit der Mutter, sich mit ihr identifizierend, wiederholte [3]). Das oben erwähnte Zwangsweinen war der Ausdruck des vom Vorstellungsinhalt „Tod der Mutter" isolierten Affektes, der in dieser Form sich zwanghaft nachträglich durchgesetzt hatte.

In Freuds „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose" [4]) finden wir ein ähnliches Schicksal des gehemmten Trauerausdruckes beschrieben. Der Patient berichtet dort, daß er auf die Nachricht vom Tode der Schwester keinen Schmerz empfand. Der Ersatz für

---

[3]) Fenichel spricht von der „Verdrängung" bei starker Trauer, „wobei vielleicht der Mechanismus der Identifizierung mit dem verlorenen (toten) Objekt eine Rolle spielt". Siehe „Hysterien und Zwangsneurosen", Int. Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1931.

[4]) Freud: Ges. Schr., Bd. VIII.

den unterbliebenen Schmerz fand sich dann in einer anderen, dem Patienten selbst unverständlich gebliebenen Gefühlsäußerung. Wenige Monate nach dem Tode der Schwester machte er eine Reise in die Gegend, wo sie gestorben war, suchte dort das Grab eines großen Dichters auf, der damals sein Ideal war, und vergoß heiße Tränen an diesem Grabe. Dies war eine ihn befremdende Reaktion ... Er verstand sie erst, als er sich erinnerte, daß der Vater die Gedichte der verstorbenen Schwester mit denen des großen Poeten in Vergleich zu bringen pflegte.

Die Situation, in der beim Patienten Freuds der Affekt zum Durchbruch kam, war durch tiefere assoziative Fäden mit dem ursprünglich unterdrückten verbunden. Bei meinem Patienten war der zwanghaft auftretende Affekt bereits aus dem Zusammenhang vollkommen gelöst.

Die im libidinösen Haushalte unseres Patienten maßgebende Identifizierung war vielleicht das wichtigste Motiv, warum das Ich die Trauerarbeit ablehnte; brachte sie doch die eminente Gefahr, in eine melancholische Verzerrung überzugehen und durch Selbstmord die volle Identität mit der toten Mutter herzustellen. Sobald es durch die Analyse gelungen war, den Patienten in die unterlassene affektive Situation zu versetzen, tauchte diese Suicidgefahr sehr eindringlich auf.

Wir sehen also, wie bei diesem neurotisch erkrankten Menschen neben dem bereits pathologischen Gefühlskonflikt, der hemmend auf die Trauerreaktion wirkte, ein Abwehrvorgang zum Schutze des schwerbedrohten Ichs in Funktion trat.

*

Ein anderer, über dreißigjähriger Mann, scheinbar ohne neurotische Schwierigkeiten, kommt aus nichttherapeutischen Motiven in analytische Behandlung. Vollkommene Affektsperre ohne die geringste Krank-

heitseinsicht. Die Affektlosigkeit betrachtet er in seinem maßlosen Narzißmus als „wunderbare Beherrschung“. Keine Liebesbeziehungen, keine Freundschaften, keine wie immer gearteten Lebensinteressen. Für alle Erlebnisqualitäten dieselbe Stumpfheit und Leblosigkeit. Kein Streben und keine Enttäuschungen. Für die geringen Lebenserfolge hat er immer wohl funktionierende Trostmechanismen, aus denen er paradoxerweise noch immer narzißtische Befriedigungen schöpft. Keinerlei Trauerreaktionen bei Verlust nahestehender Personen, keine Feindseligkeiten, keine aggressiven Neigungen.

Im fünften Lebensjahr hatte Patient die Mutter verloren. Auf den Tod reagierte er vollkommen affektlos; im späteren Leben verdrängte er nicht nur die Erinnerung an die Mutter, sondern auch an die ganze Lebensperiode vor ihrem Tode.

Aus dem spärlichen, in langwieriger und mühevoller Arbeit hervorgeholten Kindheitsmaterial konnte man — vor allem aus der amnesierten Lebensphase — nur negative und aggressive Einstellungen zur Mutter entdecken, die sichtlich mit der Geburt eines jüngeren Bruders zusammenfielen. Die einzige Sehnsuchtsreaktion auf den Tod der Mutter verriet sich in einer Phantasie, die durch mehrere Jahre seiner Kindheit anhielt: Er ließ am Abend die Tür seines Schlafzimmers offen in der Erwartung, daß ein schöner großer Hund kommen werde, der ihn sehr lieben und alle seine Wünsche erfüllen würde usw. Mit dieser Phantasie war eine intensive Kindheitserinnerung assoziiert, vom Tode einer Hündin, die ihre Jungen allein und unbeholfen gelassen hatte, da sie gleich nach der Geburt verendet war.

Außer diesem einen verräterischen Phantasiegebilde war im ganzen Leben des Patienten nichts von Sehnsucht und Trauer nach der Mutter zu finden. In diesem Falle war sichtlich das Abwehrstreben des Ichs zu intensiv ausgefallen und hatte das ganze Gefühlsleben

ergriffen. Der ökonomische Vorteil der Abwehr hatte sich nachteilig ausgewirkt. Mit der Tendenz, schwer erträgliche Affekte abzusperren, ist sozusagen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden, denn auch die positiven, freudigen Erlebnisse sind der vollen Erlahmung zum Opfer gefallen. Die Notwendigkeit der ständigen Niederdrückung einer Affektgruppe führte zum Tod des ganzen Gefühlslebens.

*

Eine Frau mittleren Alters, symptomfrei, aber mit sonderbar gestörtem Affektleben. Zu zärtlichsten Liebes- und Freundschaftsbeziehungen fähig, aber nur in unrealisierbaren Situationen, mit positiven und negativen Gefühlsmöglichkeiten ausgestattet, aber nur unter Bedingungen, die ihr und ihren Objekten Enttäuschungen bringen usw. Um unsere Problemstellung nicht zu komplizieren, sei nur auf die dazugehörigen Erscheinungen hingewiesen. Patientin fängt jede analytische Stunde mit bitterlichem Weinen an, wobei nie ein adäquates Motiv eruierbar ist. Dieses Weinen hat keinen Zwangscharakter, ist aber vollkommen inhaltslos. Bei realen Erlebnissen, die einen traurigen Affekt auslösen sollten, ein auffallend „beherrschtes", im Grunde affektloses Verhalten. In der analytischen Beobachtung wird der Mechanismus der Affekterlebnisse allmählich klar. Die direkte Gefühlsreaktion ist unmöglich, alles wird nur durch komplizierte Vorgänge im Wege von Verschiebungen, Identifizierungen und Projektionen nach der Art des „Primärvorganges"[5]) erlebt. Um ein Beispiel zu geben: Patientin berichtet etwa gelegentlich über Beobachtungen an anderen Menschen. Durch Nachforschen kann man feststellen, daß das von ihr „beobachtete" Erlebnis des anderen nur eine Projektion ihrer eigenen unbewußten Phantasien und Reaktionen

---

[5]) Freud: Traumdeutung, Ges. Schr., Bd. II.

in den anderen darstellt. Es wird nicht auf seine Zugehörigkeit agnosziert, weil ihm die affektive bewußte Reaktion entzogen wurde.

Ein anderer Erlebnismechanismus betrifft vor allem traurige Erlebnisse der anderen. Patientin ist imstande, in eine schwere Depression zu verfallen, weil dem anderen etwas Unangenehmes zugestoßen ist. Besonders auf Krankheits- und Todesfälle in ihrem Bekanntenkreise reagiert sie mit intensiver Trauer vom Charakter des Mitgefühls und Mitleids. Wir konnten hier die Verschiebung der eigenen abgewehrten Affekte in diese Erlebnisform feststellen.

Ich habe den Eindruck, daß das eine nicht seltene Reaktionsweise ist, die in ihrer milderen Form weniger auffällig zu sein pflegt. In der Analyse unserer Patientin konnte man in den verschobenen Affektentladungen die Zugehörigkeit zu alten unerledigten Erlebnissen entdecken. Das ursprüngliche Trauererlebnis war zwar nicht der Tod, aber eine durch die Scheidung der Eltern bewirkte Verlustsituation.

Man konnte bei ihr allmählich feststellen, daß sie jene Beziehungen, in denen sie Gelegenheit hatte, an dem Unglück der anderen teilzunehmen, krampfhaft suchte, und daß sie sogar einen gewissen Neid entwickelte, daß nicht ihr, sondern dem andern das Unglück zugestoßen sei. Man hat die Neigung, bei einem solchen Verhalten an „masochistische Tendenzen" zu denken und ihnen dasselbe zuzuschreiben. Sicher dürfte die Befriedigung des Masochismus dabei auch eine Rolle spielen. Die Beobachtungen an dieser Patientin haben jedoch meine Aufmerksamkeit noch in eine andere Richtung gedrängt.

*

Ich glaube, daß jeder unerledigten Trauerarbeit ein Drang anhaftet, in irgendeiner Form realisiert zu werden. Ich beschränkte mich vorderhand, diesem Reali-

sierungsdrang nur bei der Trauerarbeit nachzugehen, und habe die Überzeugung gewonnen, daß eine in dem von Freud[6]) beschriebenen Sinne nichterledigte „Trauerarbeit" in irgendeiner Form bis zu ihrer vollen Auswirkung geleistet werden muß. Dieser Drang zum Affekterlebnis kann so stark sein, daß er in manchen Fällen in Analogie zu jenem Mechanismus steht, den wir im „Verbrecher aus Schuldgefühl"[7]) kennengelernt haben. Dort drängt das unbewußte Schuldgefühl nachträglich zu einer das Gefühl rationalisierenden Schuldhandlung, hier provoziert die abgewehrte Trauer ein adäquates Schmerzerlebnis. Ich habe den Verdacht, daß manche Schicksale, die bei uns den Eindruck einer masochistischen Lebenshaltung erwecken, einfach einem solchen Realisierungsdrange der unerledigten Affekte entsprechen. Unsere letztgenannte Patientin gab uns ein besonders einleuchtendes Beispiel für diese Annahme.

Die Trauerarbeit als Reaktion auf den realen Verlust eines geliebten Objektes muß geleistet werden. Solange die alten Bindungen libidinöser oder aggressiver Natur mit dem Objekte verknüpft sind, so lange wuchert der schmerzhafte Affekt und vice versa; die Bindungen sind ungelöst, solange die affektive Trauerarbeit nicht geleistet wurde. Welches auch das Motiv der Affektabwehr war: die Unerträglichkeit des Affekts infolge der vorhandenen Ich-Schwäche, anderweitiger Inanspruchnahme des Ichs, insbesondere durch narzißtische Besetzungen oder einen vorher schon bestehenden Konflikt mit dem verlorenen Objekte in aufdringlich-pathologischer oder versteckter Form, verschoben, verwandelt, hysteriform, zwanghaft oder schizoid, — in jedem Falle

---

[6]) Freud: Trauer und Melancholie, Ges. Schr., Bd. V.

[7]) Freud: Das Ich und das Es, Ges. Schr., Bd. VI, S. 398.

muß jenes Quantum der schmerzhaften Reaktionen bewältigt werden, welches der vernachlässigten unmittelbaren Trauerarbeit zugedacht war.

In den vorangegangenen Überlegungen habe ich einen Regulator angenommen, dessen Wesen mir nicht klar geworden ist und dem ich die Abkunft von den ursprünglichen Angstreaktionen des kleinen Kindes auf die Trennung von Objekten zugeschrieben habe. Ich meinte, daß die innere Wahrnehmung der Unfähigkeit zur Affektbewältigung, also der Ich-Schwäche, den Motor zur Affektabwehr, bezw. zu seiner Verschiebung in Betrieb setze. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß dieser Motor immer am schon bestehenden Konflikt mit dem Objekte ansetzt, und daß letzten Endes dieser Konflikt die verantwortliche Ursache des Affektmangels darstellt. Wir haben aber an Beispielen gesehen (wie etwa in dem der Mutter, die ihr Kind verloren hat), daß nicht immer der Konflikt das Maßgebende ist.

Jedenfalls erweist sich die Zweckmäßigkeit der Flucht vor dem Trauerschmerz als ganz vorübergehend, denn die Beobachtung zeigt, daß die Forderung nach ihm im psychischen Apparat bestehen zu bleiben pflegt. Das Gesetz der „Erhaltung der Energie" hat sichtlich seine Parallelen im psychischen Geschehen. Jedes Individuum verfügt über das ihm eigene Quantum von Gefühlserregungen; die Art und Weise, in welcher ihre Verarbeitung, ihre Abfuhr zustande kommt, bildet *seine* individuelle Eigenheit und hat auch ihren Anteil an der Bildung der Persönlichkeit.

Wahrscheinlich ist die innere Abwehr schmerzhafter Erlebnisse in ständiger Funktion, besonders in der Kindheit. Man könnte vermuten, daß die allgemein menschliche Neigung zu „grundlosen" Verstimmungen ein Nachholen dieser einst ersparten Affektreaktionen darstellt, mit ihrer ständigen latenten Bereitschaft zur nachträglichen Erledigung.

Zur Relativität der Wirklichkeit

Von René Laforgue, Paris

Wir veröffentlichen aus dem bei „Les Éditions Denoël", Paris, 1937, erschienenen Buch von René Laforgue „Relativité de la Réalité, Réflexions sur les Limites de la Pensée et la Genèse du Besoin de Causalité" Teile aus dem dritten Kapitel. Ins Deutsche übertragen von E. Kris.

Wir haben uns eben gefragt, wie das Individuum seine kindlichen Ängste beherrschen, wie es affektive Regressionen und Fixierungen an ein primitives Stadium der Libidoentwicklung vermeiden könnte. Mit anderen Worten: Wir haben nach den Mitteln der normalen Abwehr gegen diese Ängste gefragt und diese mit den pathologischen Methoden verglichen, die wir im ersten Kapitel vorgeführt haben.

Wir kennen die bedeutende Rolle, die das Ich in der Verteidigung des Menschen gegen die ihn bedrohenden Gefahren spielt. Die Funktionen, durch die es seine Aufgabe löst, sind komplex. Wir werden diese Funktionen näher studieren müssen und wollen vor allem von der synthetischen Funktion des Ichs sprechen, von seiner Rolle in seiner eigenen Entwicklung, wie auch in der der Persönlichkeit ebensowohl wie in der einer Gemeinschaft; auch von der Art seiner normalen Abwehr gegen neurotische Ängste.

Wir nennen Ich jene Aktivität des psychischen Apparates, durch die die Synthese aller unserer Wahrnehmungen sich vollzieht, sowohl der auf innere als auch der auf äußere Reize gerichteten. Diese Synthese erlaubt uns, uns in Zeit und Raum mit Bewußtsein zu versetzen, lehrt uns willentlich handeln, im Zusammenhang mit der Wirklichkeit und mit unseren Bedürfnis-

sen. Anders gesagt: Wir verwenden den Terminus Ich da, wo man allgemein von Intellekt spricht. Das Bewußtsein ist danach eine Funktion des Ichs, das je nach Individuum, Familie, Milieu, Klasse, Gemeinschaft, Nationalität, Zivilisationsstufe, der das Individuum angehört, verschieden reagiert. Das Bewußtsein variiert nach Intensität und Qualität, wenn man jedes einzeln betrachtet, und verrät sich durch verschiedene Zustände, je nach dem Alter, der Ermüdbarkeit, der Kultur, und auch je nachdem, ob es sich um den Zustand des Wachseins oder des Schlafes handelt. Im Schlaf scheint das Bewußtsein beinahe verschwunden zu sein. In Wirklichkeit aber funktioniert es verlangsamt und in anderer Weise: man darf hier das Bewußtsein mit einem Nachtlicht vergleichen. Jetzt vollendet das Ich nicht mehr die Synthese der Wahrnehmungen nach den Gesetzen, die die Verarbeitung des bewußten Gedankens beherrschen; es leistet diese Arbeit nach anderen Gesetzen, nach denen, welche die Bearbeitung der Traumgedanken bestimmen. Meistens sind diese Gedanken unverständlich, wenn man sie nicht durch die Methode der psychoanalytischen Interpretation der Träume umformt, aus ihnen bewußte Gedanken gewinnt und sie so verständlich macht. Besser gesagt: Um den Gedanken des Traumes in einen bewußten Gedanken zu verwandeln, muß man eine erhebliche Arbeit leisten, die sich das Ich während des Schlafes erspart hat. Die Verwirklichung des Bewußtseins setzt eine erhebliche Ausgabe an libidinöser Energie voraus, die dem Ich während des Schlafes nicht mehr zur Verfügung steht. Auch kann sich die Synthese der Wahrnehmungen in diesem Zustande nur unter der Bedingung der Ersparung an Libido, die das Ich vornehmen muß, vollziehen . . .

Es gibt übrigens zwischen dem Zustand des Wachseins und dem des Schlafens eine Menge von Zwischenstadien, in denen die Funktion des Bewußtseins in einer

mehr oder weniger intensiven Weise ausgeübt wird, wobei gleichzeitig die Bedeutung der unbewußten psychischen Aktivität und des Traumdenkens variabel bleibt. Das letztere scheint zuweilen in der Form der Träumerei in das Wachdenken einzudringen. Das charakteristische Zwischenstadium zwischen den Zuständen des Wachseins und des Schlafes ist die Schläfrigkeit, in der das Bewußtsein noch nicht völlig geschwunden ist und über die Wahrnehmung von Zeit und Raum noch — oder wenigstens beinahe — verfügt, sich aber ihrem Verlust schon nähert, wobei im Menschen der Eindruck entsteht, als lebte er in einer anderen Welt.

In allen Zuständen, in denen diese Funktion des Ichs, die wir das Bewußtsein nennen, rege ist, bewahrt das Ich die Fähigkeit, den Zustand zu wechseln, unter dem Erlebnis, daß es dies willentlich macht, und das äußert sich im Gefühl, daß man seine Aufmerksamkeit je nach Erfordernissen oder Impuls des Augenblicks anspannt oder entspannt. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß die psychische Aktivität, durch die das Ich das Bewußtsein zustandebringt, sehr kompliziert ist und eine bedeutende Summe von Arbeit erfordert, ungeachtet dessen, daß wir selbst das Erlebnis der Selbstverständlichkeit des unmittelbar Gegebenen dabei haben können. Diese Arbeit besteht, wie wir wissen, nicht nur in der Verarbeitung gegenwärtiger Eindrücke; auch die Eindrücke der Vergangenheit nehmen daran sowohl als Inhalte unseres Wissens als auch unserer Erfahrung teil. Diese Vergangenheit ist vom Individuum selbst durch die Familie, die Gemeinschaft und alle Generationen, die die Zivilisation gegründet haben, kapitalisiert worden. Die Zivilisation stellt eine Summe von Erinnerungen und von Individuen und Gemeinschaften angesammelten Erfahrungen dar, wobei die Vergangenheit eine längere oder kürzere Zeit umfassen kann; die Vergangenheit gewinnt durch die Vermittlung der psychischen Mechanismen, welche den Einfluß der Ge-

meinschaft auf das Individuum bestimmen, auf die Haltung seines Ichs gegenüber den Gegebenheiten des Lebens determinierenden Einfluß.

Danach wäre das Ich nicht nur ein Produkt des Individuums, sondern gleichzeitig ein Produkt der Gemeinschaft, und zwar in dem Maße, in dem es diese Gemeinschaft spiegelt und ihre Art, die Dinge zu erfassen, und damit die Mentalität dieser Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. Es würde sich im Ganzen also aus dem gemeinschaftlichen und dem individuellen Anteil zusammensetzen ...

Das Bewußtsein in diesem Sinne wäre nichts anderes als der Ausdruck der Kompromisse, die auf den Zwiespalt oder das Zusammenklingen verschiedener Triebregungen folgen, und wäre endlich der Fahnenträger jener Tendenz, die sich als die stärkere bewiesen und den Sieg davongetragen hat. Und durch das Individuum öffnet sich neuerlich der Blick auf die Geschichte und die Zivilisation. Aber diese Arbeit des Ichs und das Bewußtsein der Dinge, das so erwächst, hängt nicht nur von der Entwicklung des kollektiven Bewußtseins ab. Die Entwicklung des individuellen Ichs hat daran ihren entscheidenden Anteil. Freilich kann dieses Ich in einer gegebenen Gesellschaft bei den verschiedenen Individuen ungleich entwickelt sein. Weiters kann seine Entwicklung durch eine Fülle von Prozessen, die dem Gebiet des Pathologischen angehören, entstellt sein, das Ich kann infantil geblieben sein, wenn auch in einer differenzierten Gemeinschaft. Von einer gewissen Toleranzstufe an, die sehr variabel ist, je nach der Art der Gemeinschaft und dem Milieu, in dem das Individuum heranwächst, verrät sich dies durch Mängel in der Aktivität des Ichs.

Die Psychopathologie hat uns mit den charakteristischesten Seiten dieser Defekte bekannt gemacht. Sie stammen aus verschiedenen Quellen. Die einen hängen mit der Vererbung zusammen, die anderen mit organi-

schen Verletzungen, andere wieder mit Intoxikationen, mit Rauschgiften, und wieder andere mit psychischen Traumen. Unter diesen Defekten des psychischen Apparates verdient einer unsere besondere Aufmerksamkeit. Ihm verdanken wir es zum Teil, daß wir die Komplexität der psychischen Leistung des Ichs und des Bewußtseins, wie wir es beschrieben haben, erforscht haben. Wir sprechen von der Schizophrenie, dieser fremdartigen Krankheit, die beweist, daß die Synthese der Wahrnehmungen sich in anderer Richtung vollziehen kann als die unsere und zu einer von der unseren verschiedenen Vorstellung von der Wirklichkeit führen kann. Die Schizophrenen sehen die Welt anders als wir. Unsere Wirklichkeit ist nicht die ihrige. Wir nennen sie verrückt, weil sie Dinge sehen und erfassen, die wir nicht sehen und die uns absurd erscheinen. Sie überlassen sich Tätigkeiten, die unserer Auffassung nach sinnlos sind und die sich für unser Gefühl auf die Halluzinationen beziehen und auf diese reagieren, und zwar nicht anders, als wir auf die Wirklichkeit.

In diesen Fällen erschüttert die Störung die synthetische Funktion des Ichs, die sich jetzt nur unvollkommen vollzieht. Der Kranke kann sich nicht auf normale Weise in Raum und Zeit einfühlen. Er paßt sich nicht mehr an die Notwendigkeiten des Lebens an, sein Bewußtsein scheint dissoziiert. Es wird zum Sprachrohr der widersprechendsten Triebregungen, zwischen denen das Individuum hin und her geschleudert wird, ohne sie in seiner Persönlichkeit sinnvoll integrieren zu können.

Die Synthese der Wahrnehmungen vollzieht sich auch im Zustande des Wachseins nach den Gesetzen, die die Traumarbeit beherrschen. Diese letztere bricht in das Bereich des bewußten Denkens so ein, daß das Subjekt nicht mehr zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag.

Aber um das Wesen der Störungen, die die Aktivität des **Ichs** dieser Kranken einschränken, zu verstehen, müssen wir uns eine klare Vorstellung von der Art zu verschaffen suchen, in der sich diese Synthese, von der wir sprechen, vollzieht, und da wieder ist es das Studium der Schizophrenie, das uns dazu verhilft, sie zu verstehen; es verhilft uns vielleicht noch besser dazu als das Studium der Neurosen, und zwar deshalb, weil die Schizophrenie gewisse Reaktionen vergrößert und steigert und uns so erlaubt, das Wesen und die Folgen von verschiedenen Defekten deutlich zu erfassen.

Studieren wir also einen Fall von Schizophrenie, der sich als besonders lehrreich erwies, etwas näher. Es handelt sich um ein junges Mädchen, das man mir vorstellte, als es 25 Jahre alt war. Ich nenne sie Odile. Sie war nach ihrem 17. Lebensjahr erkrankt. Anfänglich trat ein Zwangszustand auf, der von der Angst vor Bakterien begleitet war, sich in dem Bedürfnis verriet, sich ständig zu waschen, und zu einem außerordentlichen Reinlichkeitszwang führte. Mit der Zeit wurde es Odile immer schwerer, zu sprechen. Einmal beschuldigte sie sich, eine Unanständigkeit dadurch begangen zu haben, daß sie sich in ein Gespräch mit einem jungen Mann einließ. Dann gab es einen ersten Selbstmordversuch. Man schaffte sie in ein Sanatorium, wo sie mehrere Monate verblieb, und dann in ein zweites, wo sie etwa sechs Monate zubrachte. Der Zustand von Odile verschlechterte sich weiter. Sie wird nun unzugänglich, spricht weniger und weniger und versucht immer wieder Selbstmord zu verüben. Endlich erklärt der Direktor des Sanatoriums der Familie, daß es sich um einen ernsten Fall handelt, um eine Dementia praecox oder Schizophrenie. Man entschließt sich, Odile zu Hause zu pflegen, man mietet ein Haus mit einem Garten, und hier wird nun Odile mit außerordentlicher Hingebung von ihrem Bruder und ihrer älteren Schwester gepflegt. Zu dieser Zeit gelingt es ihr,

sich mehrere Kugeln in den Kopf zu schießen, aber die Kugeln verursachen nur oberflächliche Verletzungen, der Selbstmordversuch mißlingt. Trotz allen Opfermutes der Familie geht es der Kranken immer schlechter. Sie spricht gar nicht mehr, sie ißt nur mit Schwierigkeiten; dabei spielt sie noch ein bißchen Klavier mit der Schwester und läßt sich manchmal vorlesen. Schließlich entschließt sich die Familie, einen Psychoanalytiker zuzuziehen. So lerne ich Odile kennen, eine Kranke, die nicht spricht und die einen ausgeprägten Negativismus zeigt. Statt dem Arzt entgegenzukommen, weicht sie zurück. Ihre Glieder sind steif, wie aus Wachs... Von Zeit zu Zeit bricht sie in Wutanfälle aus, während deren sie unzusammenhängende Worte hinausschreit: ein klassisches Bild. Es besteht volle Unmöglichkeit, sie sich selbst zu überlassen. Sofort versucht sie, sich zum Fenster hinunterzustürzen oder mancherlei Gegenstände, wie Gläser oder Nadeln, zu verschlucken. Von Zeit zu Zeit wird sie von kindlichen Lachanfällen geschüttelt, wie wenn sie Gehörshalluzinationen hätte, obwohl sich eine Bestätigung dafür nicht gewinnen läßt. Nach einigen Wochen der Behandlung scheint es dann wieder, daß sie flüchtige visuelle Halluzinationen hat. So zeigt sie der Schwester ihren Rock: man habe auf ihn Flecken gemacht. Endlich gelingt es ihr, sich darüber Rechenschaft zu geben, daß die Flecken nicht existieren, und zwar dann, als sie die erstaunten Gesichter um sich herum sieht. Sie gesteht dann ein, daß sie die Flecken, die sie eben zu sehen glaubte, nicht mehr wahrnimmt.

Ich möchte mich nicht darauf einlassen, die Einzelheiten der Behandlung dieser Kranken mitzuteilen. Man wird nicht zweifeln, daß es schwer war, mit ihr einen Kontakt zu finden....

Als eine der Methoden, mit der wir uns mit der Kranken in Verbindung setzten, dürfen wir anführen, daß wir sie dazu brachten, Gedichte zu lesen, in denen von

Blumen, Liebe und Frühling die Rede war. Man mußte mit äußerster Vorsicht vorgehen und die Worte behandeln, als ob sie explosiv wären. Ich schließe daraus, daß Odile genötigt war, dieselbe Zurückhaltung in ihren Gedanken walten zu lassen. Man denkt in Worten und in Bildern, und gerade Worte und Bilder erschütterten sie. Es war ihr vermutlich gelungen, beinahe jedes Denken zu unterdrücken, jedenfalls war es ihr in der Tat unmöglich, einen selbständigen Gedanken zu fassen; höchstens schien sie einen Gedanken anzunehmen, wenn er ihr durch eine Frage nahegelegt war. Es schien, daß sie sich nicht für verpflichtet hielt, eine an sie gerichtete Frage zu beantworten. Sie sprach also offenbar die Wahrheit, wenn sie angab, daß sie an nichts bewußt zu denken vermochte. Allmählich mit dem Fortschreiten der Behandlung verschwinden auch psychogene Körpersymptome (Obstipation), und die Kranke entschließt sich mehr und mehr, jene Gebiete zu berühren, die bisher für sie tabu waren. Sie beginnt, von der Sexualität zu sprechen und Fragen zu stellen, die damit zusammenhängen.

Mit diesem Fortschritt ändert sich auch ihr Verhalten. Ihre Glieder werden weniger steif, ihre Bewegungen werden freier und weicher. Auf dem Gebiet der Motorik werden die Fortschritte deutlicher als auf psychischem Gebiete. Bald geht sie normal und hat immer weniger Schwierigkeiten, ihre Bewegungen zu koordinieren. Einen Brief zu schreiben, macht ihr noch Mühe. Es gelingt ihr nur, einzelne Ereignisse des Tages aufzuzählen. Nie spricht sie von sich, wie wenn sie sich nicht als Individuum und als Mensch mit Bewußtsein vom eigenen Dasein erfassen könnte; nie, nie von ihren Empfindungen und vor allem nie von ihrem Körper. Wie wenn sie sich darum böse wäre, daß sie nicht reiner Geist sei.

Empfinden! Es ist das ganze Gebiet der Sensibilität, das bei Odile unter dem Bann steht, „zum Tode ver-

urteilt". Später wird sie verstehen, warum es so ist, und sie wird es uns selbst erklären: Empfinden ist Sünde und darum muß man unempfindlich werden. Jedes Empfinden, so unschuldig es ist, stammt für sie, für die Kranke, aus dem Sinnlichen und ist daher mit Schuld besetzt. Man sieht, wie weit dieses Schuldgefühl in solchen Fällen gehen und wie alles, was auch nur von weitem an Empfindung erinnert, zum Verbrechen gestempelt werden kann. Mit dem Verluste der Fähigkeit zu empfinden hatte Odile die Fähigkeit verloren, ihre Persönlichkeit zu koordinieren, wie wenn diese Koordination unserer Sinneseindrücke, unserer Wahrnehmungen und unserer Bewegungen von den Sinnen selbst im eigentlichen Verstande ausginge und gerade darum sündig und verboten wäre. Ihr bewußtes Denken war nichts als Gedächtnis, ungeordnete Ablagerungsstätte für Fakten, die nicht miteinander in Beziehung standen. Es wäre für Odile unmöglich gewesen, zwischen ihnen eine Verbindung herzustellen, eine synthetische Arbeit zu leisten. Erst dann wurde die Synthese möglich, als Odile ihre Empfindungen anerkannte, vornehmlich ihre Sexualität anerkannte, und zwar darum, weil das Gebiet dieser Sinnesempfindungen für die Rekonstruktion der Einheit ihres I c h s, d. h. dazu nötig war, um eine rechte Vorstellung von der Realität und von der Welt zu gewinnen.

Es ist die Beobachtung ähnlicher Fälle, die den Psychoanalytiker lehrt, im Rahmen unseres psychischen Lebens die spezielle Funktion zu verstehen, die das I c h ausübt. Das I c h benimmt sich, wie wenn es selbst mit Empfindungen begabt wäre, besser, mit Libido. Durch diese Libido tritt es in Kontakt mit der Außen- und mit der Innenwelt, deren Mittler es ist.

Psychoanalyse praktisch gesehen

Von Lawrence S. Kubie, New York

Die folgenden Abschnitte sind das VII. und VIII. Kapitel des Buches „Practical Aspects of Psychoanalysis" von Lawrence S. Kubie, das im Verlag W. W. Norton & Company, Inc., New York, 1936 erschienen ist. Die deutsche Ausgabe wird demnächst im Internationalen Psychoanalytischen Verlag herauskommen.

VII. Kapitel: Der Gegensatz zwischen der Psychoanalyse und der Heilung durch den Glauben oder durch Suggestion

Psychoanalyse keine Heilung durch den Glauben.

Der Psychoanalytiker erwartet von seinen Patienten einen freimütigen und offenen Skeptizismus. Nichts ruft in ihm ernstere Besorgnis hervor als die sanfte Vertrauensseligkeit und naive Gläubigkeit, die manche eifrige Patienten festzuhalten bemüht sind. Er weiß aus Erfahrung, daß eine solche Haltung — wenn es ihm nicht gelingt, sie aufzulösen — niemals dauerhafte therapeutische Ergebnisse zustande kommen läßt. Er vollbringt keine „Wunderheilungen".

Heilung durch den Glauben ohne Differentialdiagnose.

Alle Methoden der Heilung durch den Glauben gleichen einander im Wesen. Aus ihrer Grundannahme, daß die Genesung von übernatürlichen Kräften abhänge, die alle Zustände in gleicher Weise beeinflussen, resultiert, daß Differentialdiagnosen überflüssig sind. Daher ist für diese Methoden keine detaillierte Untersuchung der natürlichen Krankheitserscheinungen nötig, sie brauchen keine Krankengeschichte aufzunehmen, keine sorgfältigen diagnostischen Studien anzustellen.

Im Gegensatz hiezu fordert die Psychoanalyse die genaue Untersuchung eines jeden Falles und seine Behandlung als individuelles Problem, das eines monatelangen Studiums bedarf, ehe eine aufs Ganze zielende Therapie in Angriff genommen werden kann. Schon aus diesem Grund allein läßt sich schwerlich ein größerer Gegensatz vorstellen als der zwischen der Analyse und irgendeiner Art von Heilung durch den Glauben.

Das Verhältnis zu Zuspruch und Suggestion.

Alle magischen Heilmethoden beruhen auf irgendeiner Art von dringlicher Ermahnung, auf einer Mobilisierung religiöser oder persönlicher Begeisterung. Das ist es, was der Laie unter „Suggestion" versteht: Erstens eine emotionale Inspiration, die den Patienten aus seiner Stimmung heraus und in eine andere hinein führt und seine Symptome dadurch für den Augenblick verdunkelt oder beseitigt; und zweitens den Einfluß von Ideen, die dem Patienten vom Therapeuten eingegeben werden. Diese Ideen wirken auf den Patienten weitgehend durch den affektiven Einfluß der Persönlichkeit, die sie ihm vermittelt hat, und ganz unabhängig von ihrer objektiven Richtigkeit. Die Wirksamkeit aller solchen Suggestionen ist von der menschlichen Beziehung abhängig, die hinter ihnen steht. Wenn diese Beziehung in die Brüche geht, so schlägt der Patient gewöhnlich auch diese Ideen sogleich wieder in den Wind. Dies ist einer der Gründe, warum es immer wieder mißlungen ist, durch Hypnose dauerhafte Heilerfolge zu erzielen.

Das ist alles weit entfernt von der Theorie und Praxis korrekter Psychoanalyse, wenn sich auch manche inkorrekte pseudo-analytische Arbeit vielfach solcher Verfahren bedient. Ähnlich scheint ein Teil der Tätigkeit der Jungschen Schule eine intellektualisierte Form von Glaubensheilung darzustellen, eine Mischung von Ermahnung, Mystik und Suggestion.

Der Unterschied zwischen der Verwertung der persönlichen Bindung bei den Glaubensheilungen und bei der Analyse.

Es könnte der Einwand erhoben werden, daß auch die Psychoanalyse durch menschlichen Kontakt wirke. Das ist richtig; aber diese Bindung wird anders gehandhabt. In der Analyse wird die Beziehung zwischen dem Patienten und dem Arzt nicht zur direkten Beeinflussung des Patienten benützt, sondern nur dazu, das Auftauchen verschütteten Materials, das sonst unzugänglich bliebe, zu erleichtern. Wie schon bei der Besprechung der Analyse der Übertragung ausgeführt, wird jede Anstrengung gemacht, den Patienten nicht an den Analytiker und an seine Phantasien über den Analytiker zu binden, sondern diese Phantasien dem Patienten klarzumachen, damit er eine immer größere Freiheit von ihnen erlange.

In allen grundsätzlichen Punkten sind sonach Psychoanalyse und Glaubensheilung oder Heilung durch Suggestion diametral verschieden.

VIII. Kapitel: Die verschiedenen Zugänge zur Psychoanalyse

1. Der Weg zur Psychoanalyse.

Es gibt verschiedene Gründe, eine psychoanalytische Behandlung aufzusuchen: um Hilfe gegen eine vollausgebildete Neurose zu suchen oder um ihrem Ausbruch vorzubeugen; um dem Fortschreiten oder der Rezidive zu steuern; oder um die Ursachen verhängnisvoller Fehlanpassungen im täglichen Leben aufzuspüren und zu beseitigen. Mit anderen Worten, die Psychoanalyse kann zur Untersuchung, zur Heilung und zur Prophylaxe Anwendung finden.

Die Psychoanalyse als letzter Ausweg.

Im allgemeinen wird die Psychoanalyse jedoch noch immer als *ultima ratio* betrachtet. In gewisser Hin-

sicht läßt sich dies nicht vermeiden. Es ist nur natürlich, daß man glaubt, Probleme mit Hilfe rascher und einfacher Auskunftsmittel lösen zu können, solange sich diese nicht als unwirksam erwiesen haben. Überdies ist für das Aufsuchen der Analyse ein für den Patienten peinliches Eingeständnis seiner Erkrankung und seiner dringenden Hilfsbedürftigkeit Voraussetzung. Die meisten Menschen von selbständigem Charakter sind dazu nicht imstande, solange sie nicht jedes andere ihnen zugängliche Mittel versucht haben.

Die Patienten sind daher so lange genötigt, mit primitiveren Heilverfahren Experimente zu machen, als sie der Analytiker nicht davon überzeugen kann, daß er in der Lage ist, Fälle, in denen diese einfacheren Mittel versagen müssen, von solchen zu unterscheiden, in denen sie Erfolg haben können. Es ist nun für ihn zwar oft möglich, eine derartige, seine eigene Überzeugung befriedigende Unterscheidung vorzunehmen; die Patienten und ihre Familien bestehen aber in den frühen Entwicklungsstadien einer Neurose gewöhnlich darauf, ihre eigenen Versuche zu machen, ungeachtet der Ratschläge des Analytikers.

Der Versuch, innere Probleme durch äußerliche Maßnahmen zu bewältigen.

Daher geben die Krankengeschichten neurotischer Patienten, die schließlich doch in die Analyse kommen, in stereotyper Weise Zeugnis von den wiederholten Bemühungen, innere Schwierigkeiten durch äußerliche Veränderungen zu lösen. Schwierigkeiten bei Kindern greift man mit Änderungen des Erziehungsregimes an. Bei Schulschwierigkeiten versucht man es mit einem Wechsel der Lehranstalt; oder man hegt die Hoffnung, es werde sich mit dem Übertritt von der Grundschule in die Hauptschule, von der Volksschule in die Mittelschule oder von der Mittelschule in die Hochschule

alles von selbst geben. Vom Hochschüler erwartet man dann wieder, daß sich seine Schwierigkeiten nach Beendigung der Studien bessern. Dann glaubt man die Lösung in der Berufswahl zu finden, man versucht es weiter mit einem Berufswechsel oder hofft auf die Verheiratung. Dann heißt es: „Wenn nur einmal ein Kind da ist!“, dann wartet man, bis es mehrere sein würden, und zuletzt erblickt man das Heil in der Scheidung und womöglich in neuerlichen Eheschließungen.

Solche äußerliche Veränderungen haben wohl manchmal Erfolg; aber solange sie nicht mit grundlegenden psychischen Umstellungen verbunden sind, übertragen sie sehr oft nur die alten Probleme in die neue Situation. Am Ende findet sich jeder Erwachsene einem Leben gegenüber, in dem sich alle nur denkbaren wichtigeren Veränderungen ereignet haben und in dem keine wichtigeren Veränderungen der äußeren Lebensumstände noch auszuprobieren übrig bleiben. Erst dann hört der Leidende schließlich auf, weitere Versuche mit sich anzustellen. Er hätte sich und seiner Umgebung viel Leid und fruchtlos vertane Zeit ersparen können, wenn er sich schon ein paar Jahre früher zur Krankheitseinsicht bereit gefunden hätte, ohne die keine Psychotherapie, sei sie welcher Art immer, in Angriff genommen werden kann.

Nutzlosigkeit von Zwang, Zureden oder Versprechungen gegenüber dem widerstrebenden Patienten.

Es ist deshalb zwecklos, durch Zwang, Bitten oder Versprechungen jemanden veranlassen zu wollen, sich der Behandlung zu unterziehen. Wenn sich ein Neurotiker nicht behandeln lassen will, hat man nur wenige Möglichkeiten: man kann ihm einen Spiegel seines Verhaltens vorhalten, so daß er es als gestört erkennen muß; man kann ihm sagen, daß er von ehrlicher, aber mühsamer analytischer Arbeit begründeter Weise Hilfe

erhoffen darf; man kann allenfalls der Familie raten, alle Schutzmaßnahmen fallen zu lassen, durch die der Patient davor geschützt wird, unter den Folgen seines Krankseins zu leiden. Es ist dies die einzige wirksame Vorbereitung zur Analyse, bezw. in diesem Falle zu jeder psychotherapeutischen Bemühung. Der Patient muß dazu gebracht werden, seine Hilfsbedürftigkeit als quälend zu empfinden, ehe ein Außenstehender ihm helfen kann.

Der Patient, der einem anderen zuliebe in die Behandlung kommt.

Der Patient, der nur einer anderen Person zuliebe in die Behandlung kommt, bringt den Analytiker in einen schwer zu bewältigenden Zwiespalt. Es kann sein, daß er beim Patienten eine ernsthafte Neurose findet, von der der Patient selbst nichts weiß. Wenn der Analytiker nun dem Patienten wahrheitsgetreu ein Bild von all der Zeit, Mühe und pekuniären Belastung gibt, die die Behandlung ihn kosten wird, so wird er für immer, wie schwer seine Neurose auch sein mag, von dem Unternehmen wieder zurücktreten. Dies ist in gewissem Sinn natürlich ein therapeutischer Mißerfolg, wenn auch ein solcher angehender Patient bisweilen wiederkommen wird, wenn seine Krankheit fortfährt, ihren Tribut von seinem Leben zu fordern.

Wenn der Analytiker anderseits die Schwierigkeiten leichthin übergeht und sie bagatellisiert, um einen guten und freundlichen Kontakt herzustellen, so kann er seinen Patienten oft dazu bestimmen, die Analyse zu beginnen. Der Kranke wird gewöhnlich eine Zeitlang im Banne seiner ersten gefühlsmäßigen Einstellung zum Analytiker eine Besserung verspüren; in dem Maße aber, als sich die Grundprobleme wieder melden und die unvermeidlichen Schwierigkeiten aufzutreten beginnen, wird das Fehlen eines klaren persönlichen Motives, das

den Patienten zur Analyse hätte führen müssen, fühlbar werden. Ein solcher Patient wird sich enttäuscht aus einer unvollendeten Behandlung zurückziehen, in der Überzeugung, die Analyse versucht und unzulänglich befunden zu haben. Es ist daher im allgemeinen klüger, solche Patienten — mag es auch hart klingen — fortzuschicken und zu warten, bis ihre zunehmenden Beschwerden sie schließlich zwingen, aus eigener Initiative wiederzukommen.

2. Psychoanalyse als Vorbeugungsmaßnahme.

Die allgemeine Tendenz zur Prophylaxe.

Das Anwachsen des Einflusses der Psychoanalyse fiel mit der Entwicklung der Bewegung für seelische Hygiene (Mental Hygiene) und mit dem steigenden Interesse für prophylaktische Medizin überhaupt zusammen. Vor der Einführung der Psychoanalyse bemühte sich die Therapie des Psychiaters vor allem um Beruhigung. Die Seelenärzte verwarfen die Brutalität des Mittelalters und es gelang ihnen durch Rückkehr zu Methoden, die im antiken Griechenland üblich gewesen waren, im modernen Spitalsbetrieb ihren Patienten das Leben angenehmer zu gestalten. Bisweilen ließen sich durch Hypnose und andere Verfahren bestimmte Symptome beseitigen. Doch erst der Ausbau der psychoanalytischen Technik brachte die Möglichkeit, die verschlungenen psychischen Wurzeln der Neurosen zu erforschen und zu beeinflussen.

Von der Therapie zur Prophylaxe.
Die psychoanalytische Erkenntnis der Frühstadien.

Diese therapeutischen Erfolge zeitigten Bestrebungen, die Psychoanalyse als Vorbeugungsverfahren zu verwenden, — Bemühungen, deren Intensivierung in wei-

terer Folge auch durch die Tatsache nahegelegt wurde, daß viele Geisteskrankheiten heimtückisch beginnen und in periodischen Schüben von zunehmender Schwere fortschreiten. Es war vernünftig zu hoffen, daß man dem Ansturm der Krankheit durch Anwendung des neuen Verfahrens noch vor der vollen Ausbildung einer Neurose würde Einhalt gebieten können. Überdies ist es dem analytisch geschulten Arzt bisweilen möglich, Frühstadien einer Erkrankung zu erkennen, ehe noch der Patient oder seine Familie die drohende Gefahr bemerkt haben.

Die zwiespältige Position des Psychoanalytikers.

Sonderbarerweise bringt aber diese Fähigkeit, zuweilen künftige Schwierigkeiten vorauszusehen, den Analytiker in eine zwiespältige Position. Oft muß er einen Patienten davon zu überzeugen suchen, daß er potentiell kränker sei als seine manifesten Beschwerden anzuzeigen scheinen; und er muß ferner einer zweifelnden Familie und ihrem Hausarzt die Richtigkeit der so unwillkommenen Diagnose glaubhaft machen.

In dieser Hinsicht hatte ja der Psychiater der alten Schule, der sich nur mit ausgesprochenen Geisteskrankheiten befaßte, keinen schwereren Stand als alle anderen ärztlichen Spezialisten. Die Erkrankung des Patienten war auch für den blutigsten Laien deutlich. Wenn der Arzt zur Familie sagte: „Das ist ein kranker Mensch, der behandelt werden muß“, konnte ihn niemand einen Schwarzseher nennen oder ihm vorwerfen, er konstruiere eine Krankheit, um seine Praxis zu vergrößern.

Die psychoanalytische Seelenheilkunde hingegen befaßt sich in dem Bestreben, die Entwicklung schwerer psychotischer und psychoneurotischer Ausbrüche zu verhindern, mit Störungen der Persönlichkeit, die subtilerer Natur sind. Oftmals muß der Analytiker zur

Familie sagen: „Ich weiß, daß Ihnen diese Person normal zu sein scheint; aber ich kann bei ihr die ersten Anzeichen einer späteren Krankheit feststellen. Sie täten deshalb besser daran, ihn viele Monate lang täglich zum Analytiker zu schicken — mag es auch ein großes Opfer an Zeit, Kraft und Geld bedeuten —, damit der Analytiker den Versuch unternehmen kann, die Ausbildung der Krankheit zu verhindern. Wenn er Erfolg hat, wird diese Krankheit nie zum Ausbruch kommen und Sie können jederzeit annehmen, sie hätte sich auch sonst nie entwickelt." Er befindet sich somit in der wenig beneidenswerten Lage, wenn er Erfolg hat, nie beweisen zu können, daß sich seine alarmierenden Prophezeiungen ohne die Behandlung verwirklicht hätten. Wenn er anderseits versagt und die Krankheit akut wird, wird ihr Ausbruch entweder seinem Eingreifen zugeschrieben werden oder man wird ihn zumindest anklagen, Honorar bezogen zu haben, ohne etwas geleistet zu haben. Was immer geschehen mag, es wird sich stets mehr als ein Freund oder Verwandter des Patienten zur Annahme bereit finden, der Kranke sei zu einer unnötigen, extravaganten und nicht ratsamen Behandlung verleitet worden.

Unter diesen Umständen gibt es nur eine einzige Haltung, die der Analytiker einnehmen kann: die Freunde und Verwandten des Patienten zu ehrlichem und offenem Skeptizismus aufzufordern. Mehr als dies von ihnen zu erwarten, hieße hoffen, sie würden ihn für allwissend halten. Diese Skepsis sollte aber offen sein; das heißt, die verantwortlichen Freunde und Verwandten müssen wissen, daß es ihnen freisteht, bei begründetem Anlaß ihren Zweifeln dem Analytiker gegenüber offen Ausdruck zu geben, und er selbst muß sich mit ihren Bedenken vertraut machen, ehe er die Behandlung beginnt.

Auch dann ist der Analytiker aber noch in schwieriger Lage, da ja häufig die Symptome, die der Patient

vor ihm enthüllt, der Umwelt verborgen sind; die Diskretion ist dann selbstverständliche Pflicht des Analytikers und er wird sich darauf beschränken müssen zu sagen, es gäbe ernsthafte Probleme, die er mit niemandem außer mit dem Patienten besprechen könne. Wenn die Angehörigen in einem solchen Fall an der Indikation zur Analyse zweifeln und wenn sie für die Behandlung des Patienten verantwortlich sind, so tun sie gut daran, den Patienten lieber aus der Analyse zu nehmen. Der Psychoanalytiker anderseits ist von einer undankbaren Verantwortung frei geworden, da die Einmischungen und Störungen der Angehörigen seine Bemühungen schließlich doch vereitelt hätten.

In solchen Situationen und im Verkehr mit einer neurotischen oder argwöhnischen Familie mag es bisweilen möglich sein, die Skepsis dieser Personen dadurch zu verringern, daß man von Anfang an ablehnt, den Patienten selbst zu übernehmen, und darauf besteht, nur als Berater zu fungieren, und empfiehlt, einen anderen geeigneten Analytiker aufzusuchen. Dies vermindert den Verdacht, daß das Urteil des Analytikers durch materielle Erwägungen beeinflußt sei. Die wirkliche Lösung dieses ganzen Problems liegt natürlich nicht in solchen Maßnahmen, sondern im ständig wachsenden Vertrauen in das Urteil des wirklich ausgebildeten und qualifizierten Analytikers.

Die „leichte" Neurose als Gefahrensignal.

Es gibt noch eine andere Form, in der der Analytiker oft auf die Frage der prophylaktischen Behandlung trifft. Es kann zu ihm ratsuchend ein Patient kommen, der an irgendeiner leichten neurotischen Störung leidet, die sich offenbar rasch durch fast jede oberflächliche Psychotherapie beheben ließe. Hinter diesem spezifischen Symptom können sich jedoch Anzeichen einer tieferen Störung nachweisen lassen. Nun heißt es zu

entscheiden, ob es ratsamer ist, das spezifische Symptom, das den Patienten veranlaßt hat, den Arzt aufzusuchen, zu beseitigen oder es als Ausgangspunkt zu benützen, um von hier aus zu tiefer liegenden Schwierigkeiten vorzudringen.

Der erste Weg läßt sich leicht beschreiten. Der Patient verläßt glücklich und dankerfüllt die Behandlung. Aber die eigentliche Krankheit nimmt ihren Fortgang und bei der nächsten ernsthaften Beanspruchung treten die Symptome nur umso hartnäckiger und auffälliger zutage. Man hat ein Symptom geheilt und eine Krankheit verhüllt. Es läßt sich dies mit der Gefahr einer Verdeckung der diagnostischen Symptome vergleichen, wie sie im Falle der akuten Notwendigkeit eines chirurgischen Eingriffes durch allzu freigebige Verwendung von Morphium eintreten kann; der Opportunist unter den Psychiatern wird allerdings immer diesen Weg wählen.

Die andere Möglichkeit besteht darin, die direkte Behandlung des Symptoms abzulehnen und sich statt dessen zu bemühen, die Aufmerksamkeit des Patienten auf die tieferliegenden Probleme hinzulenken. Der Kranke wird sich dann bald statt besser noch kränker fühlen. Die Familie wird unwillig werden. Aber jeder Schritt auf diesem Weg bedeutet einen Fortschritt zu jener klaren Krankheitseinsicht, ohne die eine dauernde Heilung nicht eintreten kann. Nach richtiger Vorbereitung und genauer Abschätzung der Fähigkeit des Patienten, den Anforderungen dieser Behandlung standzuhalten, werden schließlich die Resultate die Unannehmlichkeiten rechtfertigen.

Mit Gleichmut und unerschütterlichem Vertrauen eine Vermehrung des Leidens hinzunehmen, von dem man Erleichterung sucht, erfordert ein nahezu blindes Vertrauen. Auch hier wiederum ist der einzige Schutz, der dem Laien geboten werden kann, die Gründlichkeit der Ausbildung des Psychoanalytikers.

Psychoanalyse und die Methode von „Versuch und Irrtum" (trial and error).

Alle Formen der Erziehung stellen Versuche dar, die Vergeudung von menschlicher Zeit, Mühe und Energie zu vermeiden, wie sie das Herumprobieren und Lernen aus Erfahrung mit sich bringen würde. Nicht daß es möglich oder auch nur wünschenswert wäre, das experimentelle Anpacken des Lebens mit seinen unvermeidlichen Irrtümern auszuschalten; aber es wäre naiv zu glauben, daß Ausprobieren *(trial and error)* in allen Fällen dem Lernen förderlich ist. Oftmals führt es nur zu einem zwecklosen und zwanghaften Wiederholen früherer Mißgriffe. Das ist der Grund, weshalb man so häufig die Klage hört, jemand sei „nicht imstande, aus der Erfahrung zu lernen". Für neurotische Patienten, bei denen die Neigung zur zwanghaften Wiederholung von Irrtümern stark ausgeprägt ist, ist daher die Psychoanalyse eine *unerläßliche* Methode der Ökonomie. Sie mag aber bei allen Menschen die Zahl zweckloser und vergeudeter Versuche und Irrtümer im Leben vermindern; beim neurotischen Patienten aber kann nur sie der gehäuften Wiederkehr tragischer Fehler vorbeugen. Es erhebt sich daher die Frage: Wie früh in der langsamen Entwicklung einer neurotischen Persönlichkeit soll eine Analyse unternommen werden?

Wann soll man eine Analyse versuchen? — Versäumnis und Gefahren durch allzulanges Zuwarten.

Betrachten wir zum Beispiel ein häufiges Problem: das der jungen, unverheirateten Frau im Anfang der Dreißigerjahre. Sie ist in ihren sozialen Beziehungen niemals wirklich glücklich gewesen; sie hat nie eine entsprechende Vorbereitung für irgendeine Berufstätigkeit erhalten; sie hat jahrelang an versteckten psychischen und neurotischen Störungen gelitten, ist ihnen

aber stets ausgewichen. Sie hat auswärts und daheim Ablenkung gesucht. Sie hat versucht, ihr gesellschaftliches Milieu zu ändern. Sie hat es mit sozialer Betätigung, mit Theosophie oder mit Kunst versucht. Aber im Verlauf der Jahre hat sich aus Gründen, die sie sich nicht erklären kann, Enttäuschung auf Enttäuschung gehäuft, bis sie plötzlich dem Gespenst gegenübersteht, das ihr stets schrecklich erschienen war — der Angst, eine alte Jungfer zu werden. Nun wird aber diese Angst durch einen realen Umstand verschärft; denn sie hat jene Altersstufe erreicht, in der die meisten heiratsfähigen Männer bereits verheiratet sind. Sie sucht nun unausgesetzt Kontakt mit begehrenswerten, aber nicht verfügbaren Männern (den Gatten ihrer Freundinnen) oder mit solchen, die gleich ihr aus neurotischen Gründen unverheiratet geblieben sind. Sie erleidet dann immer wieder Schiffbruch und klammert sich trotz der Aussichtslosigkeit und Unmöglichkeit ihres Beginnens verzweifelt an jeden Strohhalm. Schließlich wirft irgendeine enttäuschende Episode alles über den Haufen und bewirkt einen ernsten und anhaltenden „Nervenzusammenbruch", d. h. mit anderen Worten: eine vollentwickelte Form einer emotionalen oder geistigen Störung.

Wenn wir den Weg einer solchen Patientin ein wenig weiter verfolgen, begegnen wir einem anderen charakteristischen Sachverhalt — nämlich dem, daß der Kampf nicht etwa gewonnen ist, wenn sich die Patientin von dieser Erkrankung erholt hat. Sie erhebt sich aus dem aktuellen Zusammenbruch nur, um sich denselben äußeren Problemen und denselben inneren neurotischen Mechanismen von neuem zuzuwenden; und selbst dann, wenn die Analyse oder irgendeine andere Behandlungsart sie von ihrer Neurose befreit, bleibt die schwierige Situation bestehen. Die Patientin, die in der Mitte oder Ende der Dreißiger- oder in den Vierzigerjahren von einer schweren Neurose geheilt wird, gleicht

tatsächlich einer Strafgefangenen, die aus dem Kerker entlassen wird. Niemand kann ihr die verlorenen Jahre zurückzaubern, niemand kann ihr den Weg leicht machen, der vor ihr liegt.

Die praktischen menschlichen Gründe, weshalb sich frühere analytische Hilfe empfiehlt.

Wann hätte nun eine solche Patientin analysiert werden sollen? Es wäre dazu in der Kindheit Gelegenheit gewesen, als sich erstmals Launen, nächtliches Erschrecken und übermäßige Abhängigkeit von Erwachsenen gezeigt hatten. Es wäre dazu in der Pubertät Gelegenheit gewesen, als die Patientin beim Weggehen von daheim zur Schule einen kurzen, aber ernsten psychischen Anfall gehabt hatte. Es wäre Anfang Zwanzig dazu Gelegenheit gewesen, als die gesellschaftliche Schwerfälligkeit der Patientin, ihre Haltlosigkeit in der Welt, ihre psychische Labilität ein wenig deutlicher wurden. Manchmal werden diese Gelegenheiten versäumt, weil es die Familie in ihrem Dünkel ablehnt, das Vorhandensein einer Neurose bei einem ihrer Angehörigen zuzugeben; manchmal wieder deshalb, weil die Patientin selbst hochmütig und abweisend ist oder verschämt schweigt und die von den besten Absichten geleiteten Bemühungen der Familie, ihr Hilfe zu bringen, sabotiert. Beide Arten des Aufschubes sind in ihren Folgen tragisch für das Leben der Patientin.

Einem solchen Falle mag auch das Schicksal manches Junggesellen vergleichbar sein, der in einem ähnlichen Alter zum Analytiker kommt. Er ist nicht nur in seinem Gefühlsleben, sondern auch in seinem Berufsleben gescheitert. Seine Niederlage ist durch innere neurotische Hemmungen verursacht, die sich zwischen ihn und den Erfolg gestellt haben. Auch hier kommt der Patient, selbst nach erfolgreicher analytischer Behandlung, wie aus einem Kerker in eine Welt, in der

seine Lern- und Arbeitsmöglichkeiten aufs äußerste beschränkt sind. Sein mangelhafter Fortgang in Schule oder Hochschule oder während der ersten Jahre des Berufslebens hat ihm einen Ruf verschafft, der durch seine Neurose geprägt ist und seinen latenten Fähigkeiten nicht gerecht wird. Mitunter versperrt ihm eine solche Vergangenheit alle künftigen Möglichkeiten. Deshalb steht er, selbst wenn seine Gesundheit wiederhergestellt und er von seiner Neurose befreit ist, vor einer schwierigen Aufgabe. Bisweilen muß er weit zurückgreifen und mit Leuten in Wettbewerb treten, die zwanzig Jahre jünger sind als er. Manchmal muß er das eine Betätigungsfeld zu Gunsten eines anderen aufgeben. Derart schwierige Umstellungen sind vorzunehmen; und für all diese Erscheinungen, die reale Folgen der langen Jahre der Neurose sind, hat die Analyse kein magisches Linderungsmittel.

Wieder steht man deshalb vor der Frage: wann hätte man analysieren sollen? In den ersten Jahren, in denen die vorübergehenden neurotischen Ausbrüche der Kindheit vor möglichen künftigen Schwierigkeiten gewarnt hatten? Oder in der Pubertät oder beim Wiederauftreten der Schwierigkeiten in den Zwanzigerjahren? Sicherlich wären dem Patienten, hätte er früher zur Behandlung veranlaßt werden können, viele Jahre tragischer Verschlimmerung und Erfolglosigkeit erspart geblieben. Dies sind einige der Erwägungen, die es empfehlenswert erscheinen lassen, die Behandlung zu jenem Zeitpunkt zu beginnen, zu dem der Patient frühestens zur Einsicht in seine Hilfsbedürtigkeit gebracht werden kann. Das heißt: Es ist gewiß nicht in allen Fällen klug, zu warten und zu sehen, ob ein Patient es nicht „auswachsen" wird; und es ist nie klug, einen Patienten so zu behüten, daß es ihm leichter fällt, mit seiner Neurose zu leben als den Härten der Behandlung standzuhalten.

Bemerkungen über drei Filmdarsteller

Von Richard Sterba, Wien

Diese Bemerkungen sind vom Charakter einer aphoristischen Meditation. Dies hängt vor allem mit der Flüchtigkeit des Materials zusammen, das der Gegenstand dieser Betrachtung ist. Der Eindruck, den Filme machen, ist der technischen Natur des Films nach flüchtig und vergänglich, eine Wiederholung des Eindrucks im allgemeinen nicht erlangbar, wie dies durch das geschriebene Wort der Dichtung, durch die fixierte Form der bildenden Kunst wohl möglich ist; man kann sich Filme nicht beliebig für Studienzwecke reproduzieren lassen. Die Flüchtigkeit des Dargebotenen gehört wesentlich zum Film. Sie ist eines der technischen Mittel, unbewußte Inhalte, die darin aufscheinen, dem Bewußtsein rasch wieder zu entziehen; manches darf daher im Film stärker aufgetragen und unterstrichen werden, als es in dauerfixierter Form möglich wäre.

Was aber bei Betrachtung einzelner Filmpersönlichkeiten diesen Mangel an Material ersetzt, ist die gerade durch die Flüchtigkeit des Eindrucks mögliche Reihenbildung der durch sie gestalteten Charaktere, an denen dann typische Verhaltensweisen mit fast minutiöser Genauigkeit sich wiederholen. Es steht zu erwarten, daß diese Reihenbildungen an den großen typischen infantilen Komplexen, an ihrem Erleben und an ihrer Überwindung oder Abwehr hängen. Und der typischen solchen Gestaltung infantiler Komplexeinstellungen bei drei Großen des Films gelten diese anspruchslosen Bemerkungen. Diese drei sind Charlie Chaplin, Emil Jannings und Lon Chaney.

Bei diesen dreien ist es sehr auffällig, daß sich in ihren bedeutenden Filmen typische Situationen und typische Objektbeziehungen mit beinahe photographischer

Treue wiederholen; man fühlt sich durchaus berechtigt, ihre Filme als Reihenbildungen anzusprechen. Das Filmpublikum, also das breiteste, das es gibt, nimmt an diesem gestalteten Erleben vermöge der inneren Komplexgemeinschaft teil und will seine Filmlieblinge wohl so haben.

Bei Charlie Chaplin, dem lusterregendsten unter ihnen, läßt sich leicht ermitteln, woran in zahlreichen Fällen diese Lust geknüpft ist. Ein ständiges Kind — sein erster großer Film hieß geradezu „The Kid"; man konnte zweifeln, ob der Titel ihm galt oder dem kleinen Jackie Coogan, der mit ihm spielte — ein ständiges Kind also, hineingesetzt in die rauhe Außenwelt, ist er von Schritt zu Schritt verurteilt, in eine von den Zuschauern spannend miterlebte riesengroße Angst zu verfallen. Die Ängstlichkeit und Sorgfalt, die er dabei seinem Stock und seinem Hut zuwendet, wobei er sie wie sich selbst schließlich aus allen Gefahren rettet, lassen uns die klare Deutung zu, daß diese Angst vor der Kastration entwickelt wird. Das Angsterregende ist selten eine bedrohliche Konstellation äußerer Umstände, wie oft bei anderen Komikern. Die Gefahr geht fast immer von einem Mann aus, häufig von einem Nebenbuhler. Dieser Mann ist meist riesengroß, oft mit einem unheimlichen Bart begabt und leicht als Vater zu erkennen.

Das Glückbringende und Erlösende aber ist, wie Chaplin aus dieser Angst herauskommt. Nicht etwa durch genitale Überwindung. Was ihn diese Angst einfach vergessen macht, ist regelmäßig, daß er etwas zu essen findet. Mitten in der Flucht vor dem Verfolger hält er inne, um, plötzlich sorglos, einem Kind, das jemand auf dem Arm trägt, sein Butterbrot zu nehmen und es seelenruhig zu verzehren. Von einem Gerüstarbeiter in schwindelnder Höhe bedroht, jeden Moment in entsetzlicher Gefahr, in die Tiefe gestürzt zu werden, endigt

er damit, daß er des Verfolgers Mittagsschüssel findet und, plötzlich angstfrei, zu essen beginnt. Oder er ist in einen fahrenden Würstelwagen geraten, von dessen schreckenerregendem Besitzer man zitternd meint, er werde ihn im Zorn zermalmen. Chaplin aber, entdeckt, tut so, als wäre er rechtmäßig in einem Trambahnwagen, ergreift eine hängende Wurst, als wäre sie eine der Lederschlaufen zum Anhalten, und steigt dem Verblüfften entkommend seelenruhig aus, indem er die Wurst mitnimmt und zu verspeisen beginnt. Häufig ist es die Verblüffung des Verfolgers, die Chaplin zur Flucht verhilft. Der unerhörte Optimismus, der ihn und uns mit ihm durch alle Kastrationsgefahr begleitet, ist also deutlich ein oraler, der Darsteller ein ewiger Säugling. So ist es aber auch kein Zufall, daß er niemals oder nur für ein „happy end" ohne organischen Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen eine Frau gewinnt. Er überschreitet ja die Schwelle der Kastrationsangst nicht, er rettet sich nur vor ihr durch die orale Regression. Wie stark muß diese Angst in uns allen sein, wenn wir diese Regression so lustvoll und erlösend miterleben!

Der letzte große erfolgreiche Chaplin-Film, „City Lights", zeigt ihn schon am Beginn als Säugling. Bei der Enthüllung einer weiblichen Monumentalstatue liegt er selig schlafend in den Armen der Riesin. Dieser typischen Situation entkommt er niemals völlig, da die für ihn unüberwindbare Schranke der Kastrationsangst ihn ständig in die sorglos glückliche Säuglingszeit und auf das Essen zurücktreibt. So viel über den ersten unserer Helden [1]).

---

[1]) Die Mitteilung ist vor dem Erscheinen des Films „Modern Times" geschrieben, in dem Charlie Chaplin eine etwas veränderte Haltung zeigt. Aber die oralen Züge sind auch in diesem Film deutlich, so an der Füttermaschine, an der oralen Glückseligkeit des erträumten Heimes, im Buffet des Warenhauses u. a.

Der zweite ist tragischer und ernster. Aber seine Gestalten folgen noch strenger und exakter, einförmiger dem ihm innerlich vorgeschriebenen Klischee zur Reihenbildung. Was er fast als einziges Thema gestaltet, ist die Entthronung des Vaters. Welche seiner bedeutenden Filme immer wir unter die analytische Lupe nehmen, vom „Letzten Mann“ über Zar Paul, Ludwig XV., „The way of all flesh“ und wie sie noch heißen bis zum „Blauen Engel“: immer eine imposante, ansehnliche, hochgeachtete Vaterpersönlichkeit, die aller großartigen Attribute und ihrer Stellung tragisch beraubt wird. Bisweilen setzt dieser Abstieg in dem Moment ein, wo diese Vaterpersönlichkeit „vom rechten Wege abweicht“, das Abwegige aber ist dann regelmäßig die Beziehung zu einer dirnenhaften Frau. Die Entthronung aber ist der Kastration gleichzusetzen, der Gleichsetzung von Mutter und Dirne entsprechend erfolgt sie also für die sexuelle Beziehung des Vaters zur Mutter. Im „Weg allen Fleisches“ ist der erste Schritt zur schrecklichen Verwandlung, daß der wunderbare Bart des Helden fällt, im „Blauen Engel“ beginnt sein Abstieg an dem Punkt, wo der Direktor der Truppe bei der Hochzeit mit Lola-Lola ihm die Eier aus der Nase zieht, ihn also zur Henne stempelt. Der erniedrigendste Tort aber wird ihm im „Blauen Engel“ angetan, da ihm, der ehemals für seine Schüler schreckenerregenden Vaterfigur, nunmehr dem armen Clown, derselbe Direktor vor ihnen eine Taube unter dem Hut hervorzaubert und ihr Fortfliegen mit den höhnend-zweideutigen Worten begleitet: „So, nun hat unser Aujust keinen Vogel mehr“, was mit dröhnendem Gelächter der Schüler beantwortet wird. — Es ist kein Zufall, daß eine der Gestalten, die er jüngst auf der Bühne großartig verkörperte, die Hauptgestalt in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenuntergang“, wieder ein entthronter Vater war. Die Reihenbildung ist bei *Jannings* so exakt, daß man fast alle seine Figuren zur Deckung bringen kann, ohne daß an

einer wesentlichen Stelle eine Unschärfe dadurch entstünde. Jede neue Gestaltung legt nur deutlichere Züge zu.

Bei dem letzten von den dreien, bei Lon Chaney, ist es leicht, das typisch Reihenmäßige seiner Gestalten zu erkennen. Aber die analytische Deutung dieser Gestalten gelingt nicht auf so einfachem Weg wie bei den beiden anderen. Die typische Konstellation ist bei ihm die Vater-Tochter-Beziehung. Lon Chaney als Vater oder als leicht erkennbarer Vaterersatz liebt seine Tochter oder ein junges, ihm anvertrautes Mädchen oder Mündel aufs zärtlichste mit einem nicht zu verkennenden Unterton von intensiver Erotik. Er hütet dieses Mädchen vor allen Männern mit der ganzen Eifersucht des Liebenden. Die Beziehung des Mädchens zu ihm ist regelmäßig eine dankbar-verehrende, wiewohl er durch einen Defekt verhäßlicht und entstellt ist, durch den Mangel eines Auges, durch eine körperliche Verkrüppelung, durch scheußliche Narben. In einem Film wird deutlich, daß sie ihn wegen des Defekts liebt, und zwar dort wegen der fehlenden Arme, da das Mädchen eine wahnsinnige Angst vor jeder Umarmung hat, zu der er unfähig erscheint. An seinen Defekten nun tritt bisweilen ein auffälliges Moment zu Tage. Sie sind oft gespielt, vorgetäuscht zur Unkenntlichmachung, also Scheindefekte. So spielt er den Armlosen zunächst, um, als Verbrecher von der Polizei gesucht, sicher zu sein, und läßt sich die Arme durch ein Mieder an den Körper schnüren. Otto Rank hat über das Motiv des gespielten Defekts die für unseren Fall treffende Bemerkung gemacht, der vorgetäuschte Defekt solle anzeigen, daß sich hinter einer zärtlichen Regung eine sinnliche verberge [2]). Diese sinnliche Regung wird bei Lon Chaney nun schließlich durch eine tatsächliche Defektsetzung bestraft. Er ver-

[2]) O. Rank: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage, Wien, 1926.

liert wirklich das Auge, wo er den Einäugigen spielte, erleidet eine schwere Verletzung, wo er Narben vortäuschte u. dgl. m. So läßt er in dem Film, wo er seiner angeblichen Armlosigkeit wegen vom Mädchen geliebt wird, um das Mädchen für alle Dauer zu gewinnen, sich schließlich die Arme amputieren, als er merkt, daß sie für einen andern Interesse hat. Es nützt ihm aber nichts; beim anderen, dem er noch eine Falle zu stellen sucht, aus der dieser vermöge der übermenschlichen Kraft seiner Arme sich rettet, überwindet das Mädchen die Scheu vor der Umarmung; Lon Chaney wird von den Pferden, die den andern hätten in das Verderben bringen sollen, zu Tode getrampelt. Immer enden seine Filme mit Verlust und Entsagung zu Gunsten eines Jüngeren, Gesunden, während er selbst als Vater wegen seiner sinnlichen Strebung zur Tochter die Kastration erleidet.

Hier enden meine Ausführungen. Man wird leicht merken, welcher Ergänzung sie bedürften: der Analyse der Persönlichkeit, die die Reihenbildung schafft, vor allem der Analyse der Kindheitsgeschichte dieser Persönlichkeit.

Es bleibt die Frage offen, von wem die Gestalten kreiert werden, die diese drei verkörpern. Von Chaplin weiß man, daß er seine Filme selbst schreibt. Für die anderen werden die Filme von den Filmschreibern wohl nach der besten Wirkung des Stars geschaffen; als die geschilderten Typen mit der entsprechenden Wirkung sind sie wohl auch dem Publikum bekannt und von ihm so gewollt. Ihre Filmautoren dürften ihnen mit anderen Rollen wohl gar nicht kommen. Wir können also mit Recht sagen, daß ihre Gestaltungen aus den Komplexen der Gestalter stammen.

Meine Bemerkungen scheinen mir wohl geeignet, als richtig zu erweisen, was Hanns Sachs in seiner kleinen Schrift „Zur Psychologie des Films“ [3]) ausgesprochen

---

[3]) In: Die psychoanalytische Bewegung, Bd. I, 1929.

und so formuliert hat: „Die Übereinstimmung aller Künstler und Dichter aller Zeiten mit den Grundsätzen der Psychoanalyse ist uns schon lange bekannt. Es braucht uns nicht zu wundern, daß der Film diese große Tradition auf seine Weise übernimmt und fortsetzt."

Henry Maudsleys Anschauungen vom Unbewußten und den Trieben (1867)

Von Hans Christoffel, Basel

Von Dichtern und Philosophen allerhand Funde und Aufstellungen der Psychoanalyse vorausgenommen zu sehen, sind wir gewohnt. Eine kleine Sammlung solcher Zitate hat der Almanach der Psychoanalyse unter dem Titel „Psychoanalytisches Lesebuch" ab 1927 begonnen.

Ungewöhnlicher ist es, bei ärztlichen Autoren Auffassungen psychischen Geschehens zu finden, die den analytischen oder wenigstens denjenigen, die sich in den verschiedenen Entwicklungsstadien der Psychoanalyse ergeben haben, nahestehen. Da ist vor allem auf die bekannte Hippokratesstudie von G. Baissette zu verweisen. Eine Beschreibung des kindlichen Lustprinzips (aus dem Jahre 1887) kam mir kürzlich zu Gesicht. Sie stammt vom Verfasser eines kinderpsychiatrischen Handbuches, Hermann Emminghaus — nicht zu verwechseln mit Hermann Ebbinghaus — und lautet: „Das Handeln oder Unterlassen der Kinder" sei „nur auf Gewinnung, Erhaltung subjektiver Lustzustände, auf Vermeidung subjektiver Unlust gerichtet." Das leidenschaftliche kindliche Luststreben stellt E. in Gegensatz zum „Willen" des Reifen, wobei die nähere Beschreibung dieses „Willens" weitgehend eine Vorformulierung sowohl des Realitätsprinzips als auch gleichzeitig einer ideal-moralisch gezügelten Ich-Funktion ist [1]).

Heute möchte ich kurz auf einen englischen Psychiater hinweisen. Sein Buch ist zwanzig Jahre älter als dasjenige des eben genannten deutschen Autors, frap-

---

[1]) H. Emminghaus: Die psychischen Störungen des Kindesalters. Gerhardt'sches Handb. d. Kinderkrankh., Tübingen, Laupp, 1887.

piert aber durch besondere Gegenwartsnähe. Es ist ein Werk, ebenso faszinierend durch Tiefe und Weite seiner Psychologie wie durch Kraft und Schönheit der Sprache. 1867 ist Henry Maudsleys (drei Jahre später von Rudolf Boehm ins Deutsche übertragene) „Physiologie und Pathologie der Seele" erschienen. Aus welcher Verfassung diese Arbeit entstanden, sagt M. im Vorwort zur ersten Auflage — ich zitiere nach der deutschen Übersetzung [2]):

„Als ich vor zehn Jahren, nachdem ich mir einen kleinen Vorrat metaphysisch-philosophischer Kenntnisse verschafft hatte, dem praktischen Studium der Irrenheilkunde mich widmete, war ich nicht wenig erstaunt und zugleich entmutigt, da ich fand, daß einerseits die theoretischen Kenntnisse, die ich mir angeeignet, nicht in die geringste Beziehung zu den Tatsachen zu bringen waren, die ich nun täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, und andererseits, daß die Schriftsteller über das Irresein... diesen Gegenstand behandeln, als ob er einer Wissenschaft angehöre, die mit der gesunden Seele überhaupt gar nichts zu tun hat."

Maudsleys Trieblehre läßt sich folgendermaßen zusammensetzen — er selbst gibt keine eigentliche Übersicht —: „Es ist in der Tat, wie Spinoza bemerkt, kein anderer Unterschied zwischen Verlangen und Trieb, als daß ersteres mit Bewußtsein verbunden ist. Verlangen ist selbstbewußter Trieb. Wir halten etwas für gut, weil wir einen Trieb oder ein Verlangen darnach haben, sicherlich aber haben wir Trieb und Verlangen nach etwas nicht deshalb, weil wir es für gut halten." (136) — „Welches sind die dem Menschen angeborenen Instinkte? Der Instinkt der Selbsterhaltung, der in Wahrheit ein Gesetz für die Existenz der leben-

---

[2]) Henry Maudsley: Die Physiologie und Pathologie der Seele. Nach des Originals zweiter Auflage deutsch bearbeitet von Rudolf Boehm. Würzburg, A. Stuber, 1887.

den Materie als solcher ist, und der Instinkt der Fortpflanzung, der ... gewissermaßen die sekundäre Äußerung des Selbsterhaltungstriebes ist ... Kinder müssen notwendig im höchsten Grade egoistisch sein ... Mit dem Instinkt der Appropriation, vermöge dessen assimiliert wird, was dem Ich zuträglich ist, ist als notwendige Kehrseite ein destruktiver, abstoßender Instinkt oder Trieb verbunden, der alles, was dem Ich nicht angenehm ist, zurückweist, ausstößt oder vernichtet. Das Kind weist die Mutterbrust zurück, wenn aus irgendwelchen inneren oder äußeren Ursachen ihm die Milch nicht zuträglich ist. Mit Schreien und Sträuben sucht es einem schmerzlichen Eindruck zu entgehen, der es treffen könnte, wie sich eine Gregorine (Anmerkung Chr.: wohl Gregarine, eine Amöbe) vor einem Reiz verschließt oder eine Schnecke ihre Fühlhörner einzieht, wenn sie plötzlich berührt werden; sobald das Kind etwas älter geworden, zerstört es oder versucht wenigstens zu zerstören, was ihm nicht angenehm ist. Von der Reinheit und Unschuld der kindlichen Seele zu sprechen, ist ... Idealismus und ... Heuchelei." Die Impulse, die das Kind „wirklich leiten, sind die selbstischen Triebe der Leidenschaft ... Die Geschichte der Entwicklung der Seele beginnt mit den niedersten Leidenschaften, die wie im unterirdischen Strom durch jedes Leben fließen und bei vielen häufig in sehr stürmischer Weise an die Oberfläche treten." Sowohl der „Zerstörungstrieb" als auch der „Trieb zur Fortpflanzung" werden mit kurzer Kasuistik von Kinderbeobachtungen illustriert. „Zunächst müssen wir uns gegen den etwaigen Einwurf verwahren, daß dieser Instinkt" (i. e. zur Fortpflanzung) „überhaupt vor der Pubertät nicht zum Vorschein komme", vielmehr sei das schon „im frühesten Lebensalter der Fall ... Zur Zeit der Pubertät tritt der Geschlechtstrieb im menschlichen Bewußtsein hervor", während für vorgängige Zeiten mehr von „blindem Trieb" zu sprechen sei. „Wenn sich

nun aber dieser blinde Trieb schon beim gesunden Kinde äußert, so ist es ganz natürlich, daß wir bei irrsinnigen Kindern verkehrte oder ausgeartete Äußerungen desselben finden werden." — „Was immer einer von Lastern, Tollheiten und Verbrechen begangen haben mag — jeder Mensch besitzt die Fähigkeit, dieselben zu verüben; wäre dem nicht so, wozu bedürfte es dann fortwährend der Erneuerung des Dekalogs?"

Leider gibt uns Maudsley wenig Gelegenheit, die Verwendung seiner Anschauungen im einzelnen zu sehen. Zwar wimmelt sein Werk von interessanten Beobachtungen und kurzen, illustrierenden Schilderungen; aber die eigentlichen Krankengeschichten sind — an heutigem Maßstab gemessen — dürftig.

Vielleicht sind folgende Worte Maudsleys auch auf ihn selber zu beziehen, daß nämlich „die Anschauung, die ein Genie mit Hilfe seines hohen und feinen Verstandes von einem geschlossenen Kreise von Werken der Natur gewinnt, implicite noch viel mehr in sich faßt, als explicite daraus sich entfalten kann. So kommt es zuweilen, daß, wenn sich ein solcher Verstand an die Erforschung einer neuen Reihe von Ereignissen macht, die Gesetzmäßigkeit derselben sich plötzlich wie durch einen Blitz von Intuition dem Geiste erschließt, obschon nur verhältnismäßig wenige Beobachtungen vorausgegangen sind: die Phantasie greift mit glücklichem Erfolg den langsamen Resultaten beharrlicher, systematischer Forschung vor ..." — Man vergleiche zu diesen Äußerungen S. Freuds einleitende Bemerkungen in „Triebe und Triebschicksale" [3]): „Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, gewiß nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt." Solche Ideen „haben ... den Charakter von Konventionen, wobei aber alles darauf an-

[3]) Ges. Schr., Bd. V.

kommt, daß sie doch nicht willkürlich gewählt werden, sondern durch bedeutsame Beziehungen zum empirischen Stoffe bestimmt sind, die man zu erraten vermeint, noch ehe man sie erkennen und nachweisen kann."

Ferner scheint Maudsley „kein Gedächtnis für einzelne, isolierte Tatsachen" zu haben, außer sie stünden „in irgendwelchen Beziehungen zu den schon vorhandenen Vorstellungen", wobei „die Verarbeitung der Residua sehr leicht vonstatten" geht und „ein großes Talent zur Generalisierung" ohne Verflachung besteht. Denn M. kennt sehr wohl die Gefahr „voreiliger Generalisation" durch Abweisung unwillkommener Eindrücke und würdigt das Verstoßene expressis verbis als „Paria der Seele". — Im übrigen findet er kräftige Worte „für die privilegierte Schwachheit einer fleißigen Mittelmäßigkeit", die sich an den Verallgemeinerungen stößt: „Viele, die so heftig gegen die" — bei M. alles andere als graue — „Theorie ankämpfen, befinden sich in demselben Falle wie Eunuchen, die gegen die Unkeuschheit losziehen; dies ist die Keuschheit der Impotenz." — Der Skepsis dem bewußten Gedächtnis gegenüber gibt M. mit folgendem ironischem Satze Ausdruck: „Der, welcher die meisten Plagiate macht, ist sich ihrer gewöhnlich am wenigsten bewußt."

Diese Auffassung führt uns aber unmittelbar zu Maudsleys Lehre vom Unbewußten: „Man muß dem Selbstbewußtsein zur Last legen, nicht nur, daß es in seinen Aussagen nicht zuverlässig ist, sondern daß es auch von einem großen und wichtigen Teil der Seelentätigkeit gar keinen Bericht erstattet. Sein Licht beleuchtet nur die Zustände des Bewußtseins, nicht aber die Zustände der Seele." Wer sich unterfinge, „die ganze Reihe der verschiedenen seelischen Vorgänge mit dem Lichte seines eigenen Bewußtseins beleuchten zu wollen", gliche „einem Menschen, der das Universum mit einem Talglicht beleuchten wollte."

16*

„Das Bewußtsein ist keine Fakultät, ... sondern ... eine Qualität ... Es kann in den verschiedensten Graden vorhanden sein, ebensogut als es ganz und gar fehlen kann ...“ „Es gibt eine Assimilation äußerer Eindrücke ..., welche gewöhnlich ohne jede oder doch mit einer nur sehr dunkeln Erregung des Bewußtseins zustande kommt .. Die so erhaltenen und festgehaltenen Eindrücke produzieren keine bestimmten Vorstellungen und Gefühle, beeinflussen aber nichtsdestoweniger fortwährend das Wesen der Seele. Wie ein Mensch bewußt sich mit Nahrung versieht und die Verdauung derselben der unbewußten Tätigkeit des Organismus überläßt, ebenso bestimmt er mit Bewußtsein die Verhältnisse, in denen er leben will, aber kann dann nicht die unbewußte Assimilation ihrer Einflüsse und die entsprechende Modifikation seines Charakters verhindern ... Gewohnheiten, wie Denken und Fühlen entstehen unbewußt auf diese Weise, so daß einer zuletzt von einer so erworbenen Natur beherrscht wird, der sich ganz und gar unbewußt ist, daß er sich verändert hat.“ — „Jeder, der sorgfältig auf seine Träume achtgibt, wird finden, daß viele von den scheinbar unbekannten Dingen, mit denen seine Seele im Traum beschäftigt ist und welche ihm als neue unbekannte Vorstellungen erscheinen, sich auf solche unbewußte Assimilation während des Tages zurückführen lassen ... Es ist eine Wahrheit, die man nicht nachdrücklich genug hervorheben kann, daß Bewußtsein und Seele nicht Begriffe von gleicher Ausdehnung sind. Von dem ersten Augenblick seiner selbständigen Existenz an beginnt das Gehirn Eindrücke von außen zu assimilieren und als Reaktion hierauf eine entsprechende organische Anpassung zu entfalten. Dies tut es zuerst ohne Bewußtsein und fährt fort, es unbewußt mehr oder weniger durch das ganze Leben zu tun.“ „Alles, was mit irgend einiger Vollständigkeit einmal im Bewußtsein vorhanden war, wird, wenn es aus diesem verschwunden ist, in der

Seele oder dem Gehirn aufbewahrt und kann irgendeinmal in der Zukunft wieder im Bewußtsein auftauchen... Komplizierte Tätigkeiten, die zuerst mit Bewußtsein und durch Aufwand größten Fleißes erlernt werden mußten, werden durch Wiederholung automatisch... Vorstellungen, die anfangs bewußt assoziiert wurden, rufen sich schließlich ohne alles Bewußtsein hervor, wie wir es in der schnellen Perzeption oder Intuition des Mannes von großer Welt- und Lebenserfahrung sehen, und einmal vorhanden gewesene Gefühle hinterlassen ihre unbewußten Residua, indem sie die Gesamtheit des Charakters modifizieren, so daß getrennt von der ursprünglichen, angeborenen Natur, Zufriedenheit, Melancholie, Feigheit, Tapferkeit, selbst das sittliche Gefühl sich als Resultate einzelner Lebenserfahrungen ausbilden." „Kein Mensch kann in irgendeinem Moment auch nur den tausendsten Teil seines Wissens sich ins Bewußtsein rufen... Wenn wir uns an etwas erinnern wollen, das uns für den Augenblick entfallen ist, so ist es bekanntlich der beste Weg, zum Ziel zu gelangen, wenn wir die Seele ohne Einmischung des Bewußtseins arbeiten lassen..." „Wir wissen nicht, auf welche Weise sich unsere allgemeinen und abstrakten Vorstellungen bilden. Das hiezu gehörige Material wird bewußt geliefert und dann unbewußt verarbeitet." „Der wichtigste Teil der Seelentätigkeit, der wesentliche Prozeß, von dem das Denken abhängt", besteht „in einer unbewußten Tätigkeit der Seele." Das Gehirn „reagiert... auf die inneren stimuli, die es von anderen Organen des Körpers unbewußt erhält." M. nennt das die „organischen Sympathien". „Im Ganzen ist diese Tätigkeit" (d. h. die organische Sympathie) „von größerm Einfluß auf die Art unserer Gefühle und die Färbung unserer Stimmung als die, welche auf Eindrücke von der Außenwelt erfolgt." „Den deutlichsten Beweis von diesem Hergang liefert uns der Einfluß der Sexualorgane auf das Gehirnleben... Was man... immer von

Bichats Theorie denken mag, der den Sitz der Leidenschaften in die Organe verlegte, man muß zugeben, daß er hiedurch die richtige Würdigung jener unbewußten Hirntätigkeit bekundete, welche den Ausdruck der Beziehungen darstellt, in denen das Gehirn zu den Organen steht."

In unmittelbarer Fortsetzung dieser Äußerungen kommen wir zu einer deutlichen Trennungsstelle der Forschung Maudsleys von derjenigen Breuer-Freuds: Bei M. konsequentes Zuwenden zum körperlichen Substrat und damit, wie der Titel seines Buches sagt, zu einer „Physiologie" der Seele. Bei Breuer-Freud anderthalb Jahrzehnte später vorläufige Abwendung vom Somatischen und konsequente Psychologie. — So heißt es bei M.: „Wenn der bedeutende Einfluß des Gehirns auf das Seelenleben betrachtet werden soll, sind keine Ausdrücke zulässig, die die Erscheinungen nach der Sprache der hergebrachten Psychologie bezeichnen." Dagegen bei Breuer: „Psychische Vorgänge sollen in der Sprache der Psychologie behandelt werden." [4])

Allerdings ist für M. (Vorwort z. I. Aufl.) „herkömmliche" Psychologie „nur die psychologische Methode der Befragung des Selbstbewußtseins", während er sich bestrebt, die Überschätzung des Bewußtseins auf ein richtiges Maß zurückzuführen, die Rolle des Unbewußten zu zeigen. Der Begriff unbewußt aber deckt sich bei ihm weitgehend mit demjenigen von physiologisch. Offenbar aber begegnete diese Gleichsetzung sofort der Kritik, so daß M. im Vorwort zur zweiten Auflage sich verteidigt, es habe ihm ferne gelegen, „die psychologische Methode der Untersuchung des Seelenlebens vollständig zu verwerfen." Merkwürdigerweise verzichtet er, auf S. 26 hinzuweisen, wo es von der „physiologi-

---

[4]) Breuer-Freud: Studien über Hysterie. Ges. Schr., Bd. I.

schen Methode" heißt, daß sie sich „nur mit einem Teil des Stoffes beschäftigt; immerhin wird sie an erster Stelle angeführt. (I.)" „Die andern nicht minder wichtigen Teile sind II. Das Studium des Entwicklungsgangs der Seele, wie wir ihn am Tier, am Wilden, am Kind verfolgen können... III. Das Studium der Entartung der Seele... Wären nicht die Enthüllungen des Bewußtseins im Traum und im Delirium konstant von den angeblich induktiven Psychologen vernachlässigt worden, so hätten notwendigerweise früher wahrere Schlüsse gezogen werden müssen... IV. Das Studium der Biographie... V. Das Studium der Fortschritte und Rückschritte der menschlichen Seele, die uns die Geschichte lehrt", der „rückgängigen Metamorphose", wie die Regression anderorts benannt und beschrieben ist.

DIE WERKE SIGM. FREUDS

(LIEFERBARE AUSGABEN)

GESAMMELTE SCHRIFTEN

(Zwölf Bände in Lexikonformat)

Geh. RM 196.—, in Leinen RM 240.—, in Halbleder RM 305.—, in Leder RM 704.—

BAND I, 490 S.: **Studien über Hysterie** (Vorwort — Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene [von Breuer und Freud] — Krankengeschichten — Zur Psychotherapie der Hysterie) / **Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre 1892—99** (Charcot — Ein Fall von hypnot. Heilung nebst Bemerkungen über die Entstehung hyster. Symptome durch den Gegenwillen — Quelques considérations pour une étude comparative des paralysies motrices organiques et hystériques — Die Abwehr-Neuropsychosen — Ueber die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose" abzutrennen — Obsessions et phobies — Zur Kritik der Angstneurose — Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen — L'hérédité et l'étiologie des névroses — Zur Aetiologie der Hysterie — Die Sexualität in der Aetiologie der Neurosen — Ueber Deckerinnerungen)

BAND II, 543 S.: **Traumdeutung** (Die wissenschaftliche Literatur der Traumprobleme — Die Methode der Traumdeutung, die Analyse eines Traummusters — Der Traum ist eine Wunscherfüllung — Die Traumentstellung — Das Traummaterial und die Traumquellen — Die Traumarbeit — Zur Psychologie der Traumvorgänge — Literaturverzeichnis)

BAND III, 340 S.: **Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung / Ueber den Traum / Beiträge zur Traumlehre** (Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung) / **Beiträge zu den Wiener Diskussionen** (Onaniediskussion — Selbstmorddiskussion)

BAND IV, 481 S.: **Zur Psychopathologie des Alltagslebens** (Vergessen von Eigennamen — von fremdsprachigen Worten — von Namen und Wortfolgen — Ueber Kindheits- und Deckerinnerungen — Das Versprechen — Verlesen und Verschreiben — Vergessen von Eindrücken und Vorsätzen — Das Vergreifen — Symptom- und Zufallshandlungen — Irrtümer — Kombinierte Fehlleistungen — Determinismus. Zufalls- und Aberglauben. Gesichtspunkte) / **Das Interesse an der Psychoanalyse / Ueber Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung**

BAND V, 556 S.: **Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie** (Die sexuellen Abirrungen — Die infantile Sexualität — Die Umgestaltungen der Pubertät) / **Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre** (Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Aetiologie der Neurosen — Zur sexuellen Aufklärung der Kinder — Die „kulturelle" Sexualmoral und die moderne Nervosität — Ueber infantile Sexualtheorien — Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens — Die infantile Genitalorganisation — Zwei Kinderlügen — Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes — Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität — Allgemeines über den hysterischen Anfall — Charakter und Analerotik — Ueber Triebumsetzungen, insbe-

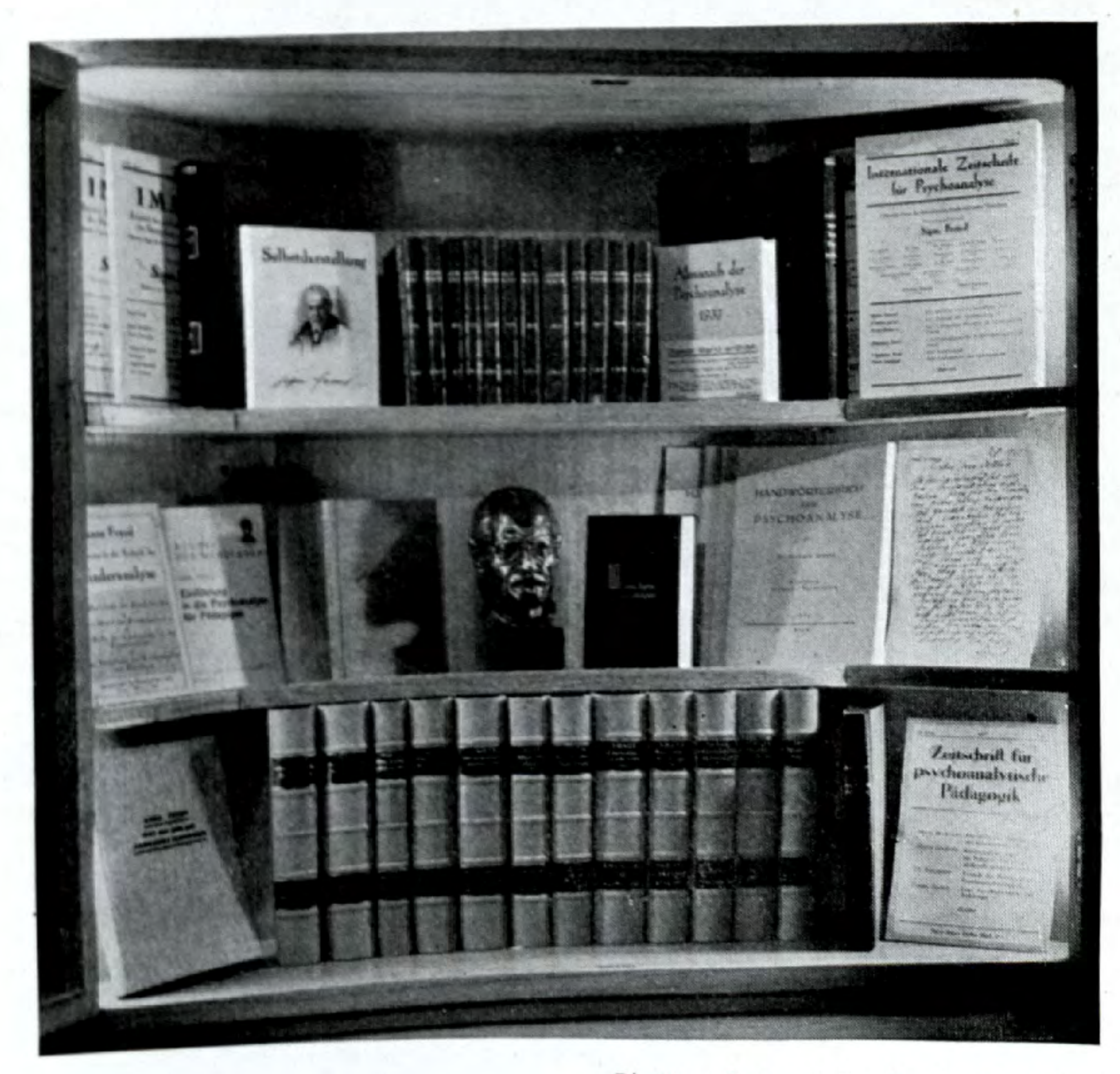
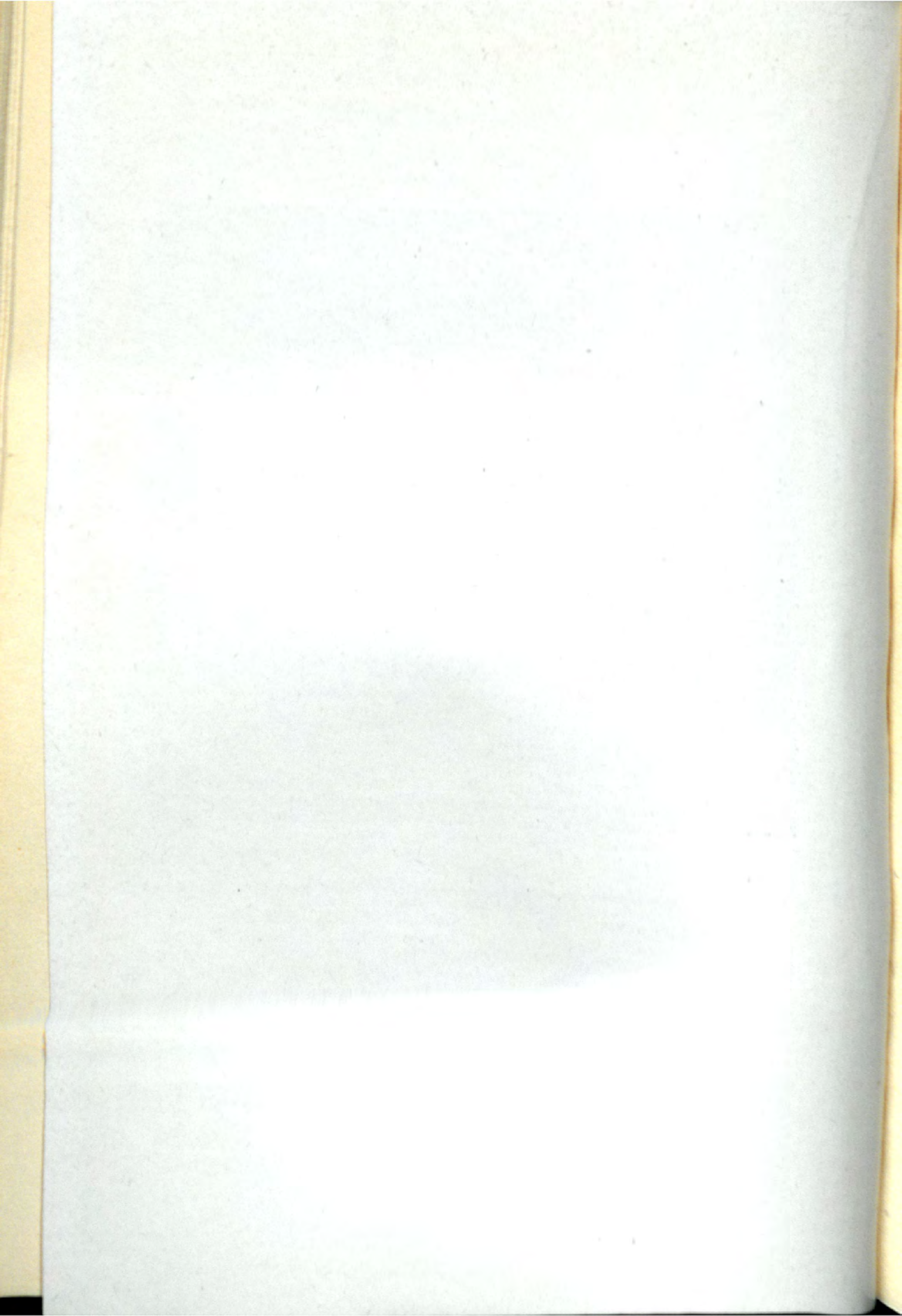


Photo: Robert Burlingham, Wien

WERKE UND ZEITSCHRIFTEN AUS DEM INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VERLAG, WIEN



sondere der Analerotik — Die Disposition zur Zwangsneurose — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung — Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom — Ueber die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — „Ein Kind wird geschlagen" — Das ökonomische Problem des Masochismus — Ueber einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität — Ueber neurotische Erkrankungstypen — Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens — Neurose und Psychose — Der Untergang des Oedipuskomplexes) / **Metapsychologie** (Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse —Triebe und Triebschicksale — Die Verdrängung — Das Unbewußte — Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre — Trauer und Melancholie)

BAND VI, 422 S.: **Zur Technik** (Die Freudsche psychoanalytische Methode — Ueber Psychotherapie — Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie — Ueber „wilde" Psychoanalyse — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse — Zur Dynamik der Uebertragung — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung — Ueber fausse reconnaissance [„déjà raconté"] während der psychoanalytischen Arbeit — Zur Einleitung der Behandlung — Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten — Bemerkungen über die Uebertragungsliebe — Wege der psychoanalytischen Therapie — Zur Vorgeschichte der analytischen Technik) / **Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits des Lustprinzips / Massenpsychologie und Ich-Analyse** (Einleitung — Le Bon's Schilderung der Massenseele — Andere Würdigungen des kollektiven Seelenlebens — Suggestion und Libido — Zwei künstliche Massen: Kirche und Heer — Weitere Aufgaben und Arbeitsrichtungen — Die Identifizierung — Verliebtheit und Hypnose — Der Herdentrieb — Die Masse und die Urhorde — Eine Stufe im Ich) / **Das Ich und das Es** (Bewußtsein und Unbewußtes — Das Ich und das Es — Das Ich und das Ueber-Ich — Die beiden Triebarten — Die Abhängigkeiten des Ichs) / **Anhang** (Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose — Notiz über den „Wunderblock")

BAND VII, 483 S.: **Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.** Inhalt: I. Teil: **Die Fehlleistungen.** II. Teil: **Der Traum** (Schwierigkeiten und erste Annäherungen — Voraussetzungen und Technik der Deutung — Manifester Trauminhalt und latente Traumgedanken — Kinderträume — Die Traumzenzur — Die Symbolik im Traum — Die Traumarbeit — Analysen von Traumbeispielen — Archaische Züge und Infantilismus des Traumes — Die Wunscherfüllung — Unsicherheiten und Kritiken). III. Teil: **Allgemeine Neurosenlehre** (Psychoanalyse und Psychiatrie — Der Sinn der Symptome — Die Fixierung an das Trauma. Das Unbewußte — Widerstand und Verdrängung — Das menschliche Sexualleben — Libidoentwicklung und Sexualorganisation — Gesichtspunkte der Entwicklung und Regression. Aetiologie — Die Wege der Symptombildung — Die gemeine Nervosität — Die Angst — Die Libidotheorie und der Narzißmus — Die Uebertragung — Die analytische Therapie)

BAND VIII, 568 S.: **Krankengeschichten** (Bruchstück einer Hysterie-Analyse — Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben — Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose — Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia — Aus der Geschichte einer infantilen Neurose)

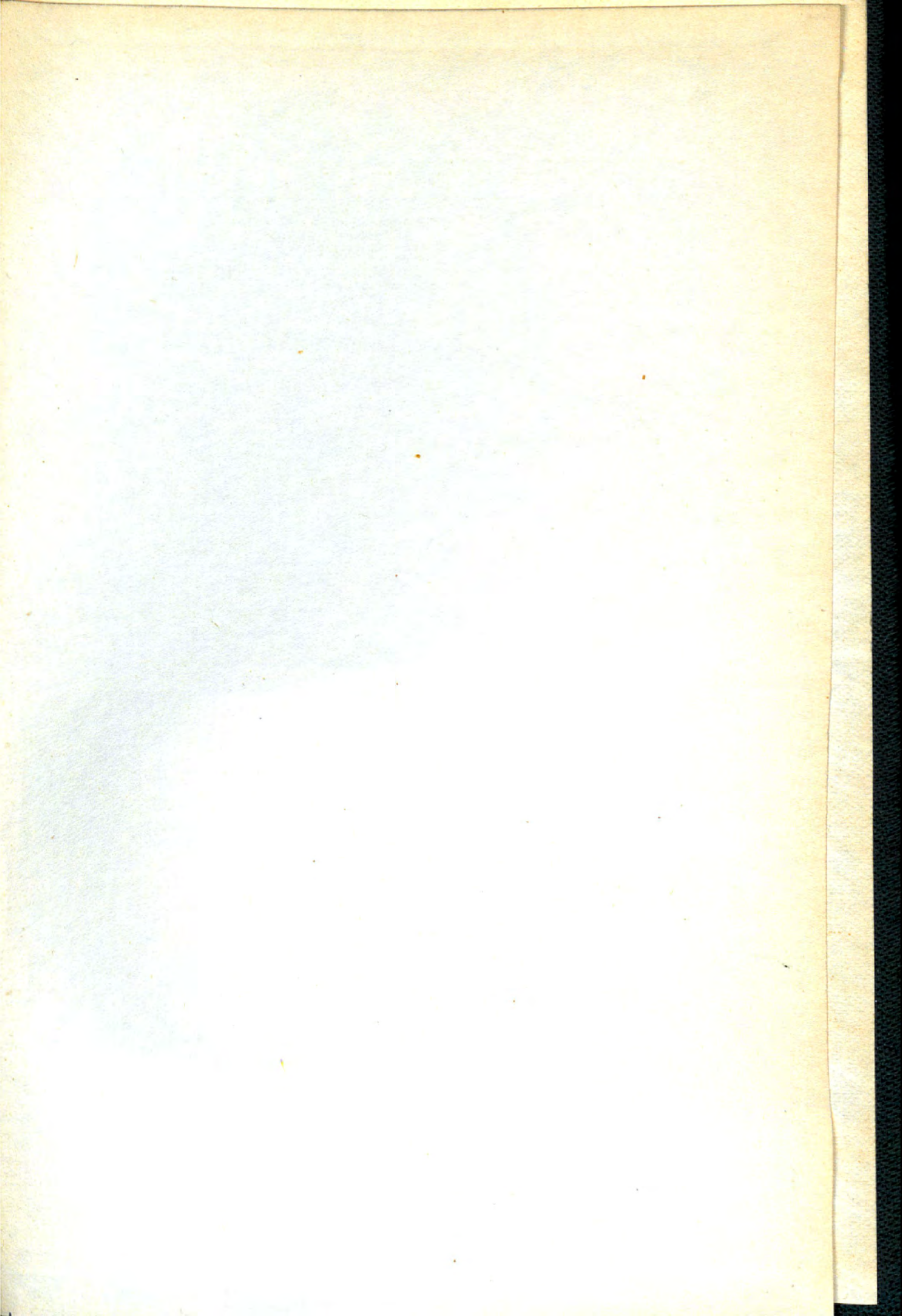
BAND IX, 455 S.: **Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva" / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci**

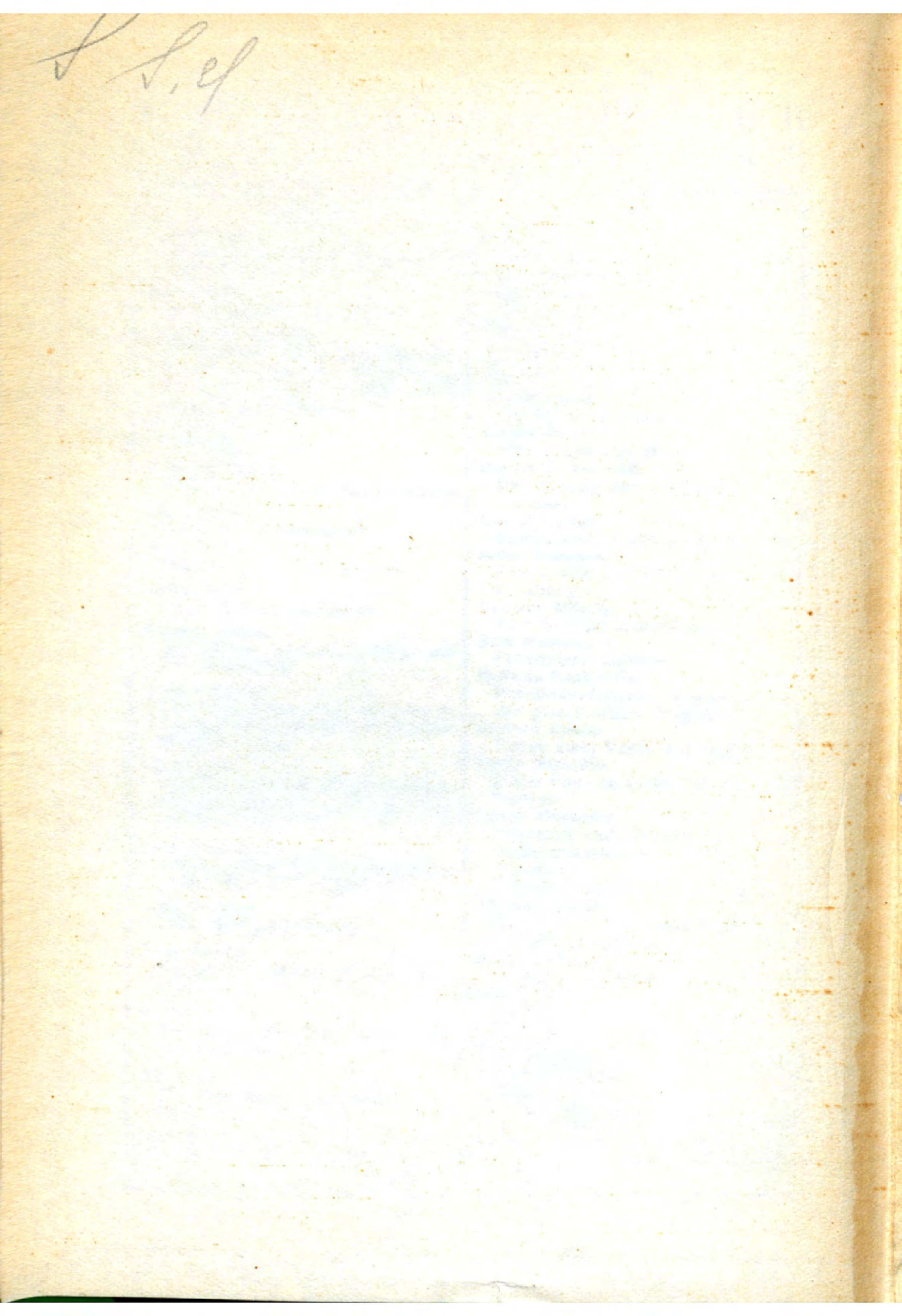
BAND X, 448 S.: **Totem und Tabu** (Die Inzestscheu — Das Tabu und die Ambivalenz der Gefühlsregungen — Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken — Die infantile Wiederkehr des Totemismus) / **Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse** (Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse — Zwangshandlungen und Religionsübungen — Ueber den Gegensinn der Urworte — Der Dichter und das Phantasieren — Mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstellung — Das Motiv der Kästchenwahl — Der Moses des Michelangelo — Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit: Die Ausnahmen. Die am Erfolge scheitern. Die Verbrecher aus Schuldbewußtsein — Zeitgemäßes über Krieg und Tod — Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse — Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit" — Das Unheimliche — Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert)

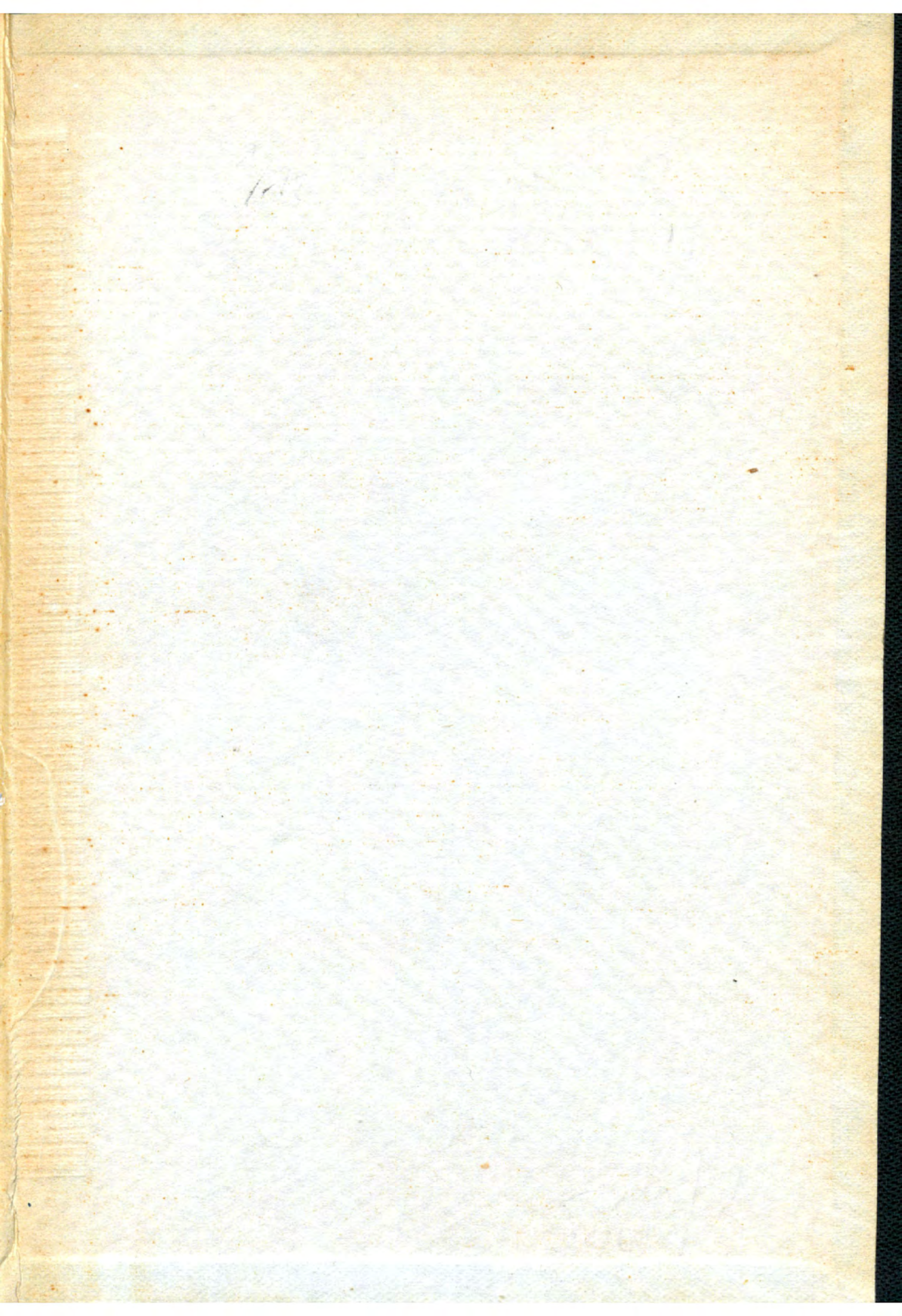
BAND XI, 472 S.: **Schriften aus den Jahren 1923—1926** (Die Verneinung — Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds — Hemmung, Symptom und Angst — „Selbstdarstellung" — Kurzer Abriß der Psychoanalyse — „Psychoanalyse" und „Libidotheorie" — Die Widerstände gegen die Psychoanalyse) / **Geleitworte zu Büchern anderer Autoren** / **Gedenkartikel** (Ferenczi — An Romain Rolland — Putnam † — Tausk † — A. v. Freund † — Breuer † — Abraham †) / **Vermischte Schriften** (Zur Psychologie des Gymnasiasten — Vergänglichkeit — Popper-Lynkeus und die Theorie des Traumes — To the opening of the Hebrew University — Kurze Mitteilungen) / **Schriften 1926—1928** (Die Frage der Laienanalyse — Nachwort hiezu — Fetischismus — Der Humor — Nachtrag zur Arbeit über den Moses des Michelangelo — Die Zukunft einer Illusion — Ein religiöses Erlebnis)

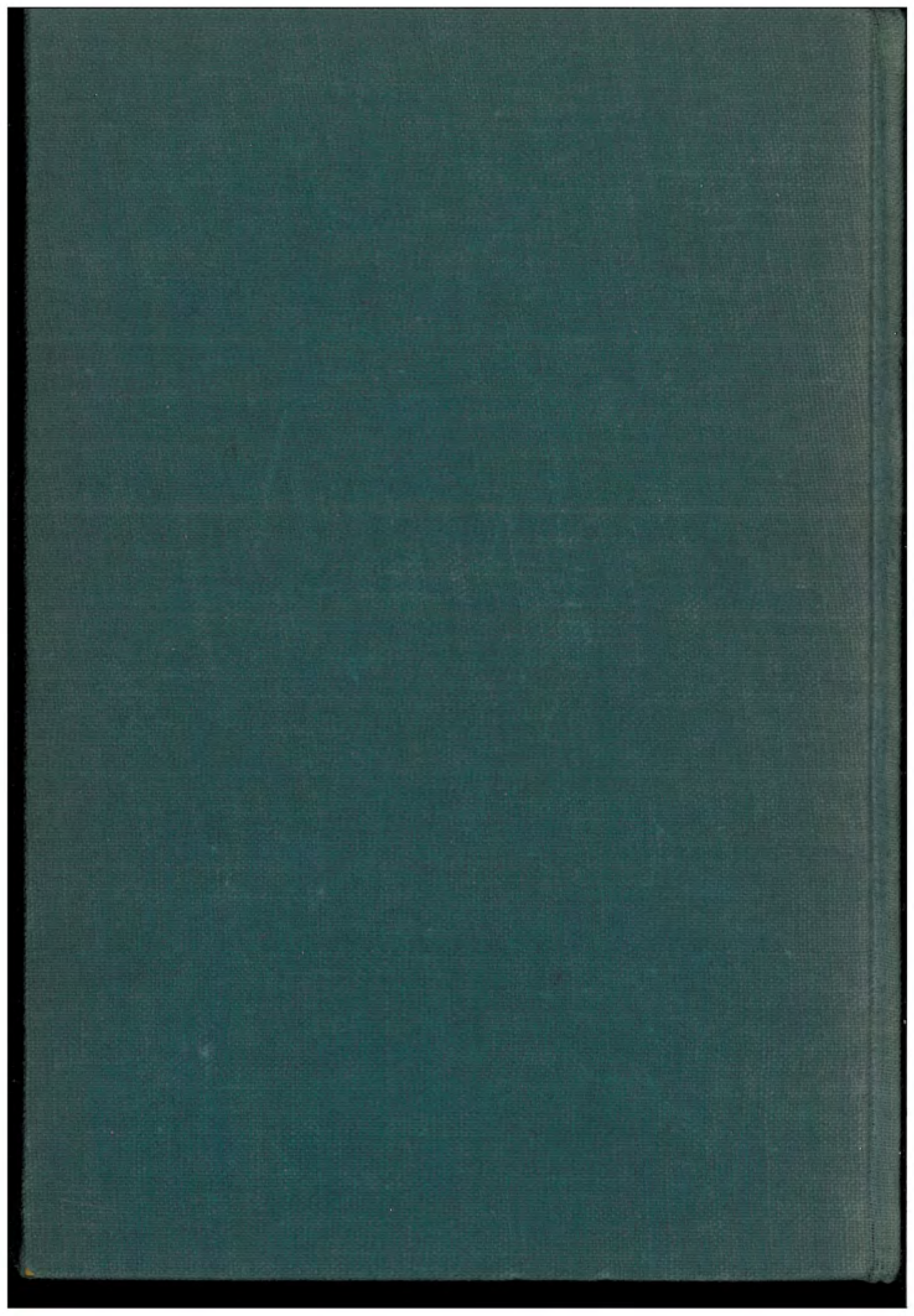
BAND XII, 422 S.: **Schriften aus den Jahren 1928—1933** (Dostojewski und die Vatertötung — Das Unbehagen in der Kultur — Ueber libidinöse Typen — Ueber die weibliche Sexualität — Zur Gewinnung des Feuers) / **Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse** (Revision der Traumlehre — Traum und Okkultismus — Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit — Angst und Triebleben — Die Weiblichkeit — Aufklärungen, Anwendungen, Orientierungen — Ueber eine Weltanschauung / **Warum Krieg** / **Aeltere Schriften** (Der Familienroman der Neurotiker — Psycho-Analysis) / **Geleitworte zu Büchern** (Vorrede zur hebräischen Ausgabe der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" — Vorrede zur hebräischen Ausgabe von „Totem und Tabu" — Geleitwort zu „The Psychoanalytic Review", Vol. XVII, 1930 — Vorwort zu „Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut" — Geleitwort zu „Elementi di Psicoanalisi" von Edoardo Weiss — Geleitwort zu „Allgemeine Neurosenlehre" von Hermann Nunberg — Vorwort zu „Edgar Poe, Etude psychanalytique" par Marie Bonaparte) / **Gedenkartikel** (Ernest Jones zum 50. Geburtstag — Sándor Ferenczi †) / **Vermischte Schriften** (Brief an Maxim Leroy über einen Traum des Cartesius — Goethe-Preis 1930: Brief an Dr. Alfons Paquet, Ansprache im Frankfurter Goethe-Haus — Das Fakultätsgutachten im Prozeß Halsmann — Brief an den Bürgermeister der Stadt Příbor-Freiberg — Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus)

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE









ALMA
NACH

1938

I·P·V

Almanach der Psychoanalyse 1938